

JONAH I. GARDE

TRANS*
GESCHICHTEN
DER MODERNE

»GESCHLECHTSUMWANDLUNG«
IM 20. JAHRHUNDERT
UND IHRE KOLONIALEN GEISTER

[transcript] queer studies

Jonah I. Garde
Trans* Geschichten der Moderne

Jonah I. Garde (Dr. phil.), geb. 1988, ist Banting Postdoctoral Fellow am Department of Central, Eastern, and Northern European Studies an der University of British Columbia in Vancouver. Garde promovierte 2023 an der Universität Bern im Fach Gender Studies und forscht an der Schnittstelle von Trans Studies, Cultural Studies, Affekten und Geschichte.

Jonah I. Garde

Trans* Geschichten der Moderne

»Geschlechtsumwandlung« im 20. Jahrhundert und ihre kolonialen Geister

[transcript]

Die erste Fassung der vorliegenden Publikation ist 2023 von der philosophisch-historischen Fakultät an der Universität Bern als Dissertation angenommen worden. Gutachterinnen: Prof. Dr. Patricia Purtschert, Prof. Dr. Elahe Haschemi Yekani; Datum der Promotion: 17.03.2023

Die dieser Studie zugrunde liegende Dissertation wurde durch ein Promotionsstipendium der Rosa-Luxemburg-Stiftung sowie ein Mobilitätsstipendium der Universität Bern gefördert.

Die Open-Access-Ausgabe wird publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2025 © Jonah I. Garde

transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Maria Arndt

Umschlagabbildung: iStock / sdominick

Korrektorat: Antke A. Engel

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839403150>

Print-ISBN: 978-3-8376-7730-0 | PDF-ISBN: 978-3-8394-0315-0

Buchreihen-ISSN: 2703-1365 | Buchreihen-eISSN: 2703-1373

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Danksagung7

1. Einleitung: Koloniale Geister in den Knochen: Trans* Geschichte

als Kolonialgeschichte 11

 Von Skeletten und Archiven 13

 Trans* Geschichte(n) und ihre Spannungsfelder 21

 Trans* Modernität und ihr kolonialer Unterbau 36

 Jenseits der Binaritäten des Archivs: Denken mit dem Asterisk 50

2. Asteriske in der Geschichte der Moderne: Österreich im Trans*Atlantik 59

 Österreich (post)kolonial: Verdrängte Geschichten, geisterhafte Gegenwarten 65

 Ohne Kolonialität keine Moderne: »Rasse« und Geschlechterbinarität 88

 Versuche, das Unfassbare zu erfassen 96

3. Vergraben im Schutt der Geschichte: Das Wiener Institut

für Sexualforschung 99

 Wien als Stadt des Sexes: Transnationale Transfers und lokale Eigenheiten 101

 Eine »Wiener Schule«: Das *Institut für Sexualforschung* 103

 Verloren und doch nicht leer: Archivale Affekte und beunruhigende Bindungen 114

4. Geschlecht als Experiment: Eugen Steinach

und die »künstliche Geschlechtsumwandlung« 117

 Eugen Steinach und die *Biologische Versuchsanstalt* 121

 Ratten im Archiv: Formbare Körper, moderne Transformationen 127

 Verwobene Geschichten: Steinachs Forschungen im kolonialen Gefüge der Moderne ...148

 Laboratorien der Kolonialität, Laboratorien der Moderne172

5. Animalische Verbindungen: Transgressionen der natürlichen Ordnung	
der Dinge	175
Von Meerschweinchen, Monstern und Massenmedien	180
Animierte Diskurse: Animalität, Primitivität und Hierarchien der Wandelbarkeit	185
Kolonialer Spuk: »Geschlechtsumwandlung« und die Geister der <i>Mujerados</i>	190
Tier, Monster, Mensch? Die vielen Nachleben der Julia Pastrana	195
Grenzfiguren und die Reaktualisierung der ontologischen Ordnung	213
 6. Trans* Horizonte auf der Leinwand: Visuelle Grammatiken	
der »Geschlechtsumwandlung«	217
Geschlecht zwischen Wissenschaft und Spektakel: DER STEINACH-FILM (1923).....	221
Gewaltvolle Repräsentationen, intime Gesten: MYSTERIUM DES GESCHLECHTES (1933)	237
Visualisierungen der Moderne zwischen Riesenrad und Labor	242
 7. Conclusio: Trans* Modernität provinzialisieren	245
 Bibliografie	253
Archivalien	253
Filme	253
Musik	254
Primärliteratur	254
Sekundärliteratur	260

Danksagung

We shall be known by the company we
keep by the ones who circle round to
tend these fires

We shall be known by the ones who sow
and reap the seeds of change alive from
deep within the earth

—— *MaMuse, We Shall Be Known, 2018*

»Freedom« and »friend« share the same
early Indo-European root:

*fri-, or *pri-, meaning »love«

—— *Nick Montgomery und carla
bergman, Joyful Militancy, 2017*

Dieses Buch ist das Ergebnis eines langen Prozesses, der ohne die Unterstützung, die Liebe und Freund_innenschaft und das kritische Denken zahlreicher Personen, die vor mir kamen und die mich auf diesem Weg begleiteten, nicht möglich gewesen wäre. Sie haben mir geholfen, innerhalb der Universität, in der so viele von uns nie vorgesehen waren, ein Zuhause und ein Gefühl der Zugehörigkeit zu finden. Ihnen allen gebührt mein Dank.

Beim Team des *transcript* Verlags, insbesondere bei Linda Mönnikes und Johanna Tönsing, bedanke ich mich für die professionelle Unterstützung in der Fertigstellung des Buches. Bei Antke Engel bedanke ich mich für das sorgfältige Lektorat. Für die Finanzierung der Publikation bedanke ich mich beim *Schweizerischen Nationalfonds*.

Dieses Buch ist die überarbeitete Fassung meiner Dissertation »Trans* Geschichte(n) der Moderne: »Geschlechtsumwandlung« und ihre kolonialen Geister im frühen 20. Jahrhundert in Österreich«, mit der ich 2023 im Fach Gender Studies an der Universität Bern unter der Supervision von Prof. Dr. Patricia

Purtschert und Prof. Dr. Elahe Haschemi Yekani promoviert wurde. Deren zugewandte und engagierte Betreuung, ihre Bereitschaft, mit mir und meinem Text zu denken sowie ihre scharfsinnigen Hinweise haben immer wieder zentrale Impulse für meine Auseinandersetzung geliefert und geholfen, Erkenntnisse zu überdenken und präziser zu fassen. Für das entgegengebrachte Vertrauen und die stetigen Ermutigungen, die Grenzen wissenschaftlicher Konventionen auszutesten und den Fragen zu folgen, die mir am Herzen liegen, möchte ich mich bedanken.

Die *Graduate School* am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern hat das intellektuelle feministische Umfeld geboten, in dem ich Ideen entwickeln, erproben und verwerfen konnte. Dafür bedanke ich mich bei allen Kollegiat_innen, mit denen ich diskutieren und von denen ich lernen durfte. Insbesondere gilt mein Dank Michèle Amacker, Tina Büchler, Julia Büchele und den Teilnehmer_innen der Datenwerkstatt sowie den vielen Workshopleiter_innen für das engagierte Arbeiten an feministisch-kritischen Denkräumen an der Universität. Dieses Buch wäre nicht zu dem geworden, was es ist, ohne Jovita dos Santos Pinto, Meral Kaya und Manuela Hugentobler. Sie waren kritische Wegbegleiter_innen und solidarische Kompliz_innen dieser Arbeit. Ihre Gedanken und Fragen sind an zahllosen Stellen in den Text eingeflossen. Große Teile dieser Arbeit sind im Laufe der COVID-19 Pandemie und in einer Zeit entstanden, die von globalem rassistischem und anti-semitischem Terror, Genoziden, transphober Gewalt und einer sich beständig zuspitzenden Klimakatastrophe geprägt ist. All dies macht es immer wieder fast unmöglich, sich auf irgendetwas zu konzentrieren. Unsere digitale Schreib- und Austauschgruppe hat mich in dieser Zeit über Wasser gehalten. Dafür danke ich von ganzem Herzen.

Bei Belinda Kazeem-Kamiński bedanke ich mich für das Vertrauen in mein Projekt und die Bereitschaft, ihre Filme mit mir zu teilen. Die Genauigkeit und die Fürsorge, mit der sie forscht, waren und sind immer wieder Inspirationsquellen.

Darüber hinaus gilt mein Dank den Archivar_innen und Bibliothekar_innen des *Bundesarchivs* in Berlin, des *Filmarchivs Austria*, der *Magnus-Hirschfeld-Gesellschaft* in Berlin, der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften*, *QWIEN*, der *Medizinischen Universität Wien*, des *Wiener Stadt- und Landesarchivs*, der *Wienbibliothek im Rathaus*, des *Schering-Archivs*, des *Archivs des Schönbrunner Zoos* und der *Transgender Archives* an der University of Victoria. Ohne ihre Arbeit und ihr immenses Wissen wäre es unmöglich gewesen, das vorliegende Buch zu schreiben.

Dank gebührt auch meinen gegenwärtigen Kolleg_innen am *Department of Central, Eastern, and Northern European Studies* an der *University of British Columbia*, die mich beim Fertigstellen des vorliegenden Buchmanuskripts unterstützt haben, allen voran Ervin Malakaj.

Dieses Buch hat im Austausch mit einer internationalen intellektuellen Gemeinschaft von Forscher_innen Gestalt angenommen. Ich bin unendlich dankbar für die großzügigen Rückmeldungen, die kritischen Fragen und die Kollegialität von Laurie Marhoefer, Jennifer Evans, Katie Sutton, Ina Linga, Birgit Lang und Eliza Steinbock.

Das gemeinsame Denken, Diskutieren und solidarische Zusammenarbeiten mit anderen trans* Theoretiker_innen und Historiker_innen hat mich immer wieder ermutigt, auch in kritischen Momenten nicht den Glauben in dieses Projekt zu verlieren. Besonders der Austausch mit und die wertschätzenden Worte von Yv E. Nay waren ein Anker in stürmischen Zeiten. Die Solidarität mit und Unterstützung von anderen trans* Nachwuchswissenschaftler_innen, die im Feld *Trans History* arbeiten, war transformativ. Mein besonderer Dank gilt Chanathip Esther Suwannanon, Jamey Jesperson, Chris Aino Philak und Xavier Nunn. Ihre Leidenschaft für trans* Geschichten, ihr Humor und ihre Einsichten waren und sind wichtige Inspirationen.

Gespräche mit Freund_innen und Kompliz_innen haben über die Jahre dazu beigetragen, meine Gedanken zu formen, Knoten zu lösen und mich immer wieder aller Krisen und Zweifel zum Trotz darin bestärkt, nicht aufzugeben. Neben den bereits genannten möchte ich mich besonders bei Anna Janowiak, Dani Baumgartner, Leon_Ly* Antwerpen, Katharina Wiedlack, Iain Zabalotnaya, Sushila Mesquita, Gökçe Ergör, Reem Kadhum, Nick Prokesch, Karo Heckemeyer, Hanna Al-Taher, Simon Harder, Emily Gale, Eryn Rogers und Mischa Greig bedanken. Ihre Freund_innenschaft ist lebenserhaltend.

Bei meiner Familie Hanna Garde, Marcel Eick, Gina Sandau, Anna Teska, Mio und Mads, Mathias Garde und Katia Garde bedanke ich mich für ihre anhaltende Unterstützung.

Oskar Mehlhorn danke ich für seine Neugierde und Kreativität, die mich immer wieder daran erinnern, dass es Spaß macht, Fragen zu stellen. Bente Mehlhorn danke ich für Liebe, Magie sowie die vielen Ermutigungen und inspirierenden Gespräche auf dem Weg zu diesem Buch. Deine Offenheit für noch nicht zu Ende gedachte Gedanken, dein Interesse, dein aufmerksames Zuhören und der Möglichkeitsraum, den du schaffst, haben mich immer wieder angespornt. Danke dafür!

Vancouver, März 2025

1. Einleitung: Koloniale Geister in den Knochen: Trans* Geschichte als Kolonialgeschichte

Ask the colonial ghosts if they live in your bones. Ask the colonial ghosts if they live in your bones. Ask the colonial ghost what they took and they'll tell you that...You're dancing on it. You're dancing on it.

—— *Rae Spoon, Come On Forrest Fire Burn the Disco Down*, 2008

To write stories concerning exclusions and invisibilities is to write ghost stories.

—— *Avery Gordon, Ghostly Matters*, 2008

Die Matte, auf der ich liege, ist unangenehm kalt. Während das über mir montierte Gerät langsam und surrend meinen Körper entlangfährt, stellen sich die Haare an meinen Armen auf. Das Gerät wirkt schwer und klobig und mit jeder Minute, die ich still liegen muss, wächst meine Angst, dass es abbrechen und auf mich herabfallen wird. Doch dann ist es plötzlich still. Das Surren hat aufgehört und die Ärztin, die zuvor das Zimmer verlassen hatte, betritt den Raum. Das Zimmer befindet sich auf einem der zahlreichen düsteren und verwinkelten Korridore des Wiener Allgemeinen Krankenhauses, dessen dunkelgrün und orange gestrichenen Wände schon lange aus der Mode gekommen sind. Die riesigen Betontürme am Währinger Gürtel, die heute das Allgemeine Krankenhaus beherbergen, wurden in den 1960er Jahren auf dem Gelände der ehemaligen Landesirrenanstalt errichtet. Die Schreie und das Stöhnen derjenigen, die dort eingesperrt und misshandelt wurden, spuken noch heute durch die Gänge des Krankenhauses.

Aber es ist nicht nur die Architektur, die von den Geistern vermeintlich vergangener Tage heimgesucht wird. Nach wenigen Minuten halte ich ein Röntgenbild von meinem Skelett in den Händen, daneben Tabellen und Grafiken, die die Ergebnisse der Knochendichtemessung im Verhältnis zu Normwerten einordnen und verbildlichen. Im Versuch, dem Befund schon irgendetwas abzugewinnen, bevor ich ihn einige Stockwerke höher meiner Endokrinologin zur Interpretation überreichen werde, wandert mein Blick zwischen den Tabellen, Grafiken und der Röntgenaufnahme hin und her, nur um immer wieder auf dem Bild meines Skeletts zu verweilen. Es zieht meinen Blick magisch an, aber je länger ich es betrachte, desto unwohler fühle ich mich; von den Zehen bis zur Spitze des Kopfes bloßgestellt, das Innerste nach außen gekehrt, sichtbar gemacht und vermessen. Gleichzeitig hat es etwas Gespenstisches, mich selbst so zu sehen, als hätten meine Knochen ein Eigenleben, das mir ansonsten verborgen bleibt.

Erst im Hinausgehen fällt mir die obere Zeile des Befundes auf, in der meine Daten festgehalten wurden: Links ein Name, den ich schon lange nicht mehr als meinen erkenne, die Patient_innenziffer und mein Geburtsdatum, rechts Angaben zu Größe, Gewicht und Alter und in der Mitte: *Sex: Female, Ethnicity: White*.

Stutzend über die Markierung von Geschlecht und »Ethnizität« auf dem Befund drehe ich noch einmal um und frage die Ärztin, was es mit diesen Angaben auf sich hat. Sie erklärt mir schulterzuckend, das Gerät sei aus den USA und dort seien diese Angaben relevant; im Gegensatz zu Österreich, denn hier gäbe es schließlich kaum nicht-weiße Menschen. Ich bin zu perplex, um darauf zu reagieren. Stattdessen denke ich über alle möglichen Erwiderungen nach, während ich mit dem Dokument in der Hand zwei Stockwerke hinaufgehe, um mir endlich die chefürztliche Bewilligung zum Beginn der Hormontherapie abzuholen, auf die ich schon so lange wartete.

Das vorliegende Buch ist gewissermaßen eine längst überfällige Antwort auf diese gewaltvollen Kategorisierungen und ihre Verschränkungen, auf die kolonialen Geister, die sie auch in Österreich wachrufen, und die verdrängten Geschichten, die ihnen zugrunde liegen. Es ist das Ergebnis von jahrelanger »Knochenarbeit«, sowohl im herkömmlichen Sinne einer anstrengenden und komplexen Arbeit als auch im Sinne der Wortherkunft, die auf die Arbeit in Beinhäusern – den Aufbewahrungsorten von Gebeinen – verweist. Dieses Buch wendet sich jenen vergessenen Knochen und Gebeinen zu, auf denen wir unsere Häuser errichtet haben.

Von Skeletten und Archiven

Dieses Buch beginnt nicht zufällig mit dem Bild eines gespenstischen Skeletts; mit Hormonen und Knochen, ihrer Vermessung und Klassifizierung entlang von Geschlecht und »Ethnizität«¹ sowie den Geistern, die diese wachriefen. Trans* Personen, die wie ich in Österreich Zugang zu einer geschlechtsangleichenden Hormontherapie erhalten wollen, müssen neben zahlreichen psychopathologisierenden Begutachtungsprozessen auch ein sogenanntes Risiko-Screening über sich ergehen lassen, das feststellen soll, ob eine Hormonbehandlung gesundheitliche Risiken bergen könnte. Zu diesem Risiko-Screening zählt auch die oben beschriebene Knochendichtemessung. Diese beruht auf der Annahme, dass Geschlecht und »Ethnizität« beziehungsweise »Rasse« entscheidende Variablen seien, die die Dichte der Knochen und somit das Risiko von Brüchen oder Osteoporose beeinflussen.

In einer zweiteilig angelegten Studie, »The Bare Bones of Sex« (2005) und »The Bare Bones of Race« (2008), analysiert die Biologin und Geschlechterforscherin Anne Fausto-Sterling zeitgenössische medizinische Fallstudien hinsichtlich der Bedeutung von Knochendichte als Differenzmerkmal. Sie kommt zu dem Schluss, dass medizinische Studien, die ein Korrelieren von Geschlecht (codiert durch vermeintlich geschlechtsspezifische Hormone), »Rasse« und Knochendichte behaupten, nicht nur theoretisch wie empirisch inkohärent sind, sondern auch Knochen und Knochendichte fälschlicherweise als permanentes Merkmal individueller Körper konstruieren (Fausto-Sterling 2008: 670). Die Entwicklung von Knochen, ihr Wachstum und ihre Dichte seien jedoch nicht durch Geschlecht und »Rasse« determiniert, also vermeintlich natürlich, sondern vielmehr Ausdruck und Ergebnis sozialer Verhältnisse und individueller Lebensgeschichten, die Knochen formen, zum Beispiel körperliche Belastung durch unterschiedliche Arbeitsformen, Aktivitäten wie Sport und Kinderspiele, Ernährung und Vitaminzufuhr. Knochendichte als

1 »Ethnizität« bezieht sich hier auf die Vorstellung, es gäbe biologische Unterschiede zwischen Menschen, die als bestimmten »ethnischen Gruppen« zugehörig definiert werden. Ich bin ich der Meinung, dass es sich hierbei um eine sprachliche Beschönigung und Verschleierung rassistischer Denkmuster handelt. Um demgegenüber die andauernde Kontinuität und Wirksamkeit kolonialrassistischer und nationalsozialistischer Diskurse sichtbar zu machen, spreche ich im Folgenden stattdessen von »Rasse«.

messbare biologische Einheit ist demnach nichts Essenzielles, also einem individuellen Körper inhärent und vorbestimmt, sondern sie wird durch soziale, kulturelle, ökonomische und geopolitische Faktoren hervorgebracht. »Culture shapes bones« – Kultur formt Knochen, wie Fausto-Sterling (2005: 1491) überzeugend darlegt. Angesichts dieser biologisch fundierten Erkenntnisse stellt sich die Frage, warum sich der Glaube an die essenzielle Verbindung von Geschlecht, »Rasse« und Knochen(dichte) dennoch hartnäckig hält und auf welche historischen Diskurse und Praktiken dies zurückgeht.

Die Vermessung und Klassifizierung von Knochen haben eine lange Geschichte in Europa und auch in Österreich, die aufs Engste mit der kolonialen Expansion und der wissenschaftlichen Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht verbunden ist. Die Vermessung von Körpern, Skeletten und insbesondere Schädeln war im 18. und 19. Jahrhundert eine verbreitete Praxis, mithilfe derer vermeintlich biologische Unterschiede und damit verbundene Eigenschaften zwischen Menschengruppen konstruiert wurden, die wiederum eine pseudowissenschaftliche Legitimation der Ausbeutung, Unterwerfung und Versklavung lieferten. Die Vorstellung, dass bestimmte Körper aufgrund ihres Geschlechts und der ihnen zugeschriebenen »Rasse« stärkere Knochen hätten, korreliert somit auch auf komplexe und unbequeme Art und Weise mit kolonialrassistischen Diskursen über die extreme körperliche Belastbarkeit Schwarzer Menschen, welche sie als prädestiniert für die Konditionen der Versklavung erschienen ließ.

Eine besondere Rolle nahm dabei ab dem späten 18. Jahrhundert die in der vergleichenden Anatomie und physischen Anthropologie angewandte Vermessung von Schädeln ein. Mithilfe dieser empirischen und damit vermeintlich objektiven Untersuchungsmethode, die auf der Idee basierte, dass eine Relation zwischen Schädel- und Gehirngröße bestehe und sich anhand von Größe und Form menschlicher Schädel Geschlecht und »Rasse« bestimmen ließe, wurde behauptet, Intelligenzunterschiede zwischen weißen und Schwarzen Personen, aber auch zwischen weißen Männern und weißen Frauen nachweisen zu können. Die Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht stützen sich gegenseitig. Auf diese Weise konnte behauptet werden, das hierarchische Weltbild, an deren Spitze der weiße Mann steht, sei wissenschaftlich nachweisbar und »natürlich«. Ebenso dienten diese Vermessungs- und Klassifizierungspraktiken dazu, Evolutionstheorien zu untermauern, die Schwarze Personen als das fehlende Glied – den *missing link* – zwischen Menschen und Affen darstellten und diese damit in ein hierarchisches Verhältnis einordnete, das sie in der Nähe von Tieren positionierte.

Das entsprechende »Material« für die diesen Theorie zugrunde liegenden Klassifizierungspraktiken – also Vermessungen an lebenden »Objekten« aber auch menschlichen Überresten wie Skelette und Schädel – wurde häufig im Zuge kolonialer Forschungsreisen »gesammelt«.² Diese »Sammel-Tätigkeit« war in strukturelle Gewaltverhältnisse eingebunden, da sie einerseits auf der Plünderung von Grabstätten beruhte, andererseits aber auch durch den fehlenden Konsens der Nachfahr_innen und Gemeinschaften in Bezug auf den Umgang mit den menschlichen Überresten der Verstorbenen geprägt war. Diese Gewaltverhältnisse wirken bis heute durch die zum großen Teil noch immer ausstehenden Restitutionen der menschlichen Überreste fort (vgl. Legassick/Rasool 2000).

Gleichzeitig wird in der einleitenden Vignette »Rasse« selbst zum Gespenst, das direkt nach seinem Erscheinen in Österreich mit dem Verweis der Ärztin, dass die Messgeräte in den USA produziert werden, erneut verdrängt und in ein nicht-europäisches Außen verlagert wird. Die durch die Ärztin geäußerte Vorstellung, dass die Kategorie »Rasse« für den österreichischen (oder gar europäischen) Kontext keine Relevanz (mehr) besitze, und die Auslagerung der Kategorie »Rasse« (und damit verbunden auch die gleichsame Externalisierung von Rassismus) in die USA bezeichnet Fatima El-Tayeb (2011: xvii) als Ausdruck einer europäischen »ideology of racelessness«. Während das Konzept der »Rasse« und dessen (pseudo-)wissenschaftliche Begründung zwar im Europa der Aufklärung seinen historischen Ursprung hat, herrscht hier nicht zuletzt seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem im Kontext der postnazistischen Vergangenheitsbewältigung 1950 verfassten *UNESCO Statement of Race*, welches Theorien zur Existenz biologischer »Rassen« diskreditiert, die Vorstellung vor, dass »Rasse« in Europa keine Bedeutung habe. Diese Ideologie macht die fortwährende und alltägliche Präsenz von »Rasse« sowie die Effekte rassifizierter Macht und rassistischer Strukturen in Europa unsichtbar und damit häufig auch un(be)sprechbar (vgl. El-Tayeb 2011; dies. 2016; Wekker 2016). Das Sprechen über »Rasse« und Rassifizierung erscheint somit als unzeitgemäß und nicht in die europäische Gegenwart gehörend.

Dieses Buch nimmt die in dieser Vignette sichtbar werdende fortwirkende Bedeutung pseudo-wissenschaftlicher und kolonial-rassistischer Theorien zur

2 Der Begriff »sammeln« suggeriert das Zusammentragen gefundener und frei verfügbarer Objekte, auf die es keinerlei (konkurrierende) Besitzansprüche gibt. Von anthropologischen »Sammlungen« menschlicher Überreste zu sprechen, verschleiert demnach den gewaltvollen und bisweilen auch illegalen Kontext ihres Zustandekommens.

Verbindung von »Rasse«, Geschlecht und Menschlichkeit zum Anlass, um danach zu fragen, welche Verbindungslinien zwischen Kolonialgeschichten und trans* Geschichten bestehen. Was passiert mit unserer Perspektive auf trans* Geschichtsschreibung, deren Inhalte und Subjekte, wenn Kolonialgeschichte und die von ihr produzierten Geister in den Mittelpunkt gestellt werden? Wie verändert eine solche Verschiebung nicht nur unseren Blick darauf, was trans* Geschichte umfasst, sondern auch auf die kolonialen Geister, von denen ihre Erzählung noch heute heimgesucht wird?

Es mag zu vereinfacht erscheinen, eine direkte Verbindung zwischen (m)einer Knochendichtemessung im Rahmen einer sogenannten geschlechtsangleichenden Hormontherapie im 21. Jahrhundert und den Knochen- und Körpervermessungspraktiken des 18. und 19. Jahrhunderts sowie den damit verwobenen Geschichten, kulturellen Bildern und kolonialen Wissenssystemen vorzuschlagen. Die Persistenz von »Rasse« in den medizinischen Normen und Praktiken, die heute »Transsexualität« als Diagnose konstituieren und deren »Behandlung« bestimmen, weist jedoch darauf hin, dass trans* Geschichte und Kolonialgeschichte zusammengedacht werden müssen. Der Aufgabe, diese im ersten Moment unwahrscheinlich erscheinenden Verbindungen herauszuarbeiten, der Verflechtungsgeschichte weitere Fluchtlinien hinzuzufügen und dabei den gewaltsam verdrängten Geistern und ihren Geschichten Raum zu geben, widmet sich die vorliegende Studie aus einer *postkolonialen*, *intersektionalen* und *trans*feministischen* Perspektive. Mein Blick richtet sich dabei vor allem auf Österreich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, um nachzuvollziehen, wie diese Geschichten sich gegenseitig konstituierten und wie Verflechtungen in die Gegenwart hineinwirken. Damit reagiere ich auch auf ein dringendes Forschungsdesiderat, denn die Aufarbeitung von trans* Geschichte in Österreich ist bislang vor allem auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts beschränkt. »Die Geschichte von Trans* Personen und Trans*Bewegungen in Österreich ist eine (fast) ungeschriebene, eine verschwiegene, eine »vergessene« Geschichte«, hält Persson Perry Baumgartinger (2013: 151) fest.³ Ein weit verbreitetes und oft wiederholtes Sentiment bezüg-

- 3 Tatsächlich leisten Baumgartingers eigene Arbeiten einen zentralen Beitrag zur Aufarbeitung dieser Geschichte. So hat er mit *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte* (2017) nicht nur die erste deutschsprachige Einführung in die *Trans Studies* verfasst, die auch wichtige Einblicke in die Entwicklung der Trans*Bewegung in Österreich gibt, sondern mit seiner Abhandlung *Die staatliche Regulierung von Trans* (2019) auch die bislang einzige Monografie vorgelegt, die sich aus einer kritischen Perspektive mit dem österreichischen »Transsexuellen-Erlass« und den spezifischen Formen der

lich der Frage nach dem Inhalt und den Subjekten von trans* Geschichte in Österreich im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert ist, dass es sie schlichtweg nicht gegeben hätte. Die Reaktionen diverser österreichischer Archive auf mein Forschungsinteresse scheinen diese Beobachtung zu bestätigen, denn immer wieder endeten Rechercheanfragen mit der Antwort, dass sie keine Materialien beherbergen, die trans* Leben im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert bezeugen könnten. Die Suche nach trans* Geschichte(n) in Österreich gestaltet sich, in den Worten der trans* Aktivistin Gloria G., nicht selten als eine Suche nach etwas, »das es offiziell gar nicht gibt« (G. 2001: 271).

In diesem Sinne widerspreche ich mit dieser Studie gleich zwei sich im öffentlichen Diskurs aber auch in der Wissenschaft hartnäckig haltenden Narrativen: *Erstens*, dass Österreich keine nennenswerte Kolonialgeschichte und *zweitens*, dass Österreich keine trans* Geschichte vor dem späten 20. Jahrhundert habe. Demgegenüber schlage ich vor, trans* Geschichten in Österreich *als* Kolonialgeschichten zu denken und *vice versa*. Geschichten im Plural verweist darauf, dass es hierbei nicht um *die eine* trans* und Kolonialgeschichte geht, die die Gesamtheit aller Ereignisse, Phänomene und Erfahrungen abdecken würde, sondern darum, dass diese historischen Narrative multipel, überlappend und zugleich fragmentiert sind. Ich begründe dies, indem ich zwei insbesondere im deutschsprachigen Raum kaum verknüpfte Forschungsfelder miteinander verbinde: Trans Studies und postkoloniale Forschung.

Trans oder Transgender Studies sind ein relativ junges, transdisziplinäres und heterogenes Forschungsfeld, das sich in den USA ab den 1990er Jahren zu formieren begann. In der deutschsprachigen Forschungslandschaft ist es nach wie vor unterrepräsentiert, auch wenn sich in den letzten Jahren ein deutlicher Anstieg an Forschungsarbeiten, die sich dem Feld zuordnen, feststellen lässt. Eigene dem Feld gewidmete Lehrstühle gibt es bislang jedoch nicht. Kernanliegen der Trans Studies ist es, die »normativen sozialen, kulturellen und politischen Regime, die bestimmte Körper und Identitäten als ›normal‹ und ›natürlich‹ darstellen und andere als pathologisch verwerfen« (Garde/Nay 2023: 45f.), zu untersuchen. Sie zielen darauf ab, die Dichotomie

Regulation von Geschlecht und Geschlechtertransgression in Österreich auseinander setzt. Jedoch fokussiert Baumgartinger mit dem Ziel, die Geschichte einer sozialen Bewegung aufzuzeichnen und diese hinsichtlich ihrer Beziehung zum Staat und dessen Regierungsformen zu kontextualisieren, vornehmlich auf die 1980er und 1990er Jahre. Seine Arbeiten geben daher nur wenig Aufschluss über trans* Leben in Österreich zur langen Wende des 19. Jahrhunderts.

zwischen dem Überschreiten und dem Fixieren von Geschlechtergrenzen zu hinterfragen. Wie Baumgartinger (2017) in seiner deutschsprachigen Einführung in die Trans Studies schreibt, sind diese demnach weder auf der Suche »nach dem subversiven Geschlecht« (ebd.: 32) noch der »Wahrheit« über trans* Personen. Vielmehr sind Trans Studies an der Analyse ineinandergreifender Unterdrückungsregime von Geschlecht und Geschlechternormen sowie deren Reibungen und Widersprüchen interessiert (vgl. ebd.: 28). Trans Studies verstehen sich als ein erkenntnistheoretisches Projekt, das in ein diskursives Feld interveniert, in welchem trans* Leben und trans* Identitäten objektiviert werden (vgl. Stone 1991, Stryker 2006). Aufbauend auf Michel Foucaults Verständnis von Kritik als Praxis der Entunterwerfung (vgl. Foucault 1992 [1990]), ist Susan Strykers (2006: 12f.) Definition von *Trans Studies* als »(de)subjugated knowledges«, also (ent-)unterworfenen Wissen, zu einer kanonischen Referenz geworden. Die Auseinandersetzung mit der Historizität von trans* Leben ist ein zentrales Feld der Trans Studies, um das Paradigma der heteronormativen Zweigeschlechtlichkeit als ein westliches Konzept, das eng mit der europäischen Moderne verbunden ist, zu entlarven.

Postkoloniale Forschung verfolgt ebenfalls das Interesse, das gegenwärtige Fortwirken kolonialer Gewalt als Kehrseite der europäischen Moderne in den Fokus der Auseinandersetzung zu rücken. Postkoloniale Theorien erklären, dass und wie nicht nur die ehemals kolonisierten Länder durch die Geschichte kolonialer Herrschaft und anti-kolonialen Widerstands geprägt wurden, sondern diese auch die kolonialen Metropolen zutiefst geformt haben. Wie Andreas Eckert und Shalini Randeria treffend formulieren: »Wir leben alle in einer postkolonialen Welt, nicht nur jene Menschen in und aus ehemals kolonisierten Gebieten« (Eckert/Randeria 2009: 11). Eine zentrale Prämisse postkolonialer Forschung lautet, dass die Moderne keine europäische Errungenschaft ist, sondern vielmehr auf den durch den transatlantischen Sklavenhandel und den europäischen Kolonialismus etablierten Ausbeutungssystemen beruht. In anderen Worten versteht postkoloniale Forschung die Moderne als Ergebnis globaler Interaktionen und asymmetrischer Machtverhältnisse. Diese lassen sich nicht auf aktive Subjekte im globalen Norden und passive Objekte im globalen Süden reduzieren. Vor allem wird die Geschichte des Kolonialismus nicht als abgeschlossen verstanden. Vielmehr wirken koloniale Diskurse in der Gegenwart fort.

Auseinandersetzungen mit Historizität, Geschichtsschreibung, Archiven und Erinnerungspolitiken sind demnach zentrale Aushandlungsfelder sowohl der postkolonialen Forschung als auch der Trans Studies. Dabei sind beide For-

schungsansätze damit konfrontiert, dass die Geschichten derjenigen, die sie in den Vordergrund rücken möchten – trans* und geschlechtsnonkonforme Personen sowie kolonisierte und rassifizierte Subjekte – in hegemonialen Archiven nur schwer auffindbar sind. Allzu häufig wurde Geschichte aus der Perspektive jener verfasst, die von außen auf sie blickten: Weiße Kolonisator_innen und europäische Reisende etwa, oder (überwiegend männliche) Ärzte, Sexualwissenschaftler und Gerichtsmediziner. Eine Ursache dieser Abwesenheit ist die gewaltsame Konstituierung der Archive selbst. Sie sind keine neutralen Speicherorte, in denen historische Schriftstücke, Akten, Briefe, Urkunden und weitere Archivgüter aufbewahrt werden, sondern zutiefst verbunden mit Formen staatlicher und gesellschaftlicher Macht und schon immer durch Gewalt konstituiert. Abgeleitet vom griechischen *arkhe* bezeichnet das Archiv gleichzeitig den Ort des Ursprungs und der Kontrolle, was auf die enge Verschränkung von Macht und Archiv hinweist. So gibt es Derrida zufolge keine politische Macht ohne die Kontrolle über das Archiv (vgl. Derrida 1996: 4). Durch die Sammlung von Aussagen und Artefakten etabliert das Archiv diese als historische Ereignisse und produziert so Bedeutung. Dabei verschleiert das Archiv seine eigene Wahrheitsproduktion, indem es die in ihm gesammelten Ereignisse als historische Fakten präsentiert und somit die machtvolle Narration der Geschichte im Singular als einzige, wahre und faktische naturalisiert. So formt die Entscheidung darüber, was in ein Archiv aufgenommen, gesammelt und dort für kommende Generationen bewahrt wird, das hegemoniale Gedächtnis und die dominante Geschichtserzählung. In diesem Sinne bestimmt das Archiv »das Gesetz dessen, was gesagt werden kann« (Foucault 1973 [1969]: 186). Diese machtförmige Konstitution des Archivs produziert notwendigerweise Abwesenheiten, Schweigen und Gewalt. Die Geschichten jener gesellschaftlichen Gruppen, die historisch marginalisiert wurden, die strukturell keine Kontrolle über das Archiv hatten oder deren historische Traditionen im Rahmen der privilegierten Schriftkultur des Archivs nicht intelligibel waren, sind im Archiv oft unauffindbar oder treten nur durch Gewalt verzerrt in Erscheinung. Insbesondere für Forschende, die sich mit minoritären Geschichten befassen – also den Geschichten von deprivilegierten, enteigneten oder entrechteten Personen – ist das Archiv in Stephen Bests Worten zu einem »repository of absence« (2011: 155) – einem Speicherort der Abwesenheit – geworden.

Dieses Problem wird in der Einleitung vertieft, um den theoretischen und methodischen Rahmen der Studie abzustecken. Dabei diskutiere ich zunächst, was es bedeutet, trans* Geschichte zu schreiben, was Geschich-

te »trans*« macht und wie innerhalb der Trans Studies mit der Frage nach historischer Evidenz und den Vorwürfen der Asynchronität und »Geschichtslosigkeit« von trans* Leben umgegangen wird. In einem zweiten Schritt stelle ich dominante Erzählungen von trans* Geschichte vor und prüfe diese auf ihre kolonialen Leerstellen. Schließlich wird das Denken mit dem Asterisk als Analyse, Methode und Kritik eingeführt. Diese Art des Denkens ermöglicht es, die verwobenen und verdrängten Geschichten, die im Zentrum dieses Buches stehen, zu analysieren. Kapitel 2 nutzt diesen Ansatz, um herauszuarbeiten, was der Begriff »Kolonialismus« für Österreich bedeutet, einen Staat, der sich unter dem Paradigma der »Neutralität« bis heute als frei von kolonialer Geschichte und Verantwortung inszeniert. Anhand verschiedener Schlaglichter österreichischer Kolonialgeschichte zeige ich, welche Rolle Geschlechterbinarität, Heteronormativität und Rassifizierung für koloniale Diskurse in Österreich gespielt haben und frage, was es bedeutet, Kolonialgeschichte aus einer trans*analytischen Perspektive zu betrachten. Anhand des bislang kaum bekannten Wiener *Instituts für Sexualforschung* und seinem verlorenen Archiv widmet sich Kapitel 3 der Geschichte der Sexualwissenschaften und ihrer globalen und kolonialen Verstrickungen. Kapitel 4 vertieft dies im Hinblick auf die Forschungsarbeit des österreichischen Endokrinologen Eugen Steinach, der in seinem biologisch-experimentellem Institut im Wiener Prater die Grundlagen für das legte, was wir heute als geschlechtsangleichende Hormontherapie bezeichnen. Das Kapitel zeigt auf, wie das im Tierversuch mit Ratten und Meerschweinchen produzierte Wissen zu Hormonen und der Wandel- und Formbarkeit von Geschlecht durch koloniale Diskurse über »Klima« und »Rasse« geprägt wurde. Zugleich arbeite ich heraus, dass dieses Wissen stets an der Schnittstelle von Wissenschaft und Spektakel artikuliert wurde. Dadurch wird nicht nur die Rolle des Labors als Ort kolonialer Wissensproduktion deutlich, sondern auch die verwobenen Geschichten, die Österreich als Teil des kolonialen Projekts begreifbar machen. In Kapitel 5 untersuche ich das kulturelle Archiv der »Geschlechtsumwandlung« und analysiere, welches Wissen über Geschlecht und dessen Wandelbarkeit in der medial vermittelten Öffentlichkeit durch Tageszeitungen und populärwissenschaftliche Magazine produziert wurde. Zugleich nimmt dieses Kapitel die Kritik am Anthropozentrismus von trans* Geschichte zum Anlass, danach zu fragen, wie dieses Wissen durch die Körper nicht-menschlicher Tiere, vermeintlicher Monster und rassifizierter »Anderer« unterfüttert wurde. Denn wie Onni Gust kritisch feststellt: »In the small but rapidly growing body of transgender history, humans sit at centre stage as both the manufacturers and

transgressors of gender« (Gust 2024: 113). Kapitel 6 führt diese Untersuchung des kulturellen Archivs der »Geschlechtsumwandlung« anhand von filmischen Darstellungen weiter und diskutiert wie das Anfang des 20. Jahrhunderts relativ junge Massenmedium Film neue »trans* Horizonte« auf der Leinwand produzierte.

Zusammengenommen verschaffen diese Kapitel anhand kolonialer, wissenschaftlicher und kultureller Archive einen Überblick über die multiplen, divergierenden und verwobenen Vorstellungen von Geschlecht und dessen Wandelbarkeit im späten 19. und vor allem im frühen 20. Jahrhundert in Österreich. In der Conclusio fasse ich die wichtigsten Ergebnisse der Studie zusammen und komme zu der Frage zurück, wie trans* Geschichte und die damit verbundene Formierung eines modernen transgeschlechtlichen Subjekts in Europa mit den Paradoxien der Moderne verwoben und durch diese bedingt ist: ihren Versprechen von Gleichheit und Freiheit und den gewaltsamen Projekten der transatlantischen Versklavung und des europäischen Kolonialismus. Ich argumentiere abschließend, dass einer Auseinandersetzung mit Kolonialgeschichte das Potential innewohnt, trans* Geschichte(n) und *Trans Studies* neu zu denken und *vice versa*.

Trans* Geschichte(n) und ihre Spannungsfelder

Kaum ein anderes historisches Feld erhält derzeit so viel mediale Aufmerksamkeit und ist so heiß umkämpft wie trans* Geschichte. In den aktuellen im globalen Norden geführten Kulturkämpfen spielt die Frage nach der Historizität von trans* Leben eine einzigartige Rolle. Auf der einen Seite stellen transantagonistische Akteur_innen infrage, dass trans* Personen – insbesondere Kinder und Jugendliche – eine Vergangenheit und eine Geschichte haben und stellen diese als einen »Trend« oder »neues« Phänomen dar, das wie kein anderes einen vermeintlichen Zerfall der Zivilisation und einen drohenden kulturellen Kollaps symbolisiere. Auf der anderen Seite wenden sich trans* Aktivist_innen und ihre Verbündeten der Geschichte zu, um eine *longue durée* von trans* Existenzweisen zu dokumentieren (vgl. LaFleur/Raskolnikov/Kłosowskal 2021: 13).⁴ Angetrieben von einem Hunger nach historischer Re-

4 Im deutschsprachigen Raum erhielt diese Diskussion in den letzten Jahren hinsichtlich der Frage, ob trans* Personen im Nationalsozialismus verfolgt wurden, besondere Brisanz. Zu den damit verbundenen Diskussionen um eine angemessene Erinnerungs-

präsentation suchen sie nach historischen Darstellungen, die Anleitungen zum (Über-)Leben in der Gegenwart bereitstellen (vgl. Malatino 2020: 51). »Knowing one's history is essential to having a clearly formed identity. [...] Trans* people need to know their past«, schreiben Aaron Devor und Lara Wilson (2015: 255). Doch um *wessen* Geschichte und um *wessen* Vergangenheit geht es hier? Was und wer wird erinnert? Und wie kommen wir überhaupt an diese Geschichten heran?

Nehmen wir als Beispiel die Geschichte von Sándor Vay (1859–1918), eine Person, deren historische Spuren aufgrund ihrer Geschlechtertransgression vielfach aufgegriffen wurden. Vays Geschichte taucht erstmals 1889 im Zuge eines Prozesses wegen Betruges und Urkundenfälschung im Archiv auf. Vays Schwiegervater hatte Anzeige erstattet, da sich Vay nicht nur unter Angabe falscher Tatsachen Geld von ihm erschwindelt, sondern auch den Trauschein mit seiner Tochter, Marie Engelhardt, gefälscht habe. Als Sarolta Vay in Gyón südlich von Budapest in eine adelige und angesehene Familie geboren, wurde Vay vom Vater als Sohn erzogen und lernte bereits als Kind allerlei männlich konnotierte Fertigkeiten wie Fechten, Reiten und Fischen. Im jungen Erwachsenenalter präsentierte Vay sich als Mann, nannte sich Graf Sándor Vay und arbeitete als Journalist und Schriftsteller.⁵ Vay reiste durch Europa und hatte diverse Liebschaften mit Frauen. Im Sommer 1887 lernte Vay während eines Aufenthalts in einem Badeort in Kärnten Marie Engelhardt kennen. Die beiden heirateten zwei Jahre später in Ungarn und lebten bis zu Vays Verhaftung gemeinsam als Ehepaar in Klagenfurt im Haus der Schwiegereltern. Nachdem Vay sich unter Angabe falscher Tatsachen vom Schwiegervater Geld geliehen hatte, begann dieser an der Identität des Grafen zu zweifeln, stellte eigene Nachforschungen in Budapest an und zeigte Vay schlussendlich wegen Betruges und Urkundenfälschung an.

Ausschlaggebend für den Ausgang des Verfahrens war der Bericht des k.u.k. Landesgerichtsarzt C. Birnbacher, welcher anhand der Gerichtsprotokolle, Zeugenaussagen, gesammelten Akten und medizinischen Untersu-

politik siehe die Forschungsarbeiten von Xavier Nunn (2022; 2024), Laurie Marhoefer (2023) und Bodie A. Ashton (2024).

5 Vay publizierte Kurzgeschichten und Gedichte zunächst unter dem Namen Sarolta, später Sandor sowie unter verschiedenen Pseudonymen. Ein von Ferenc Valentyik 2009 herausgegebener Sammelband von Vays Gedichten mit dem Titel *Virág Borul Minden Rögére: Versek* (Blumen fallen auf jeden Strauch: Gedichte) wurde bislang nicht aus dem Ungarischen übersetzt.

chungen Vays Fall begutachtete. In Birnbachers Bericht, welcher nach Ende des Verfahrens publiziert wurde, heißt es, »dass dieser angebliche Graf S. *nur ein in Männerkleider herumgehendes Weib* sei und Charlotte (S.) Gräfin V. heisse« (Birnbacher 1891: 2; Hervorh. J.G.). Durch diverse Körpermodifikationstechniken und Attrappen sei es Vay jedoch gelungen, selbst Engelhardt über sein »wahres Geschlecht« zu täuschen, welche laut ihrem Verhörprotokoll »weder damals noch bis zu seiner Verhaftung den geringsten Verdacht gehabt [hatte], dass er kein Mann sei« (ebd.: 10). Im Zuge der Verhaftung wurde Vay jedoch vermessen und einer körperlichen Untersuchung unterworfen, welche eindeutig festgestellt hätten, dass Vay »das weibliche Geschlecht« (ebd.: 7) habe. Aufgrund dieser Untersuchung und nach ausführlicher Darlegung von Vays Biografie sowie der Diskussion sämtlicher Protokolle und Gutachten kam Birnbacher schließlich zu dem Schluss, dass sich bei Vay um einen Fall der »angeborenen konträren Sexualempfindung« handeln müsse, welcher sich »am passendsten in der Gruppe der Androgynen subsummieren [lasse], welche bereits eine besonders hohe Stufe cerebraler Entartung [sic!] entspricht« (ebd.: 32). Aufgrund dieser von Birnbacher kontestierten »Geistesschwäche«, die sich sowohl auf sexualpathologische als auch eugenische Diskurse berief, wurde Vay für unzurechnungsfähig erklärt und schlussendlich freigesprochen. Nach Beendigung des Verfahrens kehrte Vay nach Budapest zurück, um bis zu seinem Tod 1918 in Lugano erneut als Schriftsteller zu arbeiten.

Das Verfahren erhielt sowohl in Österreich und Ungarn als auch international große Aufmerksamkeit.⁶ Die Pressemitteilungen fokussierten dabei vorwiegend auf die sensationelle Täuschung, die der »Gräfin in Männerkleidung« gelungen sei und konstruierten Vay vorwiegend als »Hochstaplerin«, die im Zuge des Gerichtsverfahrens enttarnt wurde (vgl. Spector 2016: 129).⁷ Die Anklage gegen Vay bezog sich zwar nicht unmittelbar auf Vays Geschlecht und Sexualität, diese wurden jedoch zu zentralen Aushandlungsorten des Prozesses. Das Verhältnis von Sexualität und Geschlecht beziehungsweise Geschlechtsidentität wurde dabei beständig neu bestimmt, mal gehen Geschlecht und Sexualität diskursiv ineinander auf und lassen sich kaum

6 So findet sich zum Beispiel im *Digital Transgender Archive* zu Vays Geschichte eine Sammlung historischer Zeitungsartikel, die sich von New York bis nach San Francisco erstreckt.

7 Siehe z.B. »Die Gräfin in Männerkleidern« (1889); »Eine Gräfin als Mann« (1889); »Eine Hochstaplerin« (1889); »Die entlarvte Gräfin« (1889).

voneinander unterscheiden, mal erscheinen sie als komplementär zueinander oder wurden in ein kausales Verhältnis gesetzt.

Bemerkenswert ist, dass nur kurz nach Ende des Prozesses auch der deutsch-österreichische Sexualwissenschaftler Richard von Krafft-Ebing die Geschichte Vays aufgriff. Als »Beobachtung 131« erscheint sie in der neunten überarbeiteten und erweiterten Auflage seines einflussreichen Werks *Psychopathia sexualis* (1894 [1886]). Für Krafft-Ebing (ebd.: 300) stellt Vays Geschichte einen Fall der *Gynandrie*, der »angeborenen konträren Sexualempfindung beim Weibe«, dar. Aufbauend auf Birnbachers Bericht beginnt Krafft-Ebings Deutung von Vays Leben mit der Familiengeschichte und Kindheit – eine für die Sexualwissenschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts typische Herangehensweise, welche geschlechtliche und sexuelle Pathologien als familiär bedingt und erblich determiniert verstand. In Krafft-Ebings Text verschiebt sich die Perspektive auf Vays Biografie von einem rechtlichen Problem hin zu einer sexualwissenschaftlichen Pathologie. War Birnbacher noch stärker damit beschäftigt, zu klären, ob Vay im Rahmen des Strafverfahrens schuldfähig sei, geht es im sexualwissenschaftlichen Diskurs Krafft-Ebings vielmehr um die Bestimmung der Ursachen und die genaue Klassifikation von Vays geschlechtlicher und sexueller Devianz (vgl. Borgos 2011: 225). So unterscheidet sich auch die Autorität der beiden Texte. Während bei Birnbacher die unterschiedlichen Zeug_innenaussagen und Gutachten wie in einem Gerichtsverfahren noch nebeneinander existieren und der Autor erst zum Schluss, ähnlich wie ein Richter, sein Urteil fällt, ist Krafft-Ebings Text durch den analytischen Blick einer medizinischen Fallgeschichte geprägt, der Vay von Beginn an pathologisiert (vgl. Mak 2004: 55). Jeder Satz, jede dokumentierte Handlung wird als Beweis von Vays Devianz interpretiert und auch der vermessene Körper, der schon bei Birnbacher in Erscheinung tritt, wird zum Ausdruck dieser Anomalie erklärt (vgl. Krafft-Ebing 1894 [1886]: 301).

Durch diese sexualwissenschaftliche Rezeption findet Vay auch Eingang in die queere Geschichtsschreibung, in welcher Vays Identität unterschiedliche Interpretationen erfährt. So stellt Sándor Vay für Hanna Hacker in *Frauen und Freundinnen* (1987), einer der umfassendsten Studien zur Geschichte lesbischer Frauen in Österreich, einen zentralen Umbruch in der Systematisierungsgeschichte weiblicher Homosexualität dar. Demgemäß sei »jede Frau zu einer potenziellen Zwischenstufe geworden« (Hacker 2015 [1987]: 121; vgl. ebd.: 113). Für Hacker ist Vay emblematisch für die der Sexualwissenschaft zugrundeliegende männerbündische Konstruktion weiblicher Homosexualität, in der die Figur der Lesbe erst dann intelligibel wird, wenn sie möglichst männlich

ist. In der 2015 erschienen kritischen Relektüre, die unter dem Titel *Frauen* und Freund_innen* erschienen ist, deutet Hacker Vay als »(lesbische) Transvestitin« (ebd.: 95). Zugleich weist sie auf die Unabgeschlossenheit der Deutung von Vays Fall aus queer-feministischer Sicht hin. Damit unterscheidet sich Hackers Lesart von früheren Deutungen, die Vay eindeutig als Lesbe einordnen. Hier ließe sich zum Beispiel Simone de Beauvoirs Schlüsselwerk der feministischen Philosophie, *Le Deuxième Sexe* (1949), anführen, indem Vays Männlichkeit als Ausdrucksform eines lesbischen Begehrens erscheint: »Sie war sich ihrer Männlichkeit so sicher, daß sie gegenüber Frauen keinerlei Ambivalenz zeigte: sie liebte sie *wie ein Mann*« (Beauvoir 2018 [1949]: 488, Hervorh. J.G.). Als Lesbe verhalte sich Vay zwar wie ein Mann, ist jedoch keiner.⁸ Ähnlich wie Hacker macht auch Anna Borgos auf die umkämpften Deutungen von Vays Identität aufmerksam und merkt an, dass Vay mit heutigen Terminologien als »transgender« bezeichnet werden könne (vgl. Borgos 2011: 228). Dennoch bleibt Borgos der Suche nach einer Erklärung von Vays Geschlechtsidentität und damit schlussendlich der sexualwissenschaftlichen Suche nach dem »Ursprung« verhaftet. Ähnlich wie Krafft-Ebing spannt Borgos einen Bogen von Vays Erziehung als Junge durch den Vater, seiner Arbeit als Schriftsteller hin zu Vays Liebesbeziehungen mit Frauen. Im Unterschied zu den Lesarten, die Vays Männlichkeit als Ausdruck inhärenten sexuellen Begehrens interpretieren – eine Interpretation die auch Borgos reproduziert, wenn sie schreibt, dass »the most important and visible manifestations of Vay's masculinity were his sexual orientation and affairs with women« (ebd.: 223) – liest die Autorin Vays Geschlechtertransgression aber auch als ein soziales Aufbegehren gegen heteropatriarchale Normen. Vays Geschlechtertransgression wird von Borgos als Strategie verstanden, sich insbesondere in der Arbeitswelt Zugang zu männlichen Privilegien zu verschaffen (vgl. ebd.: 221f.) und Raum für romantische und sexuelle Beziehungen mit Frauen zu öffnen, »which she could not have done as a lesbian woman« (Borgos 2011: 228). Vays öffentliches Auftreten als Mann und Anpassung an heterosexuelle Normen habe demnach »the best

8 Im Gegensatz zu Krafft-Ebings sexualwissenschaftlicher Ätiologie, welche von einer angeborenen sexuellen Konstitution Vays ausgeht, sucht Beauvoir in psychoanalytischen Theorien nach Erklärungsansätzen für Vays Geschlechtertransgression. In Beauvoirs Lesart geht Vays sexuelle und geschlechtliche Identität auf einen »männlichen Ödipuskomplex« zurück: Ein Mangel mütterlicher Zuneigung und die Erziehung durch den Vater habe in Vay das Bedürfnis ausgelöst, die fehlende Liebe der Mutter in (anderen) Frauen zu suchen (vgl. Beauvoir 2018 [1949]: 488).

route of survival« (ebd.: 228f.) dargestellt. In Borgos Interpretation ist Vays Geschlecht eine Strategie, um eine zugrundeliegende authentische lesbische Sexualität zu leben.

Im Gegensatz zu dieser auf Sexualität fokussierten Interpretation schlägt die Geschlechterhistorikerin Geertje Mak (2004) eine Lesart von Sándor/Sarolta Vay als emblematische Figur einer »maskulinen Frau« vor und fokussiert dabei stärker auf die Kategorie Geschlecht. Ausgehend von Birnbachs forensischem Bericht argumentiert Mak, dass der wesentliche Unterschied zu früheren Gerichtsverfahren des 19. Jahrhunderts, in denen Frauen dafür angeklagt wurden, sich als Männer auszugeben, sei, dass im Zuge des Verfahrens das »wahre Geschlecht« Sándor/Sarolta Vays nicht vereindeutigt wurde. Während frühere Verfahren »maskuline Frauen« als Angriff auf eine metaphysische oder moralische Zweigeschlechterordnung auslegten, welche durch Entlarvung des »wahren Geschlechts« der Angeklagten und deren Bestrafung wiederhergestellt wurde, erscheint Vays Fall vielmehr als Übertretung einer »natürlichen Ordnung«. Dieser Übertretung konnte nicht durch Entlarvung oder Bestrafung beigegeben werden, sondern sie bedarf (pseudo)wissenschaftlicher Erklärungen. Sowohl die Zeug_innenaussagen als auch die diversen ärztlichen Gutachten des forensischen Berichts markieren Vay abwechselnd weiblich oder männlich, ohne diesen scheinbaren Widerspruch je aufzulösen, wie Mak aufzeigt (vgl. ebd.: 61ff.; 70). So ist bereits in Birnbachers Bericht eine Passage erhalten, welche später von Krafft-Ebing rezipiert wurde. Die Passage verdeutlicht, dass die rechtliche, medizinische und sexualwissenschaftliche Konstruktion von Vay als Frau immer schon brüchig war:

Die erste Begegnung, welche die Gerichtsärzte mit S. hatten, war einigermaßen eine Verlegenheit für beide Theile, für die ersteren, weil S.'s vielleicht etwas grell forcirte männliche Tournüre imponirte, für sie, weil sie der Meinung war, mit dem Stigma der moral insanity [sic!] bemakelt zu werden. Ein nicht unschönes, intelligentes Gesicht, das trotz einer gewissen Zartheit der Züge und Kleinheit aller Partien ein ganz entschieden männliches Gepräge hatte, wenn nicht der schwer entbehrte Schnurrbart fehlen würde! *Fiel es doch selbst den Gerichtsärzten schwer, trotz Damenkleidung immer gegenwärtig zu haben, dass es sich um eine Dame handelt, während der Verkehr mit dem Manne Sandor viel ungezwungener, natürlicher, scheinbar correcter von Statten geht.* Dies empfindet auch die Angeschuldigte. Sie wird sofort offener, mittheilsamer, freier, sobald man sie wie einen Mann behandelt. (Krafft-Ebing 1894: 300, Herv. J.G.)

Dieser Widerspruch kulminiert in den beigegefügtten Bildern, die den Birnbachers Bericht abschließen. Die Bildunterschrift der Porträts von Vay lautet: »Gräfin Sandor Vay« (Birnbacher 1891: 42).

Ist Vays Geschichte nun Teil von trans* Geschichte, lesbischer Geschichte oder keines der beiden? Vays eigenes Zeugnis könnte hier ausschlaggebend sein, doch wie Scott Spector (2016: 132) feststellt, wird unser Zugang zu Vays Selbstverständnis nicht nur dadurch verunmöglicht, dass Vays eigene Stimme durch die vielen Expert_innen übertönt wird, sondern auch durch den gewaltsamen Kontext des Gerichtsverfahrens, in dem diese angeregt und dokumentiert wurden. In diesem Zusammenhang seien Vays Aussagen weniger als subjektive Selbstzeugnisse zu werten denn als Formulierungen, die auf Freiheit abzielten. Es bleibt also eine offene Frage, wie Vays Aussagen vor diesem Hintergrund zu verstehen sind.

Fragen nach der Bedeutung von Selbstzeugnissen lassen sich anhand eines anderen Falles, der ebenfalls durch Kriminal- und Zeitungsarchive überliefert wurde, noch weiter verkomplizieren: Adele.⁹ Adele wurde im Sommer 1926 zum Angelpunkt einer beinahe ein Jahr lang andauernden hetzerischen Berichterstattung der *Wiener Nacht-Presse*. Diese nahm mit dem Artikel »Wieder ein »Anderer« ihren Ausgangspunkt, welcher Adele als »abnormal veranlagte[n] jungen Mann« konstruierte, »der in seinen Kreisen den Spitznamen »Adele« führt« und welcher von der Zeitung beschuldigt wurde, sich mit Vorliebe Sonntagsabends in der Nähe des Riesenrades im Wiener Prater herumzutreiben und dort nach sexuellen Kontakten zu »jungen, hübschen Burschen« zu suchen (»Wieder ein Anderer« 1926 zit. in Sulzenbacher 1999: 161). Die Zeitung offenbarte, Adele lebe gemeinsam mit der Mutter, welche als Luftballonhändlerin arbeite, in der Sechshauserstraße im 14. Wiener Gemeindebezirk. Wenige Wochen später erschien erneut ein Artikel in der *Wiener Nacht-Presse*, in welchem die Zeitung eine Abschrift des an die Redaktion gerichteten Briefes von Karl K.¹⁰ reproduzierte, welcher um die Widerrufung des zuvor erschie-

9 Die umfangreiche Quellenmontage, die der Historiker Hannes Sulzenbacher (1999) zu Adele angelegt hat, dient mir im Folgenden als Grundlage. Sulzenbacher selbst nimmt in seiner Montage der Quellen keine explizite identitäre Verortung vor. Adele spiegelt für ihn vielmehr »die Vorgangsweisen und Folgen sozialer Kontrolltechnologie« wider, durch die Prozesse der Kategorisierung und Typisierung in Gang gesetzt wurden, die soziales Verhalten in den Körper einschreiben (Sulzenbacher 1999: 161). Seine Verwendung männlicher Personalpronomen lässt jedoch den Schluss zu, dass Sulzenbacher Adele als »Mann in Frauenkleidern« oder als »Homosexuellen« liest.

10 Die *Wiener Nacht-Presse* publizierte den Namen unredigiert.

nen Artikels bat: Karl K., welcher gemeinsam mit seiner Mutter, der Luftballonhändlerin Marie K. in der Sechshauserstraße wohne, sei mit Adele »weder Identisch noch sonst in irgend welcher tat verbunden [sic!]*«* (»Wieder ein Anderer« 1926 zit. in Sulzenbacher 1999: 161). Dieser Brief schien die Redaktion der Zeitung aber erst recht angespornt zu haben, ihre journalistische Hetze fortzusetzen. So mokierte sie sich nicht nur über den eigentümlichen Brief, den sie in einem Artikel als nicht »besonders geschickten Schachzug« bezeichnet, sondern publiziert darüber hinaus auch »zwei Bilder des Homosexuellen ›Adele‹ in Damenkleidern« (ebd.). Die erste Aufnahme zeigt Adele in Mantel, Schal und Hut gekleidet. Ein in den 1920er Jahren bei Frauen beliebter Bob-Haarschnitt rahmt ihr Gesicht, in welchem besonders die dunkel geschminkten Augen und Lippen hervorstechen. Die linke Hand auf der Hüfte abgestützt blickt sie direkt in die Kamera. Die zweite Fotografie zeigt Adele in einer Totalaufnahme, leicht seitlich von der Kamera abgewandt, in einem luftigen dunklen Kleid. In ihrer linken Hand hält sie einen kleinen Spiegel und mit der rechten Hand scheint sie die blonde Perücke auf ihrem Kopf zu richten (vgl. Abb. 1).

Bei beiden Fotografien dürfte es sich um Studioaufnahmen handeln, die vermutlich zu Privatzwecken angefertigt wurden. Eine Erklärung darüber, wie die Aufnahmen in den Besitz der *Wiener Nacht-Presse* gelangt sind, wird nicht geliefert. Wer die abgebildete Person ist, lässt sich nicht nachvollziehen. Ob es sich um Adele und/oder Karl K. handelt, lässt sich nicht beantworten. Die Fotografien sind ein spekulatives Objekt, dessen Provenienz ungeklärt bleibt. Der Artikel selbst endet mit der höhnischen Frage: »Was sagt die holde ›Adele‹ nun?« (ebd.). Tatsächlich schien Adele oder zumindest Karl K. daraufhin erstmal nichts mehr zu sagen, was jedoch nicht zu einem Ende der journalistischen Hetze führte. Stattdessen verdichteten sich die diffamierenden Anschuldigungen gegen Adele im Verlauf des kommenden Jahres. Dabei wurden unterschiedliche Facetten von Adeles Femininität – ihre »wiegenden Hüften«, ihr »hohes Falsetto« und ihr »süßer Augenaufschlag« – in der heteronormativen Imagination der Zeitung nicht als Ausdruck einer weiblichen Geschlechtsidentität, sondern vielmehr als sicheres Zeichen der Homosexualität und »Entartung« herbeizitiert (vgl. Sulzenbacher 1999: 162f.), was emblematisch sowohl für die Verschmelzung von Geschlecht und Sexualität als auch für die Feminisierung von Sexarbeit ist. Die Möglichkeit, dass Adele innerhalb einer patriarchalen Gesellschaftsordnung, in welcher Frausein mit einem eingeschränkten Zugang zu Rechten und Ressourcen verbunden ist, als Frau leben will, scheint im Rahmen dieses Diskurses undenkbar.

Abb. 1: Die Konstruktion von Adele
als »Andere_r«



Quelle: Die Wiener Nachtpresse, 14. August
1926, Österreichische Nationalbibliothek

Die journalistische Hetze der *Wiener Nacht-Presse*, im Laufe derer Adele/Karl K. nicht nur als »Andere_r« sondern in Anschluss an die pathologisierenden Diskurse der Sexualwissenschaft und in Vorwegnahme der sich zunehmend in Österreich etablierenden nationalsozialistischen Ideologie auch als »entartet« konstruiert wurde (vgl. Sulzenbacher 1999: 163), mündete schließlich einige Jahre später in staatlicher Verfolgung durch die Gestapo. Karl K. wurde im Juli 1939 »wegen homosexueller Betätigung« von der Gestapo inhaftiert und einen Monat später aufgrund »Unzucht wider die Natur mit Personen desselben Geschlechts« nach § 129 und § 130 zu acht Monaten schweren Kerkers verurteilt. Karl K. selbst beteuerte, weder homosexuell zu sein, noch jemals gleichgeschlechtlichen Sex gehabt zu haben. Ein an das Landesgericht Wien gerichtetes Gnadengesuch wurde 1940 abgelehnt. Karl K. überlebte Haft und NS-Herrschaft und heiratete nach Ende des Zweiten Weltkrieges, wie die Recherchen von Sulzenbacher (1999) aufzeigen konnten.

Die zu Adele überlieferten Quellen werfen zentrale Fragen in Bezug auf trans* Historizität auf: Wie können wir Sorge tragen für ein Subjekt, dessen einzige im Archiv überlieferte Selbstaussage eine Leugnung ist? In anderen

Worten, wie können wir über Adele nachdenken, wenn die Person, die mit diesem Namen identifiziert wurde, behauptet, nicht mit dieser identisch zu sein, ja womöglich, dass diese niemals existiert habe? Welche Pronomen sollen wir verwenden, wenn wir über Adele schreiben? Welche, wenn wir über Karl K. nachdenken? Wo verlaufen die Grenzen zwischen schwuler Geschichte, trans* Geschichte und Drag? Gibt es diese Grenzen überhaupt und muss nicht jeder Versuch, Adeles Identität im Archiv aufzuspüren, zwangsläufig scheitern? Paradoxerweise ist der einzige Moment, in dem Adele selbst zu sprechen scheint, der Moment, in dem Karl K. Adeles Existenz bestreitet. Was hieße es, hier nicht nur *gegen* das Archiv und dessen Wahrheitseffekte, sondern auch *mit* ihm zu lesen (vgl. Stoler 2009), und gleichzeitig der Weigerung von Karl K., als Adele identifiziert zu werden, Rechnung zu tragen? Oder zeigt möglicherweise gerade die Weigerung, identifiziert zu werden, Adeles widerständige Subjektivität auf? Entzieht sich Adele in diesem Moment der gewaltsamen Sichtbarkeit im Archiv und macht stattdessen ihr »Recht auf Opazität« (Glissant 1997: 190, vgl. auch Bettivia 2016, Stanley 2017) geltend? Wie sollen wir mit der Möglichkeit umgehen, dass Adele womöglich lediglich in der Imagination der *Wiener Nacht-Presse* gelebt hat? Wie können wir dem Paradox begegnen, dass wir Adele in den publizierten Fotografien gleichzeitig sehen und nicht sehen, wenn wir die Bilder betrachten? Schlussendlich bleibt Adele ein Gespenst, dessen kurzlebiges Aufflackern lediglich die Unsicherheit zurücklässt, ob wir sie jemals wirklich gesehen haben, ja überhaupt sehen können. Dem gegenüber steht jedoch die sehr reale Gewalt, die Karl K. aufgrund seiner Assoziation mit Adele durch die journalistische Hetze in der Ersten Republik und anschließend durch den nationalsozialistischen Staat erlebt hat.

Adeles und Vays Geschichten, ihre Überlieferungen und Leerstellen werfen wichtige Fragen auf. Sie geben einen Einblick in die Spannungsfelder, die das Arbeiten mit und zu trans* Geschichte(n) prägen. Es geht um Fragen der Identität, der Benennung und Kategorisierung, ebenso wie um den Zugang zu und die Struktur von Archiven, Gewalt, Sichtbarkeit, Evidenz und Ethik sowie um unser eigenes Begehren nach Geschichtlichkeit. Trans* Geschichte als wissenschaftliches Feld widmet sich diesen Fragen und formuliert verschiedene Methoden und Konzepte, um sich diesen Themen anzunähern.

Trans* Historizität und Asynchronität

Sowohl Adeles als auch Vays Geschichte sowie deren Rezeption innerhalb der queeren Geschichtsschreibung machen deutlich, wie komplex das Arbeiten

mit historischen Figuren ist, die ihre Identität nicht mit heute intelligiblen Kategorien beschrieben haben bzw. beschreiben konnten. Perry Persson Baumgartinger bemerkt nicht zu Unrecht, dass »Trans* zwar oft in der queeren Geschichtsschreibung im Titel mitgenannt wird, Trans*Aktivismus und Trans*Aktivist_innen darüber hinaus aber unter schwul-lesbisch subsumiert und damit vergessen bzw. unsichtbar gemacht werden« (Baumgartinger 2013: 161). Auch Aaron Devor und Nicholas Matte (2004: 180) teilen diese Einschätzung und kritisieren Projekte queerer Geschichtsschreibung, welche regelmäßig historische und zeitgenössische trans* Personen als lesbisch oder schwul beanspruchen. Jamey Jespersen und Chris Pilhak halten in ihrer Einleitung zur *Graduate History Review* Sondernummer »Trans Histories by Trans Historians« pointiert fest: »For decades, non-trans historians regularly occluded or outright missed articulations of trans femininity and masculinity under facile labels like ›effeminate men,‹ ›masculine women,‹ or ›third gender.‹« (Jespersen/Pilhak 2023: iii) Was in dieser Kritik identitätsbasierter Geschichtsschreibung, die historische Subjekte ausschließlich aus einer auf Sexualität fokussierten Perspektive betrachtet, jedoch verloren geht, ist die Komplexität, mit der diese Subjekte ihr Leben entlang multipler, teils widersprüchlicher und meist aus heutiger Perspektive unerkennlicher Identitätskonstruktionen navigierten, welche eine Entweder-oder-Dichotomie von Sexualitäts- und Geschlechtergeschichte, queerer und trans* Geschichte wenig sinnhaft erscheinen lässt.

Vay oder Adele als trans* Subjekt zu fixieren, ignoriert nicht nur die in den Überlieferungen enthaltenen Widersprüche, sondern unterscheidet sich darüber hinaus auch nur marginal von den historischen Bestrebungen des Staates und der Presse, sie als sexuelle und geschlechtliche Abweichung zu konstruieren, in dem ihre Körper und die Biografien nach »Indizien« für ihre »wahre« Identität durchleuchtet werden. Ihre Geschichten zeigen die Grenzen des Projekts der Wiederherstellung historischer Figuren im Archiv auf. So hält Jack Halberstam fest: »recuperation is always also violent and complicit« (2018: 75). Sie als historische trans* Subjekte zu rekonstruieren, erlaubt kein »wahreres« Porträt ihrer Geschichten, noch rettet es sie nachträglich vor der Gewalt, die sie im Archiv konstituiert hat. Stattdessen wiederholt eine solche Konstruktion die gewaltvolle Logik der Identifikation, die der sexualwissenschaftlichen Diagnose und Klassifikation zugrunde liegt. Sie eindeutig als trans* Subjekte zu beanspruchen, löst sie nicht aus den Fängen der Gewalt, die sie konstituiert hat, sondern setzt sie lediglich einer neuen Ordnung der Gewalt aus. Ultimativ

fordern ihre Geschichten uns also dazu auf, uns von einer (trans*) identitären Lesart im Archiv abzuwenden.

Denn anstelle ihrer Identität gibt das Archiv nur jene flüchtigen Momente der geschlechtlichen Unsicherheit, die sich dem Versuch der Eingrenzung und Kontrolle durch die Presse, den Staat und seine Kontrollmittel entziehen, sowie die in diesem Moment entstehenden Reibungen und Konflikte preis. Es ist unmöglich, Vay und Adele in diesem Diskursgeflecht als *eindeutig* trans* Subjekte zu lesen – zumindest wäre dies ein ebenso gewaltvoller Akt, wie sie als *definitiv nicht* trans* zu lesen. Und dies ist der entscheidende Punkt. Denn es geht darum, wie die Mittelalter-Historikerin Gabrielle M. Bychowski (2021) argumentiert, die zwanghafte und unhinterfragte cisgeschlechtliche Zuordnung von Geschichte und historischen Figuren herauszufordern, indem wir einerseits anerkennen, dass auch die modernen Kategorien »Mann« und »Frau« historisch gewachsen und keineswegs über Zeit und Raum konstant sind und andererseits Raum für trans* Möglichkeiten schaffen, ohne diese zu der einen Wahrheit zu erklären. In diesem Sinne ist »trans possibility« (Heyam 2022: 20) als historiographische Haltung nicht weniger objektiv als andere Arten der Geschichtsschreibung, wie Kit Heyam in *Before We Were Trans* (2022) überzeugend darstellt. Heyams und Bychowskis Ansätze reihen sich dabei in eine breitere Diskussion zu trans* Geschichte ein, in der die Frage, ob ein historisches Subjekt *trans* war*, nicht länger im Zentrum steht.

Ausgehend von diesen Überlegungen hat sich – vor allem in der US-amerikanischen Forschung – das Feld der *Trans History* formiert. Im angloamerikanischen Wissenschaftsraum wächst dieses Feld beständig und umfasst mittlerweile Monografien, Sammelbände und Sondernummern einschlägiger geschichtswissenschaftlicher Fachzeitschriften zu trans* Geschichte in verschiedenen Epochen sowie zu spezifischen intersektionalen Figurationen von trans* Leben in der Vergangenheit (vgl. Meyerowitz 2002, Boag 2011, Snorton 2017, Skidmore 2017, Gill-Peterson 2018, DeVun 2020, Manion 2020, Chiang 2021, LaFleur/Raskolnikov/Klosowska 2021, Dame-Griff 2023). Hingegen ist die spärliche deutschsprachige Forschung zu trans* Geschichte(n) bislang vor allem durch einen Fokus auf staatliche Regulierung von Geschlecht ab den 1980er Jahren (vgl. de Silva 2018, Baumgartinger 2019) und die Erforschung der Geschichte der Sexualwissenschaften (Herrn 2005) geprägt. Eine wichtige Ergänzung bildet der aktivistisch-historische Sammelband *tin* stories* (Reißner/Meier-Brix 2022), der zum Ziel hat, trans*, inter* und nichtbinäre Geschichte in Deutschland seit 1900 sichtbar zu machen. Allerdings scheut er

diesem Anliegen folgend vor klaren und bisweilen asynchronen Identitätszuschreibungen nicht zurück.

Der Vorwurf der Asynchronität begleitet Projekte der trans* Geschichtsschreibung auf Schritt und Tritt, was häufig damit begründet wird, dass solche Projekte etwas in die Vergangenheit hineinlesen, was es damals nicht gab, um politische Kämpfe um Anerkennung und Sichtbarkeit in der Gegenwart zu stärken (vgl. LaFleur/Raskolnikov/Klosowska 2021: 17). Trans* Historiografien müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, von gegenwärtigen Identitätspolitiken getragen zu sein und gelten daher als weniger »wissenschaftlich« und »objektiv« als andere Formen der Geschichtsschreibung. Ein solcher Vorwurf ignoriert jedoch, dass jede Form der Geschichtsschreibung eine Neu-Schreibung und Interpretation ist. Trans* Geschichtsschreibung ist demnach vielmehr der Versuch, eine neue Perspektive einzunehmen, mit der auf die Vergangenheit geblickt wird. Ein diesbezüglicher Vorschlag von trans* Geschichte findet sich bereits in Strykers umfangreichen Werk *Transgender History* (2008). Dort verwendet die Autorin »transgender« nicht als Identität, die historisch wiedergefunden werden kann, sondern als Beschreibung einer Bewegung »across a socially imposed boundary away from an unchosen starting place—rather than any particular destination or mode of transition« (Stryker 2008: 1).

Das Problem des Erkennens und Auffindens dieser Transgression bleibt jedoch bestehen, zumal die historischen Subjekte, die im Mittelpunkt eines solchen Forschungsinteresses stehen, oft nur durch Gewalt verzerrt und durch Fremdbezeichnungen markiert im Archiv erscheinen. Um dem zu begegnen, fokussieren Projekte (westlicher) trans* Geschichtsschreibung häufig auf Kriminal- und Medizinarchive sowie Archive der Sexualwissenschaft als primäre Orte der Gewalt gegen Personen, die binäre Geschlechternormen überschritten haben. Geleitet von einer Hermeneutik der Wiederherstellung, werden diese Archive gegen den Strich gelesen, um Subjekte aufzuspüren, die durch unterschiedliche Lesepraxen der Gewalt und Fremdbestimmung des Archivs geborgen und zurückgewonnen werden sollen. Dem Verlust und der Auslöschung des Archivs wird so mit einer gegen das Archiv gerichteten Lesart als Korrektiv begegnet.

Solche Unternehmungen sind allerdings immer wieder mit dem Paradoxon der gewaltsamen Sichtbarkeit im Archiv konfrontiert. Denn die gesuchten Subjekte werden nur dann im Archiv sicht- und erkennbar, wenn sie die Geschlechterordnung stören, also dann, wenn das Archiv sie als störend konstruiert hat – sei es durch Kriminalisierung, Pathologisierung oder die Logik

der »Enttarnung«, welche häufig posthum im Zuge sensationalistischer Berichte über das vermeintlich »wahre« Geschlecht einer Person zum Tragen kamen. Gewalt bedingt die Sichtbarkeit im Archiv, die selbst wiederum gewalttätig ist, schreibt sie die Devianz der Subjekte doch immer wieder von Neuem fort. So wird eine Person, deren Geschlecht nach dem Tode »festgestellt« wurde, durch das Archiv in einem unendlichen Kreislauf von Sichtbarkeit und Gewalt gefangen gehalten (vgl. Rawson 2014: 25). Die Kehrseite dieser gewalttätigen Sichtbarkeit ist, dass Personen, die es geschafft haben, unter dem Radar der staatlichen Gewalt zu leben, die nicht mit dessen Institutionen in Berührungen gekommen sind und die sich dem klinischen Blick entzogen haben, innerhalb dieser Archive gänzlich unsichtbar bleiben. Sich dennoch den Archiven der Kriminalisierung und Pathologisierung zuzuwenden, heißt notwendigerweise also, sich nicht nur mit deren Gewalt, sondern auch den durch diese produzierten An- und Abwesenheiten auseinanderzusetzen.

Ein weiterer Grund für die Unauffindbarkeit von trans* Leben in historischen Archiven liegt an der Historizität der Kategorie selbst. Denn heute geläufige Bezeichnungen wie trans (mit und ohne Asterisk), transgender, transgeschlechtlich oder transidentitär sind relativ junge Begriffe, die erst im späten 20. Jahrhundert und in einem spezifischen kulturellen und geopolitischen Machtgefüge geprägt wurden. Historische Subjekte und die zumeist männlichen Mediziner, Richter und Kriminalbeamten, durch deren Berichte sie heute im Archiv auffindbar sind, hatten keinen Zugriff auf dieses Vokabular. Dies stellt Forscher_innen, die sich mit trans* Geschichte vor dem Aufkommen dieses Begriffes befassen, also einerseits vor die Aufgabe, sich mit den historischen Begriffen und Bezeichnungen vertraut zu machen und deren Bedeutungsverschiebungen aufmerksam zu verfolgen. Andererseits fordert eine solche Arbeit auch dazu auf, die Anachronismen der eigenen Analyse zu hinterfragen; wie K. J. Rawson bemerkt: »to learn to speak the language of the archives [...] means unlearning ›transgender‹ as a category« (Rawson 2009: 134). Geschlecht, Geschlechtersysteme und deren Bedeutungen waren immer schon der historischen Wandelbarkeit unterworfen. Insbesondere das 19. Jahrhundert war geprägt von einem explosionsartigen Aufkommen zahlreicher neuer Kategorien geschlechtlicher und sexueller Devianz, welche im Zuge der europäischen Sexualwissenschaften entworfen, diskutiert und verhandelt wurden: Sexuelle Inversion, konträrsexuelle Empfindung, psychischer Hermaphroditismus, Urnismus, Metaphorismus, Geschlechtsumwandlungswahn, Transvestitismus, Transsexualismus sind nur einige der parallel zueinander existierenden Beispiele des »lebhaften Chaos« (Baumgartinger 2017: 43), wel-

ches eine Begriffsgenealogie von »transgender« zu Tage fördert. Jeder dieser Begriffe war verbunden mit einem spezifischen Verständnis von Körper, Geschlecht, Sexualität, Verhalten und Identität.

Ein weiterer Zugang zur Frage der Wiedererkennung historischer Subjekte im Archiv findet sich in der seit Anfang der 2000er Jahre unter dem Schlagwort der *Queer Temporalities* geführten Debatte, welche Anachronismus – das Importieren von Begriffen und Identitäten in historische Kontexte, die diese nicht gekannt haben – weniger als Gefahr und »Kapitalsünde gegen die Methode« (Lorau, zit. in Arni 2007: 59) versteht, sondern vielmehr als Potential für trans*historische Verbindungen. Eine solche Perspektivierung stellt dominante lineare Chronologien und Periodisierungen in Frage und fordert dazu auf, unser Verhältnis zu Zeit und Vergangenheit neu zu fassen. Ausgehend von der Annahme, dass die heteronormative Gewalt dominanter Geschichtsnarrationen und hegemonialer Archive zu einem Fehlen queerer Geschichten führe, verstehen die Ansätze der *Queer Temporalities* Negation, Verlust und Abwesenheit sowohl als konstitutiv für queere Subjekte in der Vergangenheit als auch als Kernelemente eines Projekts minoritärer Geschichtsschreibung (vgl. Love 2007). Gemeinsam ist den unterschiedlichen Ansätzen, dass sie Affekte in den Mittelpunkt des historischen Denkens stellen – sei es in Form von Berührungen oder »touches across time« (Dinshaw 1999), negativen Gefühlen (Love 2007) oder erotischen Affekten (Freeman 2010). Die eigene Positionierung, das eigene Begehren nach Verbundenheit über die Grenzen zeitlicher Periodisierung hinweg und das Affiziertwerden von historischen Artefakten wird somit zur epistemologischen Grundlage queerer Gegengeschichten. Gleichzeitig wird dieses Begehren, ein Spiegelbild seiner selbst in der Vergangenheit zu finden, zum Ausgangspunkt einer kritischen methodologischen Reflexion. Denn im Gegensatz zu dem romantisierenden und universalisierenden Gestus des »Ahnenessentialismus« (LeVun/Tortorici 2018), welcher im Namen von trans* Geschichte Figuren aus unterschiedlichen Epochen, soziokulturellen Kontexten und geopolitischen Orten als Vorfahr_innen einer vermeintlich geteilten Identität beansprucht, sind die Ansätze der *Queer* und *Trans Temporalities* nicht der Auffassung, dass eine solche Identifikation tatsächlich möglich ist. Im Gegenteil gehen sie davon aus, dass sich historische Subjekte zu einem gewissen Grad immer unserem Wissen entziehen, nie vollständig erkannt werden können und wir sie nie als mit uns identisch identifizieren können. Trotz eines Bewusstseins für historische Kontingenz von Identität stellen sie aber die Möglichkeit partieller affektiver Verbindungen in den Vordergrund. Ihr Blick richtet sich

dementsprechend nicht so sehr auf wiedererkennbare – und somit gleichzeitig *apriori* bekannte – Identitäten, sondern vielmehr auf relationale Positionen und Beziehungen zu (historischen) Normen. So schreibt Carolyn Dinshaw in *Getting Medieval* (1999) ausgehend von der Etymologie des Begriffes Kontingenz [lat. *contingere*, berühren]: »queers can make new relations, new identifications, new communities with past figures who elude resemblance to us but with whom we can be connected partially by virtue of *shared marginality, queer positionality*« (ebd.: 39, Hervorh. J.G.).

Durch die Perspektivierung der *Queer Temporalities* werden Archive nicht mehr nur als Ort des Verlustes queerer Geschichten begriffen, sondern auch zum Ort der affektiven Verbindung und der Wiederherstellung, welcher der Genesung historischer Wunden dient. Denn queere Geschichte ist, wie Heather Love in Anlehnung an Wendy Brown (1995)¹¹ bemerkt, »nothing but wounded attachments« (2007: 42). In diesem Sinne ließen sich Vay und Adele durchaus als Teil von trans* Geschichte verstehen, ohne die beiden jedoch als historisches trans* Subjekte zu fixieren. Adeles und Vays Geschichten und die Fragen, die sie aufwerfen, weisen uns aber nicht nur auf die Grenzen reparativer Lesepraxen hin, sondern sie machen auch die Grenzen der gegen das Archiv gerichteten Lesarten sichtbar. Denn so sehr wir auch bemüht sein mögen, den Blick der hegemonialen Archive zu verweigern oder andere Lesarten zu entwickeln, die gegen den Strich lesen und Archive auf ihre Leerstellen hin befragen, wird auch der Blick der Forschenden immer wieder in die Gewalt des Archives impliziert. Ein »longing for community across time« (Love 2007: 37) ist niemals unschuldig. Die weißen Baumwollhandschuhe, die ich unter dem kritischen Blick der Archivar_innen überstreife, schützen die Bilder und Dokumente zwar vor ihrem Verfall, jedoch nicht vor dem klinischen Blick, den das Archiv unablässig reproduziert.

Trans* Modernität und ihr kolonialer Unterbau

Projekte der trans* Geschichtsschreibung setzen häufig bei den europäischen Sexualwissenschaften des 19. und frühen 20. Jahrhunderts an. Deren Archive

11 Brown (1995) verwendet den Ausdruck »wounded attachment«, um Politiken zu beschreiben, welche Identität konstitutiv an deren Verletzungen koppeln und in Folge vom Recht und vom Staat Schutz vor solchen Verletzungen erwarten, statt staatliche Instanzen selbst als verletzende Institutionen zu verstehen.

bilden einen prominenten Ausgangspunkt für die Historisierung von als deviant markierten geschlechtlichen und sexuellen Subjektivitäten. Ausgehend von den Archiven der europäischen Sexualwissenschaften werden so nicht nur die Geschichten von als geschlechtlich deviant markierten Personen erzählt, sondern auch die Erfindung moderner Kategorien geschlechtlicher Abweichung selbst wird historisiert. Die Genealogie moderner trans* Subjektivität wird hierbei entlang der in den Archiven vorherrschende Gewalt in Form von Kriminalisierung, Psychiatrisierung, Pathologisierung und Kontrolle von sogenannten sexuell Invertierten, Transvestiten, Hermaphroditen und später Transsexuellen verortet (vgl. Sutton 2014, Herrn 2005, Stryker 2006, Stryker 2008, Baumgartinger 2017).

Sowohl Susan Strykers *Transgender History* (2008), Rainer Herrns *Schnittmuster des Geschlechts* (2005) als auch Persson Perry Baumgartingers *Trans Studies: Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte* (2017), möchte ich hier exemplarisch als drei Monografien heranziehen, die eine zentrale aber zugleich auch dominante Erzählweise von trans* Geschichte abbilden. Sie befassen sich mit der Rolle der europäischen Sexualwissenschaften als historischen Ausgangspunkt für moderne trans* Subjektivierungsweisen – seien es die frühen Schriften zu »männerliebenden Männern« mit einer »weiblichen Seele im männlichen Körper« von Karl Heinrich Ulrichs, die durch Carl Westphal und Richard von Krafft-Ebing geprägte moderne Sexualpathologie mit ihren Konzepten der »Inversion« und »konträren Sexualempfindung« oder die Archive von Magnus Hirschfeld, der den Begriff »Transvestitismus« prägte. In einer fast analogen Bewegung zu Foucaults Geschichte der Sexualität¹² beschreiben sowohl Stryker, Herrn als auch Baumgartinger, wie sich erst um die Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert das Verständnis

-
- 12 Im ersten Band von Foucaults *Sexualität und Wahrheit* (1983 [1976]) unterscheidet der Autor zwischen Sodomie als sexueller Praktik und Homosexualität als sexueller Identität. Während Sodomie als Praxis verboten und der Sodomit »ein Gestrauchelter« – war, der durch seine Handlung von Rechtsnorm abwich, wurde der Homosexuelle im späten 19. Jahrhundert zu einer »Spezies«, dessen sexuelle Normabweichung seinem Körper eingeschrieben war. Diese »Einkörperung der Perversion« fand laut Foucault im machtvollen Gefüge der Sexualwissenschaften, Medizin, Psychiatrie und Psychologie statt, welche die Figur »des Homosexuellen« zu einer Persönlichkeit formten, die »über eine Vergangenheit und eine Kindheit verfügt, einen Charakter, eine Lebensform, und die schließlich eine Morphologie mit indiskreter Anatomie und möglicherweise rätselhafter Physiologie besitzt (ebd.: 47).

von nicht-normativen Geschlechtsausdrücken als eigenständiges Charaktermerkmal aus sexualwissenschaftlichen Theorien der Sexualität herauszulösen begann. Während die Sexualwissenschaft des späten 19. Jahrhunderts gleichgeschlechtliches Begehren und das Tragen gegengeschlechtlicher Kleidung in Theorien der sexuellen Inversion verdichtete, die dies entweder als Ausdruck einer Umkehrung von Geschlechterrollen verstand oder sogar zu eigenständigen Varianten von Geschlecht erklärte, wandelte sich dieses Verständnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Schien zunächst eine trennscharfe Unterscheidung zwischen Geschlecht und Sexualität – und somit auch Geschlechter- und Sexualitätsgeschichte – unmöglich, verschob sich der sexualwissenschaftliche Diskurs nicht zuletzt durch den immer stärker werdenden Einfluss der Psychoanalyse, welche Homosexualität nicht länger als geschlechtliche Inversion verstand, sondern sie zunehmend über die Wahl des sexuellen Objekts definierte. Da dieses neue Verständnis von Homosexualität jedoch jene »Fälle« nicht mehr beschreiben konnte, in denen geschlechtsuntypische Merkmale das primäre »Symptom« darstellten, entwickelten Sexualwissenschaftler eine eigenständige Kategorie, die diese als abnormal konstruierten Geschlechtsausdrücke umfassen sollte: »Consequently, in the early 20th century the ›transvestite‹ was born into medical language«, wie Katie Sutton (2014: 183) festhält.

Magnus Hirschfeld und *Die Transvestiten*

Die Trennung von Sexualität und Geschlecht sowie der Begriff des Transvestitismus gehen auf den deutschen, jüdischen und schwulen Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld zurück. In seinem Buch *Die Transvestiten: Untersuchung über den Erotischen Verkleidungstrieb* (1910) unterscheidet Hirschfeld »Transvestitismus« dezidiert von gleichgeschlechtlichem Begehren. Er geht davon aus, dass Homosexualität hauptsächlich durch die Ausrichtung des Begehrens auf eine Person des gleichen Geschlechts bestimmt ist, wovon bei den von ihm vorgestellten Fällen »von angeborener echter Homosexualität [...] nicht die Rede sein kann« (Hirschfeld 1910: 187f.). Vielmehr sei den vom ihm beschriebenen Personen gemeinsam, dass sie einen »heftigen Drang« verspüren, »in der Kleidung desjenigen Geschlechts zu leben, dem die Betreffenden ihrem Körperbau nach nicht angehören« (ebd.: 159). Dieser Drang ließe sich bis in die Kindheit dieser Personen zurückverfolgen und bleibe unverändert bestehen. Statt dieses Phänomen als Ausdruck von Homosexualität oder sexueller Inversion zu deuten, entwirft Hirschfeld Transvestitismus als eigenständige »Aus-

drucksform der inneren Persönlichkeit, als Zeichen ihrer Sinnesart« (ebd.: 159). Hierbei ist es wichtig festzuhalten, dass sich Hirschfelds Typisierung fast ausschließlich auf trans* feminine Personen bezieht, die er – aus heutiger Sicht verwirrenderweise – als »Transvestiten« bezeichnet, während »Transvestitinnen« – also trans* maskuline Personen – eine untergeordnete Rolle in Hirschfelds Beschreibungen einnehmen.¹³

Hirschfelds Trennung von Homosexualität und Transvestitismus konstruiert somit zwei voneinander unterscheidbare »Typen« von Mensch: Homosexuelle und Tranvestiten.¹⁴ Diese durch die Sexualwissenschaft neu geschaffenen Kategorien und Klassifikationen existierten dabei durchaus parallel zu früheren Verständnissen sexueller Inversion, welche Geschlecht und Sexualität nicht voneinander trennten. Die Begriffe Transvestitismus sowie später Transsexualismus sowie ab den 1960er Jahren auch Transgender reihen sich so in eine Genealogie unterschiedlicher Bezeichnungs- und Bedeutungspraktiken geschlechtlicher Identität ein. Diese können als begriffliche und konzeptuelle Vorgänger des heutigen Trans* oder Transgender konzipiert werden. So schreibt Stryker nicht nur über »transgender«, sondern inkludiert in ihrer Geschichtsnarration darüber hinaus »Urninge«, »Invertierte« und »Cross-Dresser« als Selbst- und Fremdbezeichnungen geschlechtlicher Identität (vgl. Stryker 2008: 31ff.). Das Konzept des Tranvestitismus entstand also, wie Baumgartinger treffend bemerkt, »nicht im luftleeren Raum« (2017: 67), sondern hat einen sozialen, historischen und linguistischen Kontext, welcher das Konzept mit anderen Bezeichnungen und Begriffen in oftmals widersprüchliche Relation setzt. Zentral an Hirschfelds Konzeption von Transvestitismus war, dass er diesen als eine angeborene und natürliche Variation verstand, die dementsprechend nicht kriminalisiert werden sollte.

Die von Hirschfeld genutzte Klassifikation Transvestitismus entstand in einem – wenn auch nicht hierarchiefreien – Austauschverhältnis mit denjenigen, die sich dadurch eine wissenschaftliche Legitimation ihrer eigenen Existenz versprachen. So zeigt Herrn (2005) auf, dass sich »Cross-Dresser«, die sich selbst nicht als »Homosexuelle« verstanden, ab der Jahrhundertwende zunehmend eigenständig an Sexualwissenschaftler wandten, um ihre Selbstver-

13 Geertje Mak (1998) und Darryl B. Hill (2005) haben herausgearbeitet, dass Hirschfeld trans* Männlichkeit als in erster Linie ökonomisch und sexuell motiviert deutet, während er trans* Weiblichkeit als Identität entwirft.

14 Diese Trennung legte auch den Grundstein dafür, dass die Existenz »homosexueller Transvestiten« aus medizinischer Perspektive lange Zeit undenkbar war.

ständnisse in hegemoniale Wissensformen und Bedeutungssysteme zu überführen. Sie stimmten einer Pathologisierung zu, von der sie sich Anerkennung erwarteten. Die Definitionsmacht über trans* Phänomene lag also nicht ausschließlich bei der Sexualwissenschaft, vielmehr kann von »Prozesse[n] der Gleichzeitigkeit von identitäts- und sexualwissenschaftlichen Theorien- und Kategorienbildung« (Herrn 2005: 37) ausgegangen werden.

Das Aufkommen der sexualwissenschaftlichen Klassifikation des »Transvestitismus« ist aber insofern zentral, da erst die diskursive Unterscheidung und Abkopplung von Begehren, Geschlechterrolle und Geschlechtsausdruck die epistemologische Bedingung dafür schafft, den Wunsch, im »anderen« Geschlecht zu leben – sei es durch Kleidung, Beschäftigung und später auch medizinische Technologien – als einen fundamentalen Bestandteil des Selbst zu verstehen und zu artikulieren (vgl. Sutton 2014: 182). Es gab denjenigen, die sich unter dem Begriff versammelten, eine Sprache, um ihre Identität zu artikulieren und Rechte und Anerkennung einzufordern.

Dies ist wohl der ausschlaggebende Grund, warum Projekte westlicher trans* Geschichtsschreibung häufig bei Hirschfeld ansetzen und die Meister_innenerzählung von trans* Geschichte – sofern sich dieser Begriff auf eine im dominanten Geschichtsdiskurs nach wie vor marginalisierte Geschichte anwenden lässt – hier ihren Ausgangspunkt nimmt. Dabei wird Hirschfeld zu einer Art »Vaterfigur« hochstilisiert: Der gutmütige Doktor, der sich frei von Eigeninteressen für die Rechte von Transvestiten einsetzte und, statt diese »heilen« zu wollen, nach progressiven Wegen suchte, ihren medizinischen Bedürfnissen durch experimentelle Chirurgie gerecht zu werden, so die weitverbreitete Erzählung. In Strykers mittlerweile kanonischem Werk *Transgender History* repräsentiert die Autorin Hirschfeld als »pivotal figure«, »linchpin« und »pioneering advocate for transgender people« (Stryker 2008: 38f.).

Letzteres hängt auch damit zusammen, dass Hirschfeld sich in der Weimarer Republik nicht nur für die Aufhebung des § 175, sondern auch für die Ausstellung von sogenannten *Transvestitenscheinen* einsetzte.¹⁵ Diese Dokumente, die wahrscheinlich 1909 zum ersten Mal ausgestellt wurden, bescheinigten den Besitzer_innen, klinisch als »Transvestit« oder »Transvestitin« diagnostiziert zu sein und gestatteten ihnen, in der Öffentlichkeit, »gegengeschlechtliche«

15 § 175 des deutschen Strafgesetzbuches wurde 1871 im Deutschen Kaiserreich eingeführt und kriminalisierte die »widernatürliche Unzucht« zwischen Männern. Er wurde erst 1994 vollständig gestrichen.

Kleidung zu tragen. Zwar war das Tragen der Kleidung des vermeintlich anderen Geschlechts nicht dezidiert verboten, aber es konnte zu Verurteilungen aufgrund von »grobem Unfug« und »Erregung öffentlichen Ärgernisses« führen und Gefängnisstrafen von bis zu sechs Wochen nach sich ziehen (vgl. Sutton 2012: 337; Nunn 2022: 130). Dies hing oft von der Willkür der Polizei und Gerichte ab. Transvestitenscheine sollten ihre Besitzer_innen vor dieser Willkür und Gefahr der Verfolgung schützen. Gleichzeitig implementierten Transvestitenscheine ein »doppeltes Abhängigkeitssystem« (Nunn 2022: 131) von Recht und Medizin, denn sie wurden nur an Personen ausgestellt, die sich einer medizinischen Untersuchung unterwarfen, was bei weitem nicht allen Personen offenstand. Es setzte sowohl ein gewisses Vorwissen über die Diagnose und ihre narrativen Erfordernisse als auch eine Performance bürgerlicher Respektabilität und Abgrenzung vom Vorwurf der Sexarbeit (vgl. Ashton 2024: 86) voraus.

Wie John O'Hara bemerkt, impliziert eine an Foucault orientierte Form der trans* Geschichtsschreibung, die insistiert, dass die sexualwissenschaftlich-medizinische Kategorisierung und das mit ihr einhergehende neugeschaffene Vokabular der Beginn von trans* Historizität ist, die Vorstellung, dass »a (presumably cisgender) physician deigned to write about us, allowing trans life to spring into existence« (O'Hara 2024: 2). Eine solche Perspektivierung ignoriert nicht nur, die vielfältigen Erfahrungen derjenigen, die diese Kategorien beschreiben sollen und deren Leben sich vornehmlich außerhalb des sexualwissenschaftlichen Untersuchungszimmers abgespielt haben, sie privilegiert auch Erzählungen über medizinische Transitionen, die für viele Personen – damals wie heute – nicht im Zentrum ihres Selbstverständnisses standen, nicht gewollt wurden oder schlicht und einfach nicht zugänglich waren.

Darüber hinaus – und für den Kontext dieser Studie besonderes relevant – tendieren solche Formen der Geschichtsschreibung in ihrem Fokus auf die Archive der Sexualwissenschaft dazu, Foucaults Ausblendung kolonialer Herrschaft für die Formation von Geschlecht und Sexualität in Europa zu wiederholen. In seiner Historisierung der sexuellen Ordnung richtet Foucault (1983 [1976]) seinen Blick ausschließlich auf die kolonialen Metropolen und übersieht dabei die konstitutive Rolle, die die Kolonien für die Durchsetzung der bürgerlichen Geschlechterordnung in Europa gespielt haben. Damit vernachlässigt er zentrale Aushandlungsorte der Produktion der bürgerlichen Sexualität in Europa (vgl. Stoler 1995). Projekte der trans* Geschichtsschreibung, die die Pathologisierung und Medikalisierung von Geschlechtertransgressionen durch die europäische Sexualwissenschaften des späten 19. und

frühen 20. Jahrhunderts sowie die damit verbundene Kriminalisierung zum zentralen Ausgangspunkt von modernen trans* Subjektivierungsweisen und gleichermaßen von trans* Geschichte erklären, wiederholen diese systematische Aussparung, wenn sie die koloniale Produktion der europäischen Sexualitäts- und Geschlechterordnung nicht ebenso als konstitutives Moment dieser Geschichte erfassen. Dagegen haben feministische post- und dekoloniale Theorien überzeugend dargelegt, dass die Durchsetzung der Zweigeschlechterordnung auf der Verwerfung von als geschlechtlich und sexuell »deviant« und »monströs« konstruierten kolonisierten Körpern beruht (vgl. McClintock 1995; Lugones 2007; Purtschert 2019). Wenn wir davon ausgehen, dass »[m]it der Moderne [...] ein Verständnis von Geschlecht und Sexualität [entstand], das untrennbar mit der kolonialen Matrix verwoben ist und diese gleichzeitig mit begründet« (Purtschert 2019: 35), dann gilt dies auch für moderne Verständnisse von trans* Subjektivität und Identität. Dies lässt sich auch in Hirschfelds Konzeptualisierung von »Transvestitismus« deutlich erkennen.

Universalismus und Primitivismus in Hirschfelds Sexualethnologie

Hirschfeld verstand »Transvestiten« und »Transvestitinnen« als »nicht um [...] Ort und Zeit beschränkte Vorkommnisse und Persönlichkeiten« (Hirschfeld 1910: 305), sondern vielmehr als ein universales Phänomen, das sich quer durch die Geschichte der Menschheit zieht. So enthält der umfassende ethnologisch-historische Teil seines Buches *Die Transvestiten* (1910)¹⁶ nicht nur einen kurzen Abriss über historische Persönlichkeiten, die Hirschfeld *avant la lettre*, also vor dem Aufkommen des Begriffes, als »Transvestiten auf Thronen« deutete, sondern sein Quellenkorpus umfasst neben Passagen des Alten Testaments und Figuren der griechischen Mythologie auch ethnographische Studien und koloniale Reiseberichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Insbesondere letzteren widmete er große Aufmerksamkeit. Er reinterpretiert koloniale Berichte und anthropologische Abhandlungen über Indigene in den Amerikas, die seiner

16 Es ist an dieser Stelle bemerkenswert, dass *Die Transvestiten* innerhalb der dominanten Geschichtserzählung der Trans Studies als so bedeutsam gilt, dass der Text sogar in Auszügen im ersten *Transgender Studies Reader* (Stryker/Whittle 2006) reproduziert wurde – bezeichnenderweise jedoch ohne den ethnologisch-historischen Teil.

Meinung nach fälschlicherweise als »Hermaphroditen« verstanden wurden,¹⁷ bei denen es sich laut dem Autor bei genauerer Betrachtung aber wahrscheinlich um »Transvestiten« gehandelt habe (vgl. Hirschfeld 1910: 318ff.). Sie dienen ihm als Beweis, dass Transvestitismus ein historisch wie kulturell universales Phänomen ist, dass »nicht an Ort, Zeit, Race [sic!], Stamm und Religion gebunden ist, eine Erscheinung, die [...] stets vorhanden gewesen ist« (ebd.: 329) und welche sich »überall selbstständig, von innen heraus, entwickelt hat« (ebd.: 330). Dieses Argument für einen zeit- und raumübergreifenden Universalismus unterstützte Hirschfelds politisches und ideologisches Projekt, vielfältige Sexualitäten und Geschlechtsidentitäten zu naturalisieren, um sie schlussendlich zu entkriminalisieren (vgl. Funke 2015: 116).

Der von Hirschfeld propagierte historische und kulturelle Universalismus findet in dem letzten vor seinem Tod publizierten Werk *Weltreise eines Sexualforschers* (1933) seinen Höhepunkt. In Form eines Reiseberichtes richtet Hirschfeld seinen Blick auf sexuelle und geschlechtliche »Sitten« und Identitäten außereuropäischer Kulturen und erfasst diese in seiner bereits vorgefertigten sexualtypischen Systematisierung, so dass er sowohl in Japan, in Malaysia als auch in Indien »Transvestiten« vorfindet (vgl. Hirschfeld 2006 [1933]: 71ff., 227, 306f.). Die rhetorische Einverleibung und die damit einhergehende Dekontextualisierung historisch und kulturell spezifischer Konzeptionen von Geschlecht, Identität und Körper diene in Hirschfelds Argumentation dazu, Transvestitismus entgegen der hegemonialen pathologischen Konzeptionen des europäischen Sexualwissenschaften als eine natürliche Variation menschlicher Vielfalt darzustellen und eine Vergangenheit des Transvestitismus zu konstruieren, der diesen gleichsam in Gegenwart und Zukunft absichert.

Leah DeVun und Zeb Tortorici (2018) bezeichnen diesen erkenntnistheoretischen Zugang zu trans* Geschichte, der sich auch in zeitgenössischen trans* aktivistischen Diskursen unter Slogans wie »Uns hat es schon immer gegeben« wiederfindet, als Ahnenessentialismus. Im Namen von trans* Geschichte beansprucht ein solcher Zugang Figuren aus unterschiedlichen Epochen, soziokulturellen Kontexten und geopolitischen Orten als Vorfahr_innen einer vermeintlich geteilten Identität. Eine solche Perspektivierung riskiert nicht nur einen Verlust an Komplexität, sondern läuft auch Gefahr, historische und kulturelle Differenzen zugunsten einer Essentialisierung und Romantisierung von Identität aufzugeben. Der romantisierte Blick auf vermeintliche

17 Zur kolonialen Konstruktion von »Hermaphroditismus« siehe Lugones (2007) und Eckert (2016).

Gemeinsamkeiten und die Fantasie einer imaginierten Abstammungslinie qua Geschlecht bzw. dessen Transgression verstellt nicht nur den Blick auf historische Differenzen, sondern blendet auch die Frage nach der historischen Verantwortung für Genozide, Enteignungen und Vertreibungen sowie deren Fortwirken in der Gegenwart aus.

Dies lässt sich in auch bei Hirschfeld feststellen. Zwar ist Hirschfelds Reisebericht durchaus von antikolonialen und antirassistischen Fragmenten durchsetzt ist – so zweifelt er nicht nur die Rechtmäßigkeit kolonialer Besitzansprüche Europas und rassentheoretische Differenzbehauptungen an, sondern sieht auch anti-koloniale Kriege als durch »den Menschen und Völkern naturgesetzlich innewohnende[n] Freiheitsdrang« (2006 [1933]: 160) vorbestimmt. Entsprechend hofft er nach seiner Begegnung mit Jawaharlal Nehru in vorausschauender Weise, dass dieser »der erste Präsident der indischen Republik sein wird« (ebd.: 290). Nichtsdestotrotz bleibt Hirschfeld in einem teleologischen Aufklärungsparadigma gefangen. Indem er kolonisierte Gesellschaften unter anderem als statische »prähistorische Stämme« imaginiert (und romantisiert) und seine eigene Reise, auf der er zahlreiche Vorträge über die (europäische) Sexualwissenschaft hielt, als Bestandteil eines aufklärerischen Projekts deklariert, das durch eine »objektive wissenschaftliche Menschen- und Geschlechtskunde« die Verwirklichung und Durchsetzung der Menschenrechte vorantreibt (vgl. ebd.: 36), reproduziert er zentrale Elemente des kolonialen Diskurses. Im Gegensatz zu seinen kritischen Anmerkungen zur Kolonialpolitik der Niederlande, Großbritanniens und Frankreichs stellt Hirschfeld Deutschlands koloniale Bestrebungen als nur von geringem Ausmaß und zum Zeitpunkt seiner Weltreise ohnehin beendet dar (vgl. ebd.: 159f.). Der deutschen kolonialen Vergangenheit misst er geringe Bedeutung bei, ungeachtet dessen, dass er während seiner Reise wiederholt ehemaligen deutschen Kolonialisten, Missionaren und Forschern begegnet und von diesen beherbergt wird (vgl. Bauer 2017). Die Arbeiten von Heike Bauer (2017) und Laurie Marhoefer (2022) bieten ein dringendes Korrektiv der romanisierenden Narrativen, die Hirschfeld als Begründer der ersten schwulen Emanzipationsbewegung und als gutmütigen Doktor der »Tranvestiten« feiern, indem sie die rassistischen und kolonialen Verstrickungen in Hirschfelds Werk aufzeigen. »Hirschfeld's theory was steeped in the politics of empire«, wie Marhoefer (2022: 40) deutlich herausarbeitet.

Auch in *Die Transvestiten* bettet Hirschfeld seine Argumente für den universellen Charakter des von ihm beschriebenen Phänomens dezidiert in ein koloniales Fortschrittsnarrativ ein, in denen die kolonisierten und indigenen

»Anderen« als Europas Vergangenheit und Europa beziehungsweise der Westen als deren Zukunft konstruiert werden. So argumentiert Hirschfeld, »dass der Verkleidungstrieb älter ist, als – die Kleidung selbst« (Hirschfeld 1910: 306). Während die westliche Norm vergeschlechtlichter Kleidung zwar ein entscheidendes Merkmal der sogenannten »Kulturvölker« sei, gäbe es auch »dort, wo Mann und Frau nackt gehen« (ebd.: 307) geschlechtlich konnotierte Praxen der Körpermodifikation und -verzierung. Schon bei diesen »Vorläufern der Bekleidung« habe es »der erotischen Verkleidung entsprechende Gebräuche« (ebd.: 307) gegeben. Das Tragen westlicher Kleidung als Marker von Geschlechterdifferenz wird in Hirschfelds Schriften so zum entscheidenden Differenzmerkmal von »Natur-« und »Kulturvölkern«. Er entwirft so ein Bild indigener »Primitivität«, das ihm erlaubt, die durch europäische Reisende und Anthropolog_innen beschriebenen und interpretierten Bekleidungs- und Körperpraxen jener »Naturvölker« als evolutionäre Vorstufe geschlechtlich differenzierter Bekleidungspraxen der vermeintlich zivilisierten »Kulturvölker« zu verstehen. Indem Hirschfeld indigene Geschlechtsausdrücke als »primitiv« und »vormodern« entwirft, reproduziert er die zentrale zeitliche Struktur des kolonialen Diskurses, welche Johannes Fabian in *Time and the Other* (1983) als »denial of coevalness« bezeichnet. Damit verweist Fabian auf die grundlegende Weigerung, die »Anderen« des kolonialen Diskurses als Teil einer geteilten Gegenwart zu begreifen. Auch Anne McClintock (1995) beschäftigt sich in ihrer Untersuchung kolonialer Diskurse mit dieser Trope der Verzeitlichung rassifizierter Differenz und bezeichnet diese als »anachronistic space« (ebd.: 30). Dieser Logik zufolge leben die Kolonisierten nicht innerhalb der modernen Geschichte. Gemäß dem kolonialen Meister_innennarrativ (»history proper«, ebd.: 11) werden sie trotz ihrer offensichtlichen Anwesenheit innerhalb der geteilten Gegenwart permanent als Verkörperungen einer vorgeschichtlichen Zeit gerahmt. So erscheinen auch die von Hirschfeld evozierten »Naturvölker« und ihre Praktiken des Geschlechts als »Vorläufer« europäischer Formen des Transvestitismus. Als solche versinnbildlichen sie die Vergangenheit und haben keinen Platz in der Zukunft.¹⁸ Während der europäische Transvestismus für Hirschfeld also ein modernes Phänomen mit einer langen Geschichte darstellte, konstruierte Hirschfeld außereuropäische

18 Unter Bezugnahme auf Weltreise eines Sexualforschers macht Jana Funke (2015) ein ähnliches Argument, wobei sie die ambivalente Gleichzeitigkeit von Hirschfelds Affirmation und Dekonstruktion kolonialer Denkmuster betont.

trans* Verkörperungen und Praxen als »primitiv«, »anachronistisch« und nicht der Moderne zugehörig.

Hirschfelds Konstruktion von »Transvestitismus« als universales Phänomen und sein Rückgriff auf koloniale Diskurse über »Primitivität« zeigen, dass die seit dem frühen 20. Jahrhundert entstandenen trans* Begrifflichkeiten nicht nur, wie B Camminga (2019) festhält, »a site of travel, accruing baggage and meaning through its traversing of countries, cultures, and varied institutional frameworks« (ebd.: 2) sind, welche nachträglich mobilisiert werden und im Zuge dessen Bedeutungen anhäufen. Vielmehr zeigt sich, dass die Bedeutungsgenerierung im »Westen« immer schon mit dem »Rest der Welt« verbunden war (vgl. Hall 1992), Imaginationen über die Geschlechterpraktiken und -transgressionen an anderen Orten und zu anderen Zeiten sogar ein elementarer Bestandteil dieser Geschichte und Wissensproduktion sind (vgl. Hirschauer 1992: 86). Es ist demnach unmöglich, die Geschichte der modernen Sexualitäts- und Geschlechterordnung ohne die Geschichte des Kolonialismus und des transatlantischen Sklavenhandels zu erzählen, genauso wie es unmöglich ist, die Geschichte moderner trans* Subjektivierung ohne die verwobenen und transnationalen Geschichten des Imperialismus zu erzählen. Eine solche Auslassung läuft Gefahr, eine »first in Europe, then elsewhere« structure of global historical time« (Chakrabarty 2000: 7) zu reproduzieren, die Europa erneut im Zentrum der Geschichte platziert, wodurch die globalen Verflechtungen, die »Europa« überhaupt erst möglich machen, undenkbar werden.

Trans* Geschichte(n) im Schatten sexualwissenschaftlicher Archive

Angesichts dieser Verstrickungen lässt sich fragen, wie trans* Geschichte anders erzählt werden kann und was mit den Geschichten derjenigen passiert, die sich der klassifizierenden Gewalt von Medizin, Sexualwissenschaft und Kriminalistik entziehen konnten. Wie umgehen mit den Geschichten derjenigen, die für den Blick des Archives weitgehend unsichtbar blieben, und jenen, die im Unterbauch der Archive leben, jenen rassifizierten durch koloniale Gewalt markierten Anderen, die namenlos bleiben und von deren Subjektivität und Handlungsmacht das Archiv jegliche Spur getilgt zu haben scheint?

Einen solchen Ansatz legt C. Riley Snorton mit seiner Arbeit *Black on Both Sides: A Racial History of Trans Identity* (2017) vor. Snortons Studie zeigt auf, dass die Wissensproduktion über Geschlecht und Sexualität in den USA zutiefst

mit den materiellen und verkörperten Dimensionen von Versklavung und Kolonialismus verbunden war. Doch statt sich den Archiven der Sexualwissenschaft zuzuwenden, richtet Snorton den Blick auf die Archive Schwarzen Lebens während der Versklavung, von der Jim-Crow-Ära hin zu den Bedingungen zeitgenössischer anti-Schwarzer Gewalt.

Anhand des Archivs des US-amerikanischen Arztes James Marion Sims, der bis heute als der »Vater der modernen Gynäkologie« und der Erfinder des Spekulum gilt, verdeutlicht Snorton, dass dessen medizinischen »Erfolge« in ganz grundlegender Weise auf Versklavung und der Degradierung, Dehumanisierung und Verdinglichung von Schwarzen Frauen zu »austauschbaren Waren« und »Fleisch« beruht. Damit bezieht sich Snorton auf eine lange Tradition Schwarzer feministischer Theoriebildung zum Zusammenhang von Schwarzsein, Geschlecht und Körper unter Bedingungen der Unfreiheit. Zentral sind hier die Überlegungen von Hortense Spillers (1987), die aufzeigen, dass Schwarze Körper im Zuge der Verdinglichung, die Schwarze Subjekte zu handel- und austauschbaren Waren gemacht hat, grundlegend rekonfiguriert wurden. Spillers bezeichnet diesen Prozess als *ungendering*. Prozesse moderner Vergeschlechtlichung fanden entlang der Trennung der öffentlichen und privaten Sphäre statt, im Haushalt und der damit verbundenen geschlechtlichen Arbeitsteilung sowie entlang patrilinearere Genealogien, durch welche der Name und der Besitz des Vaters weitergegeben wurden. Die *Middle Passage* und die Plantage stehen jedoch außerhalb dieser Sphären und der patrilinear organisierten Familie. Indem Menschen zu Schiffsfracht gemacht wurden, wurden sie ihrer Geschichten, ihrer Familien und Abstammungslinien, ihrer Namen und Besitztümer beraubt. Die Bedingungen der Unfreiheit und Versklavung verhinderten den abgesicherten Aufbau neuer familiärer Beziehungen und verunmöglichten die Logik der väterlichen Abstammung, die laut Spillers zentral für die Herstellung der Geschlechterordnung war. Patrilinearität war im Kontext der Versklavung insofern unmöglich, als dass in Unfreiheit geborene Kinder nicht (zu) der Familie der Eltern bzw. des Vaters gehörten, sondern vielmehr, den Rechtsstatus ihrer Mütter erbend, als Eigentum in die Besitztümer des Sklavenhalters übergingen. Selbst wenn dieser der leibliche Vater der Kinder war, erkannte er diese nicht als seine Nachkommen an. Schwarze Körper fielen laut Spillers daher aus der »american grammar« (Spillers 1987: 67), der sozialen Konfigurationen weißer Dominanzkultur und der sie hervorbringenden modernen Geschlechterordnung heraus. Auf »Fleisch« reduziert nahmen sie einen (Nicht-)Ort ein, der noch vor der geschlechtlichen Körper- und Subjektwerdung angesiedelt war. Spillers formuliert, dass

Schwarze Körper mit »zero degree of social conceptualization« (ebd.) zugleich das Fundament jeder sich davon abgrenzenden sozialen Ordnung bildeten. In diesem Sinne fungiert »Fleisch« als Desartikulation des Menschen: Es beraubt jene, die auf »Fleisch« reduziert werden, ihrer Möglichkeiten, innerhalb der dominanten Gesellschaftsordnung als Menschen anerkannt zu werden.

Wie Snorton darlegt, fanden Sims operative Experimente zur Behandlung vesikovaginaler Fisteln, mit denen er berühmt geworden ist, an den auf Fleisch reduzierten Körpern versklavter Frauen statt: Anarcha, Lucy, Betsey und zahlreiche weitere unbenannte versklavte Frauen waren Teil seiner »medizinischen Plantage« und seines »living laboratory« (Snorton 2017: 18).¹⁹ Die an ihnen wiederholt durchgeführten gewaltsamen Untersuchungen und Experimente – oft ohne Anästhesie und unter den voyeuristischen Blicken weißer Ärzte – dienten dazu, zu »beweisen«, dass Schwarze Frauen besonders unfruchtbar, invertiert und unweiblich seien (vgl. Snorton 2017: 20). Im Gegensatz zu der angenommenen und gewaltsam hergestellten Verfügbarkeit Schwarzer Frauen als Fleisch, welches die Grundlage für die Herstellung gynäkologischen Wissens über Geschlecht bildete, wurde weiße Weiblichkeit gerade in Abgrenzung zu diesem Status definiert: »white femininity is conferred in relation to an unwillingness to view white female genitalia, to look upon white women as flesh« (ebd.: 33). So waren die Körper Schwarzer Frauen in ihrer Reduktion auf Fleisch und ihrer beliebigen Austauschbarkeit nicht nur die materielle Bedingung der Erfindung des Spekulum und der damit einhergehenden gynäkologischen Wissensproduktion, sondern vielmehr die Voraussetzung für moderne Konzeptionen von Geschlecht per se (vgl. ebd.: 17–53, s.a. Spillers 1987; Hartman 1997).

Dem entgegen zeigt Snorton allerdings auch auf, dass Versklavte Mitte des 19. Jahrhunderts diese Zuschreibung geschlechtlicher Unbestimmtheit strategisch umdeuteten, indem sie Praktiken des Cross-Dressings nutzten, um zu fliehen. Sie konnten sich die Logik der Austauschbarkeit Schwarzer Körper auf der Plantage und die damit verbundene geschlechtliche Indifferenz oder Austauschbarkeit von Geschlecht aneignen und im Zuge der Flucht als Grundlage

19 Der Begriff der »medizinischen Plantage« (engl.: *medical plantation*) geht auf die Disability Studies und Performance Theoretikerin Petra Kuppers und das kollaborative *Anarcha Project* (2007) zurück. Er bezeichnet einen Ort abseits der Anbaufelder der Plantage, der spezifisch für medizinische Experimente, die ohne Anästhesie an versklavten Frauen durchgeführt wurden, errichtet wurde.

für ihr widerständiges Handeln heranziehen. Daher versteht Snorton Versklavung als einen kritischen Bestandteil der Genealogie moderner trans* Subjektivität, »as chattel persons gave rise to an understanding of gender as mutable and as an amendable form of being« (Snorton 2017: 57).

Es sind insbesondere diese Verflechtungen, die bei der Suche nach wiederherzustellenden Subjekten in den europäischen Archiven der Sexualwissenschaft, der Medizin und der Kriminalistik kaum zu erfassen sind. Vielmehr reproduziert der Fokus auf Subjekte, die unter Bedingungen der Gewalt im Archiv sichtbar werden, die dieser Sichtbarkeit zugrunde liegenden rassifizierten und kolonialen Logiken, wie Gill-Peterson beschreibt:

Transgender studies has to an important extent magnified the whiteness of transsexuality by its reliance on its medical archive, for that archive is an artifact of the science of transsexuality, which is to say that it pretends to speak for and grant total access to trans life while obscuring the racial conditions of subjection under which it produces that knowledge as universal. (Gill-Peterson 2018b: 615)

Ungeachtet eines kritischen Verständnisses, das Archive als zutiefst von Macht und Gewalt durchzogen ansieht, bleiben die zuvor diskutierten Ansätze der *Queer und Trans Temporalities* dem Glauben verhaftet, dass es möglich sei, Gegenstrategien zu entwickeln, die in der Lage sind, die verborgensten Geheimnisse des Archives zu lüften und so die verschütteten Geschichten und ihre Subjekte nach und nach an die Oberfläche zu bringen. In den Worten von Abram Lewis: »there remains a conviction that whatever it is that we hope to find can, in fact, be known [...] if only we can develop more capacious and oppositional ways to look« (Lewis 2014: 17; s.a. Steedman 2002: 76). Es stellt sich also die Frage, wie mit diesen epistemologischen Grenzen umzugehen ist, wenn das Archiv nicht vollständig als Ausgangspunkt der Geschichtsschreibung verworfen werden soll, aber zugleich seinen trügerischen Versprechen widerstanden und seiner Gewalt begegnet werden will. Was könnte es heißen, Verlust und Abwesenheit nicht länger nur als Marker von Gewalt zu verstehen, gegen welche es anzuschreiben gilt, sondern diese gleichzeitig auch als Widerstand gegen die Logiken des Archivs selbst zu begreifen? Denn, wie Alexis Pauline Gumbs nahelegt, »[a] fugitive you cannot find a record for is the most successful fugitive of all« (Gumbs 2020: 110). Trotz Anerkennung der gewaltvollen Konstitution des Archives, kehren Projekte der gegen das Archiv gerichteten trans* und queeren Geschichts-

schreibung immer wieder zu dessen restaurativen Versprechen zurück (vgl. Arondekar 2009: 1). Snortons Studie lädt im Gegensatz dazu ein zu fragen, welche Verbindungslinien zwischen der Gewalt der Medizin- und Kriminalarchive, die dennoch als privilegierte Orte der Wiederherstellung der trans* und queeren Gegengeschichtsschreibung gelten, und der »grammar of violence« (Hartman 2008: 4) der Archive des europäischen Kolonialismus und der transatlantischen Versklavung bestehen. Snorton selbst weigert sich, die fragmentarischen Geschichten und geisterhaften Silhouetten, die das Archiv preisgibt, zu vervollständigen.

Jenseits der Binaritäten des Archivs: Denken mit dem Asterisk

Ähnlich wie Snortons Arbeit ist auch die vorliegende Studie durchzogen von »Geistergeschichten«. Hiermit meine ich Geschichten von Personen und manchmal auch Tieren, die ausgehend von den Spuren, die sie hinterlassen haben, kaum erzählt werden können. Sie flackern nur kurz auf, ohne einen klaren Anfang oder ein klares Ende. Diese Geschichten bleiben fragmentarisch, opak und mitunter zweifelhaft. Dennoch lohnt es sich, sie zu erzählen. Wie Cassandra Spooner-Lockyer und Katie Kilroy-Marac (2021) in »Ten Things about Ghosts and Haunting« feststellen, müssen wir, um mit Geistern zu denken, die evidenzbasierte Logik westlicher Wissenschaftssysteme mit samt ihrer strikten Trennung von Faktischem und Fantastischem, Realität und Fiktion, Objektivität und Subjektivität hinterfragen: »To think with and through ghosts, we must think beyond binary oppositions (like visibility/invisibility, absence/presence, now/then) to the excesses produced between and around them« (vgl. Spooner-Lockyer/Kilroy-Marac 2021). Zugleich ist dieses »wir« eine Fiktion, unsere soziale Positionierung, unsere Erfahrungen in der Welt und die Art und Weise, wie diese durch die Vergangenheit geformt sind, bestimmen die Art und Weise, wie und mit welchen Geistern wir uns in Verbindung setzen können und ob diese Verbindungen ausschließlich als unheimlich wahrgenommen werden oder auch Fragmente von Lust und Vergnügen beinhalten. Das Arbeiten mit Geistern erfordert daher sowohl ein positioniertes als auch ein transdisziplinäres bisweilen vielleicht sogar antidisziplinäres Arbeiten. Es stellt sich die Frage, wie wir den kolonialen Geistern, die durch die Archive der trans* Geschichte spuken, gerecht werden können.

In popkulturellen Darstellungen können Geister meistens durch Wände gehen, ihre Form verändern, sich entscheiden, ob sie unsichtbar sein wollen

oder sich zu zeigen geben. Sie spuken, erschrecken, spielen Streiche, bringen Dinge durcheinander, aber sie mahnen auch, fordern Erinnerung ein und geben so lange keine Ruhe, bis der Zustand, der sie an das Hier und Jetzt bindet hat, verändert wird. Ähnlich wie diese Geister ignorieren auch die Geister, die durch dieses Buch spuken, die künstlich aufgezogenen Trennwände akademischer Schreibkonventionen, nehmen unterschiedliche Formen an, sind mal menschlich, mal tierisch, mal beides und mal keines von alledem. Dabei sind sie weder rein metaphorisch noch dienen sie lediglich der Verzierung oder Illustration. Sie sind nicht unwissenschaftlich, sondern im Sinne Hershini Bhanas »informed critical conjurings« (Young 2017: 3), durch historische Forschung kritisch informierte Imaginationen, von dem, was war, was hätte sein können und was kommen kann. Mit diesem Ansatz geht es mir nicht darum, jenen eine Stimme zu verleihen, die von der Geschichte und ihrer hegemonialen Narration verschluckt wurden. Vielmehr befasse ich mich damit, welche anderen Geschichtsnarrationen möglich werden, welche Perspektiven auf Geschichte, Gegenwart und Zukunft erfahrbar werden, wenn diese Geister und ihr Wirken nicht länger verdrängt werden, sondern Raum bekommen sich zu entfalten (vgl. Young 2017: 23). Die Geister zeigen Verbindungslinien auf, schimmern zwischen Sichtbarkeit und Opazität, wollen stören und rufen zugleich dazu auf, sich mit ihnen in Beziehung zu setzen. Sie zwingen uns dazu, unsere eigene Position und Positioniertheit wahrzunehmen und laden dazu ein, unterschiedliche Formen des Denkens mit ihnen – nicht über sie – zu erkunden.

Wenngleich diese Geister weder singulär noch ihre Geschichten in der ihnen inhärenten Gewalt außergewöhnlich sind, geht es mir doch darum, ihrer spezifischen Lokalität Rechnung zu tragen; nicht zuletzt, um unsere Beziehungen zu diesen Orten und ihrer Vergangenheit zu transformieren, denn, wie Avery F. Gordon schreibt: »Following the ghosts is about making a contact that changes you and refashions the social relations in which you are located« (Gordon 2008: 21). In diesem Sinne ist die hier vorgeschlagene Praxis nicht nur auf die lokale Verortung des Schreibens bedacht, sondern ist immer auch ein »situiertes Spekulieren« (Gramlich 2020: 16), das den schreibenden Körper und dessen Erfahrungen miteinbezieht, ohne diese zu einem universellen Allgemeinplatz zu verklären. Ich knüpfe damit an die lange Tradition feministischer Wissenschaftskritik an, die Wissen nicht nur als partikular und situiert begreifen, sondern darüber hinaus die eigene Positionierung in der Welt als erkenntnisstrukturierend und -produzierend fassen. So werden eigene Erfahrungen des In-der-Welt-Seins zum Ausgangspunkt theoretischer Überlegun-

gen genommen und Wissenschaft in den Worten Donna Haraways als »view from a body« (Haraway 1988: 589) verstanden. Entgegen der andro- und eurozentrischen Vorstellung eines entkörpernten Subjekts der Wissensproduktion, dessen Position unmarkiert bleibt und dessen Blick von nirgendwo die Macht hat, zu sehen, ohne gesehen zu werden, geht dieser Ansatz davon aus, dass jedes Wissen bedingt und damit situiert ist. Trans*feministische post- und dekoloniale Praktiken des Spekulierens schließen hier an und wenden sich gegen den »Gottes-Trick« (ebd.: 582) historischer Meister_innenerzählungen:

Auf Distanz zu Narrationen von Subjekt und Geschichte, die ihre Historizität und Lokalität als Universalismus tarnen, reagiert feministisches Spekulieren auf historische Auslassungen, diskursive Festschreibungen und gewaltvolle Unterscheidungen, was als (menschliches) Leben gilt und was als nicht-lebenswert ex negativo zu dessen Konstitution beiträgt. (Gramlich 2020: 10)

Feministisches Spekulieren ist hier also nicht bloße Mutmaßung, fantastische Imagination und hochstaplerische Erfindung. Sie ist nicht das Gegenteil von faktengetreuem historischen Arbeiten, sondern eine Praxis des Re-Narrativierens, die auf Lücken, Tilgungen und gewaltsame Verzerrungen historischer Meister_innen-erzählungen reagiert. Sie lässt die Brüchigkeit und das Spekulative jeder Geschichtsnarration sichtbar werden.

Dabei besteht, wie Saidiya Hartman (2008) deutlich macht, immer auch die Gefahr, die Lücke zu schließen. Mit ihrem Konzept der *kritischen Fabulation* entwickelt Hartman eine Praxis des Schreibens gegen die Grenzen des historischen Archivs. Hierbei versucht sie, zwischen der Gewalt des Archivs und der Sprache, die diese wiederholt, Raum zu schaffen, so dass ein Leben jenseits von Gewalt und Tod vorstellbar wird. Angesichts der Unmöglichkeit, die Geschichten Schwarzer Frauen aus den Archiven des transatlantischen Sklavenhandels zu rekonstruieren, wird Imagination von Hartman als produktives Mittel genutzt, um die Vergangenheit neu zu denken und mit der Lücke zu ringen, ohne dabei den Anspruch zu erheben, den Toten eine Stimme zu verleihen oder sie zu repräsentieren (vgl. ebd.: 12). Imagination wird zum fürsorglichen und verantwortlichen Akt den durch Gewalt zum Schweigen gebrachten gegenüber. Sie refiguriert auf poetische Art und Weise das Verhältnis von Fakt und Fiktion und stellt ein Gegengewicht zu den machtvollen Wahrheitseffekten des Archivs dar (vgl. Bychowski et al. 2018: 674). Gleichzeitig, so Hartman, ist kritisches Fabulieren immer von der eigenen Unmöglichkeit begleitet. Es ist ein beständiges Ringen mit Archiv und Sprache; es ist der Versuch, »to tell an im-

possible story and to amplify the impossibility of its telling« (Hartman 2008: 11). Diesen Unmöglichkeiten und der Frage, welche Geschichten uns lückenhafte, gewaltvolle oder vermeintlich »leere« Archive dennoch erzählen, widmen sich die folgenden Kapitel. Die »Geistergeschichten« beschäftigen sich in diesem Sinne mit dem, was gewesen sein könnte, mit den Möglichkeiten einer Vergangenheit jenseits der Gewalt der dominanten Erzählung, ohne jedoch zu versuchen, diese trans*feministischen Fabulationen als historische Wahrheit festzuschreiben. Gemeinsam kreisen die folgenden Kapitel um die Leerstellen, exponieren sie, verschieben sie, zeigen die Fülle, die ihnen zugrunde liegt und suchen nach anderen Wegen, trans* Geschichte(n) zu erzählen.

*Trans** (mit Asterisk) ist ein relativ junger und gleichsam umstrittener Begriff geschlechtlicher Identifizierung. Der Asterisk wird dabei (angelehnt an dessen Wildcard-Funktion in Programmiersprachen) als symbolischer Platzhalter verstanden, der Raum für möglichst viele transgeschlechtliche Identifikationen anbieten soll. Ein Asterisk nach *trans* bedeutet demgemäß, dass der Vorsilbe *trans-* eine Kombination beliebig vieler (oder auch null) Zeichen folgt, zum Beispiel *transgender*, *transident*, *transsexuell*. Als Schlagwort im Kontext historischer Archivrecherche ist *trans** auf Grund genau dieser Platzhalterfunktion jedoch denkbar ungeeignet, da die Suche nach »trans*« einerseits ein zu weites Netz spannen und zu unpassenden Ergebnissen führen würde und andererseits viele jener Identitäten, die der Begriff beschreiben will, die aber nicht mit dem Präfix *trans-* beginnen, nicht erfasst werden können (vgl. Rawson 2015: 545; Tompkins 2014: 27).²⁰

Trotz (oder gerade wegen) dieser Unzulänglichkeiten birgt *trans** meiner Ansicht nach kritisches Potenzial, welches über die anti-identitäre Verwendung von *transgender* (vgl. Stryker 2008) hinausgeht. Damit schließe ich unter anderem auch an aktuelle Auseinandersetzungen innerhalb der *Trans Studies* rund um den analytischen Gehalt von *trans/trans-/trans** und die Praktiken des *Transings* (Stryker/Currah/2008), der Transversalität und der Transitivität

20 Eine Suche nach »trans*« im digitalisierten Archiv der historischen Zeitungen und Zeitschriften der Österreichischen Nationalbibliothek verdeutlicht dies: Die Suche führt für den Zeitraum 1848 bis 1945 zu weit mehr als 800.000 Treffern, wobei nicht nur die Zeitschrift *Transilvania* – eine im 19. Jahrhundert erschienene Monatsschrift für siebenbürgische Landeskunde, Literatur und Landeskultur – als relevant gelistet wird, sondern auch sämtliche Artikel, die die Wörter Transport, Transformation, Translation oder Transaktion enthalten, aufscheinen. Zum Vergleich: Eine Suche nach dem Begriff Transvestit bringt für den gleichen Zeitraum gerade einmal sechsunddreißig Treffer.

(Snorton 2017), welche diese Begriffe kennzeichnen, an. So haben bereits Susan Stryker, Paisley Currah und Lisa Jean Moore (2008) auf den relationalen und offenen Charakter von *trans*- hingewiesen, der eine Vielzahl von Endungen erlaubt. Diese Relationalität ermöglicht nicht nur »categorical crossings, leakages, and slips of all sorts« (Stryker/Currah/Moore 2008: 11), sondern destabibilisiert zugleich auch die Vorstellung, dass spezifische Kategorien von Menschen, Dingen oder Phänomenen »trans« seien, während sich andere durch Abgeschlossenheit und Fixiertheit auszeichnen würden. Statt als auf eine abgeschlossene geschlechtliche Identität hinzuweisen, verweise *trans*- vielmehr auf eine Praxis des *Transing*, des Überschreitens kategorialer Fixiertheit und der Ko-Artikulation von Geschlecht mit anderen verkörperten Eigenschaften (vgl. ebd.: 13).

Eva Hayward und Jami Weinstein (2015) schließen an die Diskussion über die Relationalität von *trans*- an und betonen, dass insbesondere der Asterisk als Suffix, der sich an das Präfix *trans*- anhängt diese Relationalität noch verstärkt. Symbolisiert durch den Stern, dessen Strahlen in alle Richtungen zeigen, *trans** »both points and touches« (ebd.: 198). Als Präfix und Suffix zugleich braucht *trans** immer ein Objekt als Bezugspunkt, um intelligibel zu werden. Diese Relationalität eröffnet laut Hayward und Weinstein die Möglichkeit, über Prozesse des In-Beziehungs-Seins und gemeinsamen Werdens nachzudenken, denn *trans** ist zugleich präpositional und präontologisch: »[It] is not a thing or being, it is rather the processes through which thingness and beingness are constituted« (ebd.: 196). Der Asterisk markiert jenen Prozess, der dem Präfix *trans*- Bedeutung verleiht.

Marquis Bey führt diese Argumentation in »The Trans*-ness of Blackness, the Blackness of Trans*-ness« (2017) weiter aus. Bey argumentiert, dass *trans** Präfix und Suffix zugleich ist, jedoch keinen Wortstamm besitzt und dadurch seine eigene Flüchtigkeit und fundamentale Instabilität markiert. Auf diese Weise markiert *trans** die Weigerung, gewusst zu werden; wie Bey schreibt, »[t]rans* is that refusal to be itself, to be sure of itself, to be sure that it is where it's at« (Bey 2017: 286). So eröffnet *trans** die Möglichkeit, über eine Vielzahl transitiver und transgressiver Bewegungen nachzudenken, die nicht auf ein Ziel ausgerichtet sind oder auf ein bestimmtes Verständnis von Geschlecht und dessen inhärente weiß-westlich-bürgerliche Prägung. Auch Snorton folgt in *Black on Both Sides* (2017) einer solchen grammatologischen Auslegung, welche den Fokus auf Transitivität legt und Trans-Sein ebenso wie Schwarzsein als grundlegende Voraussetzungen für Ontologien der Differenz und des Menschlichen versteht.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich, dass *trans** Geschichte also weniger die Geschichte von *trans** Subjekten ist, sondern vielmehr die Geschichte von *trans** selbst und jenen Objekten, die »Transsexualität« als moderne Kategorie des Wissens hervorgebracht haben. Damit will diese Studie auch einen Beitrag zu dem Projekt der *Critical Trans Studies* leisten, dessen Aufgabe Yv E. Nay und Eliza Steinbock folgendermaßen zusammenfassen: »tracing histories of colonialism and white supremacy that underwrites dominant concepts of gender and sexuality which have accompanied the formation of our field [Anm. J.G.: gemeint sind Trans Studies]« (Nay/Steinbock 2021: 150). In anderen Worten stellt sich in einer solchen Perspektivierung weniger die Frage, ob eine historische Figur *trans** gewesen ist, als vielmehr, unter welchen Bedingungen und in welchen Beziehungen spezifische Subjektformationen und die damit verbundenen Bezeichnungspraktiken entstehen konnten. So lassen sich auch viele der in der vorliegenden Studie beschriebenen Personen nicht eindeutig oder einfach als »trans*« beschreiben – entweder, weil ihnen das Vokabular nicht zur Verfügung stand, weil sie ihren Körper und ihr Geschlecht auf eine Art und Weise erlebt haben, die uns in der Gegenwart verschlossen bleibt, oder weil sie ein anderes geschlechtliches Selbstverständnis hatten, das sich nicht in heutige binäre Verständnisse von cis und *trans** einfügen lässt. Was sie jedoch zeigen, ist die lange Geschichte der Wandelbarkeit von Geschlecht sowie die Geschichte jener Strukturen und Ideen, die die Geschlechterbinarität als natürlich erscheinen lassen. Diese beginnt nicht erst mit dem späten 19. Jahrhundert, wo dieses Buch ansetzt, erfährt hier aber im Zusammenspiel von kolonialer Wissensproduktion, erstarkender Bedeutung der Medizin und Biologie und technischen Neuerfindungen im Labor und im öffentlichen Leben eine Bedeutungsaufladung, die bis heute anhält. Um diese *trans** Geschichten geht es im vorliegenden Buch.

Der Asterisk, der sich *trans-* anhängt, hat dabei nicht nur das Potential auf die Relationalitäten und Unabgeschlossenheit geschlechtlicher Kategorien hinzuweisen, sondern kann in Anschluss an dessen Verwendung in Schwarzen feministischen Theorien und innerhalb radikaler Schwarzer Kritiken auch auf die Position des Unausgesprochenen und Unausprechbaren hinweisen (vgl. Garde 2021: 223). So findet sich in den Arbeiten von Saidiya Hartman (2008), Christina Sharpe (2016) und Katherine McKittrick (2014) eine weniger an Semantik und Symbolik orientierte Konzeption des Asterisks.

Als Asterisk in der Geschichte der Moderne weist er auf jene Erzählungen hin, deren Rekonstruktion unmöglich ist, wie Hartman in »Venus in Two Acts« (2008) eindrücklich aufzeigt. Konfrontiert mit der Unmöglichkeit, die

Geschichte von Schwarzen Frauen außerhalb der Grammatiken der Gewalt, die sie als bezzifferte und austauschbare Waren konstruiert hat, zu erzählen, beschreibt Hartman die Archive des transatlantischen Handels als »death sentence, a tomb, a display of the violated body, an inventory of property, a medical treatise on gonorrhea, a few lines about a whore's life, an *asterisk in the grand narrative of history*« (Hartman 2008: 2, Hervorh. J.G.). Als »asterisked archives« (McKittrick 2014) sind die Logbücher der Schiffe gefüllt mit Geschichten der Gewalt, der Verdinglichung und Entmenschlichung, in denen Schwarzes Leben und Schwarze Subjektivität unsagbar und unaussprechbar bleiben. Schwarzes Leben wird zum »asterisked human« (Sharpe 2016), zur undenkbaren Position, welche gleichzeitig über- als auch unterdeterminiert ist. Schwarzsein und Schwarze Körper wurden im Zuge der Versklavung einerseits einer beständigen Transformation und Umdeutung unterworfen, welche sie zu austauschbaren Waren machte, und gleichzeitig stürzten sie durch die Unmöglichkeit, innerhalb ihrer Raster erfasst zu werden, die eurozentrischen und westlichen Wissensordnungen von Geschlecht und Sexualität in die Krise. Der Atlantik, so Sharpe, ist daher immer schon auch der *Trans*Atlantic* (ebd.: 30), insofern, als dass *trans** auf den Exzess und die Refiguration Schwarzer Körper im Zuge der *Middle Passage* hinweist. Im *Trans*Atlantic* beschreibt *trans** also die Geschlechterkonfigurationen und -transgressionen, die das konstitutive Außen der modernen Geschlechterordnung bilden. Dergemäß wird kolonisierten und versklavten Körpern im selben Moment eine exzessive und monströse Geschlechtlichkeit und Sexualität zugeschrieben wie sie als zu wenig geschlechtlich differenziert und gänzlich außerhalb der Kategorien »Mann« und »Frau« verortet werden. Ohne sich auf transgeschlechtliche Körper zu beziehen, weist *trans** so analytisch auf die zentrale Rolle hin, die die binäre Geschlechterordnung in der modernen Konzeption des Menschen versus dem Schwarzen versklavten Körper als Nicht-Mensch einnimmt.

Die theoretischen Arbeiten von Hartman, Sharpe und McKittrick ermöglichen es, mit und in den zum Schweigen gebrachten Klängen des Asterisks zu denken und so nach dem Ungesagten, den Lücken, dem »black noise – the shrieks, the moans, the non-sense, and the opacity« (Hartman 2008: 12) zu fragen, ohne diese jedoch einer zweiten Ordnung der Gewalt (vgl. ebd.: 5) auszusetzen, in dem sie in den unmöglichen Klang einer rekonstruierten Erzählung gezwungen werden. Denken mit dem Asterisk ruft in diesem Fall dazu auf, gleichzeitig mit und gegen die Stille des Archivs zu arbeiten, sich mit dessen Anwesenheiten und gewaltvollen Abwesenheiten auseinanderzusetzen.

Dabei unterscheiden sich die von Hartman, Sharpe und McKittrick beschriebenen Archive der transatlantischen Versklavung und deren Lücken und Auslassungen auf fundamentale Art und Weise von den Archiven der Sexualwissenschaft, der Medizin und der Endokrinologie, die im Zentrum der vorliegenden Studie stehen. Letztere sind bei weitem keine Inventarlisten, kein Todesurteil, keine mathematische Abhandlung über den Wert verdinglichter Körper. Dennoch sind sie verbunden und die Konzeption von *trans** respektive des Asterisks, welche Hartman, Sharpe und McKittrick anbieten, lädt dazu ein zu fragen, was denkbar wird, wenn diese Perspektive auf die innerhalb der *Trans Studies* privilegierten Archive gerichtet wird. Die Strahlen des Asterisks, der sich an die Präposition *trans-* anhängt, reichen nicht nur über die Grenzen einer klar gekennzeichneten Identität, sondern auch über die Grenzen des Archivs hinaus. *Trans** als Analysewerkzeug fragt dann nicht mehr nur nach kategorialen Überschreitungen und Bewegungen sowie relationalen Prozessen, sondern ist auch aufmerksam für das, was nicht gesagt wird, was nicht gesagt werden kann. Denn phonetisch markiert der Asterisk das Stimmlose, das wofür »die dominante Kultur keine Sprache bereitstellt« (Garde/Harder 2021: 212). Beim Versuch ihn zu sprechen, schließen sich die Stimm Lippen und verhindern, dass lautsprachlicher Klang entweicht. Ausgesprochen wird *trans** also zu *trænz*, der Asterisk verschluckt von seiner eigenen Unsprechbarkeit.²¹ Auf diese Weise wird der Asterisk, der *trans-* folgt, zu einer ständigen Erinnerung an die gewaltsam zum Schweigen gebrachten und doch grundlegend konstitutiven Geschichten des Kolonialismus und der transatlantischen Versklavung, als jenes relationales Objekt, das die Präposition *trans-* mit Bedeutung auflädt, »calling attention to the fact that we cannot theorize the multitude of *trans** phenomena without taking into account how race is a technology that reifies and disrupts gender along colonial lines« (cárdenas 2021: 12).

Queere und feministische linguistische Interventionen haben aber auch gezeigt, dass es möglich ist, die Schließung der Stimmritze zu hören, das entstehende Schweigen des Asterisks wahrzunehmen und ihn als Signifikant einer nicht erzählten Geschichte und einer unmöglichen Subjektposition innerhalb der dominanten Sprache zu verstehen, ohne dabei dem falschen Glauben

21 Dies gilt im Kontext dieser Arbeit v.a. für die deutsche lautsprachliche Aussprache und ist keinesfalls universal, so vokalisieren z.B. einige Sprachausgabeprogramme computergestützter Kommunikation den Asterisk.

aufzusitzen, den Asterisk selbst zum Sprechen bringen zu können. Das Hören des Asterisks in den Archiven erfordert demnach eine Form des Zuhörens, die anerkennt, dass die Leben, die durch den Asterisk (nicht) bezeichnet werden, außerhalb der Zonen des Intelligiblen des Archivs stehen und notwendigerweise opak bleiben müssen. Es ist in den Worten von Dylan Robinson »a listening practice that does not – seeks not to – know what it hears« (Robinson 2020: 64), selbst dann, wenn das Gehörte Stille ist.

Ähnlich wie Kai Green verstehe ich *trans** in einer solche Perspektivierung als *Methode* im, *Kritik* am und *Orientierung* zum Archiv und zu Geschichte gleichermaßen, »as a decolonial demand; a question of how, when, and where one sees and knows; a reading practice that might help readers gain a reorientation to orientation« (Green 2016: 67). Eine solche Operationalisierung von *trans** als Analysewerkzeug ist aufmerksam für die Fülle, die sich in den Lücken der Archive aufspannt, die flüchtigen Momente, die sich der Benennbarkeit und Klassifikation entziehen oder ihr vorausgehen, die anwesenden Abwesenheiten und die gespenstischen Spuren, die an den Rändern der Archive aufscheinen (vgl. ebd.: 80).

Trans* Geschichte(n) *mit und durch den Asterisk zu denken*, bedeutet demnach, diese immer wieder auf ihre gewaltsamen Ausschlüsse, Widersprüche und Verflechtungen hin zu befragen, die in Erfolgserzählung der europäischen Moderne verdrängt werden und jene, die in der Stille des Archivs kaum denkbar sind. Gleichzeitig geht es nicht darum, auf festen Zuschreibungen zu beharren, Eindeutigkeiten dort herzustellen, wo sie nicht zu finden sind oder Geschichten »wiederherzustellen«. Vielmehr lädt der Asterisk dazu ein, temporäre und fragile Beziehungen und Verflechtungen in den Vordergrund zu rücken und Geschichte und Geschichten in ihrer Unabgeschlossenheit offen zu halten. Eine solche Herangehensweise folgt auch dem Aufruf von Jules Gill-Peterson, die Archive der europäischen Sexualwissenschaft und ihre verwandten Felder nicht aufgrund ihrer Auslassungen und Gewalt zu verwerfen, sondern stattdessen Lesepraxen zu entwickeln, die aufmerksam für die »unanticipated significance of historical desubjectification« (Gill-Peterson 2018b: 617) sind. Anstatt also *mit* oder *gegen* das Archiv zu lesen, dieses als entweder *voll* oder *leer* zu begreifen, in ihm nach *Anwesenheiten* oder *Abwesenheiten* zu suchen, sucht ein *trans**-analytischer Ansatz danach, diese Dualismen zu überschreiten (*trans*-) und stattdessen die Gleich- und Unzeitigkeiten historischer Verstrickungen und flüchtiger Verbindungen (*) herauszustellen. Dies sind diese *trans** Geschichten der Moderne, denen ich in dieser Forschungsarbeit nachgehe.

2. Asteriske in der Geschichte der Moderne: Österreich im Trans*Atlantik

And all my love to you who preserve
the mysteries. Whom the empire of bi-
naries will never define. All of you who
love with a depth beyond recognition,
nurturing freedom over understand-
ability, valuing life as so much more
important than simple comprehension.
Thank you.

— Alexis Pauline Gumbs, *Undrowned*,
2020

Which is to say, blackness, and those
proximal to its work, bear a trans rela-
tionship to gender, leans as (trans)gen-
der, is not necessarily transgender but,
perhaps, trans to gender — all in ser-
vice of kinds of gender that renounce,
vociferously, gender as such.

— Marquis Bey, *Cistem Failure*, 2022

*There is no body, no sexuality, and simply
put, no sex outside the long history of
Western imperialism's shattering of the
world.*

— Jordy Rosenberg, *Confessions of the
Fox*, 2018

Eine Schublade öffnet sich wie von Geisterhand. Auf einer Wand zwischen
schweren Archivregalen, deren Kurbeln sich langsam immer weiterdrehen,

erscheint aus dem Nichts der Ausschnitt einer alten Fotografie: eine Hand, im Hintergrund gemusterte Stoffe. So endet der Kurzfilm *THE LETTER* (A 2019) von Belinda Kazeem-Kamiński, eine künstlerisch-forschende Arbeit, die sich mit der geisterhaften Präsenz der kolonialen Vergangenheit im gegenwärtigen Österreich auseinandersetzt (vgl. Abb. 2).

Ausgangspunkt dieser filmischen Erkundung ist ein Brief, den Yaarborley Domei¹ 1896 in der Wochenzeitung *Wiener Caricaturen* veröffentlichte. Domei, über deren Leben das Archiv ansonsten nichts preisgibt, war eine Schwarze Performerin, die ab Juli 1896 gemeinsam mit einer Gruppe von ungefähr siebenzig westafrikanischen Performer_innen für mehrere Monate im Tiergarten im Wiener Prater gastierte und dort im Rahmen einer sogenannten anthropologischen Schaustellung, dem »Aschanti-Dorf«, als exotisches Schauobjekt inszeniert wurde.

Abb. 2: Filmstill aus *THE LETTER* (2019)



Quelle: Belinda Kazeem Kamiński

In Kontext dieser Inszenierung geriet Domei im Oktober 1896 kurzzeitig in den Fokus des öffentlichen Interesses, nachdem sie versucht hatte, den Übergriff einer weißen Frau abzuwehren. Diese wollte bei ihrem Besuch im »Aschanti-Dorf« ungefragt Domeis Haut berühren. Bei dem Versuch sich gegen diese als »ethnographisches Interesse« getarnte intime rassifizierende

1 In historischen Quellen teilweise auch *Jaboley Domei*.

und sexualisierende Gewalt zu wehren, verletzte Domei die weiße Besucherin im Gesicht und wurde infolgedessen der leichten Körperverletzung angeklagt. Ein Zeitungsbericht über den Prozess beschrieb die Situation folgendermaßen:

Dann erzählte sie, sie habe in gebückter Stellung in der Küche gearbeitet, als die Klägerin sich von rückwärts ihr näherte und in zu weitgehendem ethnographischem Interesse handgreiflich wurde. Sie habe diese derbe Annäherung abzuwehren gesucht und hiebei unwillkürlich die Klägerin thätlich beleidigt. (»Die Gattin« 1896)

Das Verfahren endete jedoch mit dem Freispruch Domeis (vgl. »Die angeklagte Aschantin[...]«² 1896). Nach Beendigung der Schausstellung im Wiener Tiergarten wurde ein offener Brief Yaarborley Domeis veröffentlicht, in dem sie die Geschehnisse folgendermaßen einordnet und kommentiert:

Die Weißen sind sehr dumm. Wenn sie zu uns kommen würden, es würde kein Aschanti einen Heller zahlen, um sie zu sehen. Bei uns aber stehen sie jeden Abend, um zu sehen, wie wir Erdäpfel schälen und Feuer anmachen; dabei reißen sie den Mund auf und lachen fortwährend. Ihre Kleider sind noch dümmer. Besonders im Sommer schwitzen sie darin sehr; ich weiß nicht warum sie sie nicht ausziehen, wenn sie so schwitzen. Vielleicht fürchten sie, daß dann ihre Haut braun wird; aber dann würde ihnen unsere Haut nicht so gefallen. Denn das sieht man schon, daß sie ihnen sehr gefällt, weil sie uns so viel angreifen. Die Männer thun das besonders gern, das habe ich gleich gemerkt; besonders die alten Männer. [...] Ich lasse mich nicht gern angreifen von weißen Weibern, denn was können die haben wollen. Sie sind uns gewiß feindlich, weil wir eine so schöne Haut und einen so schönen Leib haben. Sie fürchten, daß ihre Männer mit uns gehen könnten. [...] Die weißen Männer müssen aber auch sehr schwach und elend sein, sonst würden die weißen Weiber nicht so viel mit den Aschantimännern umhergehen. Wir lachen oft sehr darüber. (»Offener Brief« 1896)

Laut den *Wiener Caricaturen*, die den Brief veröffentlichten, wurde dieser zunächst durch Domeis Ehemann ins Englische übertragen, bevor die Zeitung das Geschriebene auf Deutsch übersetzte. Es ist zumindest anzunehmen, dass

2 In diesem Buch wird die kolonial-rassistische Bezeichnung für Schwarze Menschen nicht ausgeschrieben und stattdessen sowohl im Fließtext als auch in Quellenangaben auf »N[...]« reduziert.

der Originalbrief Domeis einerseits durch den Prozess dieser doppelten Übersetzung und andererseits durch das Wirksamwerden rassifizierter und verge-schlechtlichter Stereotype im machtvollen Prozess der Translation und Her-ausgabe verzerrt wurde. Ebenso scheint es möglich, dass der Brief allein aus der Feder der *Wiener Caricaturen* stammt und als gesellschaftskritischer Kom-mentar intendiert war, denn die »Aschanti« dienten auch Gesellschaftskriti-ker_innen als willkommenen Projektionsfläche, über die der Wiener Bevölke-rung ein Spiegel vorgehalten werden konnte (vgl. Schwarz 2001: 38); eine wei-tere Form der Inwertsetzung und Dienstbarmachung der Schwarzen Perfor-mer_innen, die ihre eigenen Stimmen übertönt.

Jenseits der Frage nach seiner Authentizität und dessen Autor_innenschaft bezeugt der Brief dennoch die intimen Gewaltverhältnisse, die in der »Aschan-ti«-Schaustellung in Wien wirksam wurden. Er macht die sexuellen »Fantasien weißer Verfügungsmacht« (vgl. Purtschert 2019) über Schwarze Körper sicht-bar, welche als ständig bereitstehende Ressource imaginiert wurden, auf die ein ungehemmter und entgrenzter Zugriff jederzeit möglich ist und deren ein-ziger Zweck darin besteht, weißes Begehren – sei es nach Wissen oder Intimi-tät – zu befriedigen. Zugleich verweist der Brief aber auch auf die Möglich-keiten von Kritik und Widerstand innerhalb dieses Machtgefüges, auch wenn diese unbeantwortet blieben.

In Kazeem-Kamińskis Film *THE LETTER* bietet Domeis Brief, der für den Film auf Ga (zurück-)übersetzt wurde und aus dem Off vorgelesen wird, den drei Protagonist_innen³ einen Einstiegspunkt: eine Spur, die die westafrika-nische Performancegruppe des »Aschanti-Dorfs« im Archiv hinterlassen hat. Dieser Spur folgen die Protagonist_innen, um sich mit der Struktur des Ar-chives und den darin eingeschriebenen Performances und Gewaltverhältnis-sen auseinanderzusetzen. Begleitet von den Fragmenten des Briefes fragen sie danach, wer im Archiv mit seinen Kategorisierungen und Logiken als han-delndes Subjekt anerkannt wird, und plädieren für eine Auseinandersetzung mit dem Geisterhaften, den Brüchen und dem Unbekannten innerhalb der Ar-chive. Mit goldenen Lupen und schwarzen Lederhandschuhen ausgestattet er-kunden sie, welche Wirkung die Objekte im Archiv entfalten und welche af-fektiven Verbindungen zu jenen Geistern der Vergangenheit aufgebaut wer-den können. Durch Berührungen, Tasten und Riechen der archivierten Ob-jekte treten die Protagonist_innen mit ihnen in eine transtemporale Bezie-

3 Dargestellt von Amoako Bofo, Belinda Kazeem-Kaminski und Verena Melgarejo-Weinandt.

hung, die die über einhundertzwanzig Jahre, die zwischen ihnen liegen, überbrückt. Zugleich fungieren Objekte wie die schwarzen Lederhandschuhe und ein goldener Afrokamm, der mit einer erhobenen *Black Power* Faust verziert ist, als visuelle Referenzen zu Schwarzen Widerstandsbewegungen. Sie reihen die Protagonist_innen so in eine langwährende Schwarze Geschichte ein. Die goldenen Lupen wiederum dienen als Symbol für die Verbindung von Sehen und Wissen, die Kazeem-Kamińskis künstlerische Praxis immer wieder ins Zentrum ihrer Arbeiten stellt. Mit *THE LETTER* thematisiert Kazeem-Kamiński weder ausschließlich die unabgeschlossene Geschichte von Yaarborley Domei noch richtet sie den Blick lediglich auf die Gewalt des ethnologischen Archivs,⁴ vielmehr macht die spekulative Arbeit auf die Präsenz des Geisterhaften in der Gegenwart aufmerksam.

Damit verdeutlicht *THE LETTER* gleich zwei Prinzipien, welche die Herangehensweise in diesem Buch prägen: Zum einen den Glauben daran, dass die Vergangenheit nicht abgeschlossen ist und damit verbunden zweitens jene Art des gespenstischen Heimsuchens, die Avery Gordon (2008) mit dem Konzept des *Haunting* erfasst. Dieses gespenstische Treiben beschreibt einen Zustand, in denen das Familiäre ungewohnt, etwas Totgeglaubtes lebendig und die Gegenwart auf unheimliche Weise von der Vergangenheit eingeholt wird. Geister und Gespenster erscheinen laut Gordon dann, wenn die Gewalt und die ungelösten Konflikte, die sie repräsentieren und durch welche sie hervorgebracht wurden, nicht mehr verdrängt, sondern in den Blick genommen werden (vgl. Gordon 2008: xvi). Heimgesuchtwerden ist »an animated state in which a repressed or unresolved social violence is making itself known, sometimes very directly, sometimes more obliquely« (ebd.). Geister fordern uns dazu auf, uns mit ihnen und ihren Geschichten ins Verhältnis zu setzen und zwingen uns dazu, andere Wege des Denkens einzuschlagen. Sie sind schwer (er)fassbar und flackern meist nur kurz vor uns auf, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Sie erscheinen als verschwommenes Bild, als verzerrtes Geräusch, als körperloses Flüstern oder als unheimliche Berührung aus dem Nichts. In anderen Fällen manifestieren sie sich durch Abwesenheit an Orten, wo wir sie erwartet hätten. Ihr Spuk provoziert trotz des anhaltenden Unbehagens, das wir nach

4 *THE LETTER* wurde im Archiv des Weltmuseums Wien gedreht. Das Weltmuseum, bis 2013 Museum für Völkerkunde, ist aus den ethnografischen Sammlungen der Habsburgermonarchie hervorgegangen und besitzt einige Artefakte der Schaustellung »Aschanti-Dorf«.

einer solchen Begegnung spüren, Zweifel darüber, ob das, was wir wahrgenommen haben, wirklich geschehen ist, da sie uns ohne konkretes Bild, ohne feststehende Bedeutung und ohne zusammenhängende Erzählung zurücklassen.

Für Gordon bergen Spuk und Geister jedoch auch das Potenzial, neue Wege des Wissens und Erkennens zu eröffnen. Das Gefühl des Heimgesuchtwerdens verändert die Art und Weise, wie wir Raum und Zeit wahrnehmen und lässt uns an der Vorstellung der Vergangenheit als etwas Abgeschlossenes zweifeln. Diese Affekte manifestieren sich laut Gordon als Wissen, das die Möglichkeit einer »transformativen Anerkennung« (ebd.: 8) mit sich bringt. Die Gespenster anzuerkennen, bedeutet zugleich die Anerkennung der Präsenz verdrängter Geschichten und deren materieller Effekte in der Gegenwart und Zukunft sowie die Befragung der Erinnerungen mit dem Impetus, Gegengeschichten und Gegenerinnerungen für eine andere Zukunft zu schaffen (vgl. ebd.: 21; 57). Geister öffnen den Raum für andere Imaginationen von dem, was war, dem, was ist und dem, was sein wird. Daher ist es laut Homi K. Bhabha Aufgabe der Kritiker_innen, die verdrängten Geschichten, die die Gegenwart heimsuchen, aufzuarbeiten und sich der Verantwortung zu stellen, die deren geisterhafte Präsenz einfordert: »For the critic must attempt to fully realize, and take responsibility for, the un-spoken, unrepresented pasts that haunt the historical present« (Bhabha 1992: 147). Die Auseinandersetzung mit Geistern und Gespenstern ist eine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und unserer Beziehung zu ihr, deren Ziel es ist, Verantwortung für diese zu übernehmen. Carla Freccero bezeichnet die Bereitschaft, sich den Geistern zu stellen, deshalb als eine »ethical relation to the world« (Freccero 2006: 75), welche nicht nur auf die Vergangenheit ausgerichtet ist, sondern auch ihr Nachwirken in die Gegenwart und die Zukunft anerkennt. Was heißt es vor dem Hintergrund dieser Verdrängungen und Entnennungen über Österreich als postkolonial nachzudenken?

Österreich (post)kolonial: Verdrängte Geschichten, geisterhafte Gegenwart

Wenn der die kanadische Musiker_in Rae Spoon⁵ (2008) im Epigraph der Einleitung zitierten Lied *Come On Forest Fire Burn the Disco Down* auf die Frage, was die kolonialen Geister genommen haben, mit »You're dancing on it« antwortet, dann ist damit wortwörtlich der Untergrund, das Land, auf dem getanzt wird, gemeint. Kanadas koloniale Verfasstheit lässt sich nicht von der Hand weisen, denn ohne Siedlungskolonialismus würde Kanada als solches nicht existieren; in anderen Worten: Kolonialismus, Ausbeutung, Vertreibung und Genozid an der indigenen Bevölkerung – von der direkten Ermordung bis hin zu Versuchen der kulturellen Assimilierung und Auslöschung indigener Wissenssysteme und Traditionen durch *Residential Schools* und deren Fortführung unter dem Deckmantel der Kinderfürsorge – sind die Grundbedingungen für die politische, rechtliche und wirtschaftliche Existenz von Kanada als Nationalstaat in der Gegenwart. Daher bezeichnet Patrick Wolfe Siedlungskolonialismus nicht als historisches Ereignis, sondern als andauernde Struktur: »settler colonizers came to stay: invasion is a structure not an event« (Wolfe 2006: 388).

Im Gegensatz zu Kanada, wo es spätestens seit dem Einsatz der *Truth and Reconciliation-Kommission*⁶ im Jahr 2008 auch unter Siedler_innen ein wachsendes Bewusstsein für Kolonialismus und dessen Fortwirken in der Gegenwart gibt – wenn auch dieses Wissen oft ohne Folgen (vgl. Tuck/Yang 2012) und Wiedergutmachung ein uneingelöstes Versprechen bleibt –, ringt Österreich immer noch mit der Anerkennung seiner kolonialen Vergangenheit. Ös-

-
- 5 Rae Spoon bezeichnet sich selbst als »gender failure« und »retired from gender« (vgl. Spoon/Coyote 2014) und verwendet im Englischen das geschlechtsneutrale Pronomen *they*. Aufgrund eines fehlenden deutschen Äquivalents habe ich mich an dieser Stelle für die Gender-Gap-Schreibweise entschieden, obwohl diese im Gegensatz zum englischen Pronomen die binäre Geschlechternorm erneut aufruft.
 - 6 Die *Truth and Reconciliation-Kommission* wurde zwischen 2008 und 2017 eingesetzt, um die Geschichte und die Auswirkungen des *Residential School Systems* aufzuarbeiten und in den öffentlichen Diskurs zu bringen. Das Ziel der Kommission bestand, wie indigene Autor_innen kritisch bemerken, vor allem in der Idee der »Überwindung« der historischen Verbrechen sowie der »Vergebung« mit dem Ziel eines Neuanfangs in einem »gemeinsamen Land«. Der exklusive Fokus auf das Schulsystem lässt das viel umfassendere System der Landenteignung, der politischen Vorherrschaft und des Genozids unerwähnt. Siedlungskolonialismus erscheint innerhalb des *Truth and Reconciliation-Diskurses* als historisches und damit abgeschlossenes Ereignis statt als eine in der Gegenwart andauernde Struktur (vgl. Coulthard 2014: 125).

terreichs koloniale Geschichte sowie deren Fortwirken in einer postkolonialen Gegenwart werden im öffentlichen Diskurs totgeschwiegen und sind in staatlichen Erinnerungskulturen nicht verankert. Vielmehr herrscht ein Mythos von Österreichs vermeintlicher Neutralität und Nichtbeteiligung vor, der Österreich als historische Großmacht ohne Kolonien porträtiert und somit die Involviertheit in, die Beteiligung an und das Profitieren des Staates und seiner Bürger_innen von Sklavenhandel, Kolonialismus und außereuropäischen Genoziden unsprechbar macht. Walter Sauer fasst dieses Sentiment folgendermaßen zusammen: »Nein, über Kolonien habe Österreich-Ungarn nie verfügt, koloniale Ambitionen habe es nur am Rande gegeben, kolonialpolitisches Desinteresse [...] sei für das Verhalten von Österreichern in außereuropäischen Gebieten charakteristisch gewesen« (Sauer 2002a: 7). Stattdessen wird immer wieder Österreichs vermeintliche Sonderstellung in Bezug auf die europäische Kolonialgeschichte betont. Das Narrativ der österreichischen Neutralität ist spätestens seit 1955, als Österreich nach Ende der alliierten Besatzung »aus freien Stücken seine immerwährende Neutralität«⁷ in der Verfassung verankerte, ein wichtiger Bestandteil der politischen Identität Österreichs. Dieses Narrativ der Neutralität wird bis heute jährlich spätestens zum Nationalfeiertag heraufbeschworen. Nicht selten wird es noch um die verzerrte Geschichtserzählung ergänzt, Österreich sei 1938 durch den Einmarsch der nationalsozialistischen Truppen und den »Anschluss« an das Dritte Reich das »erste Opfer«⁸ der Nationalsozialist_innen gewesen. Zusammengenommen konstruieren diese Narrationen ein Bild von Österreich als »unschuldig« und unbeteiligt an den mörderischen Projekten der Moderne.⁹ Der Ursprung des dominan-

7 Bundesverfassungsgesetz vom 26. Oktober 1955 über die Neutralität Österreichs, Artikel 1.

8 Zu einer breiter geführten kritischen Auseinandersetzung mit dem »Opfermythos« kam es erst Mitte der 1980er Jahre, ausgelöst durch die Affäre rund um den ehemaligen UNO-Generalsekretär und Bundespräsidenten Kurt Waldheim und dessen Beteiligung an den nationalsozialistischen Kriegsverbrechen. Diese Debatte war nicht zuletzt dem Druck internationaler Akteuer_innen wie dem *Jüdischen Weltkongress* (WJC) geschuldet. Eine offizielle staatliche Anerkennung der österreichischen Mittäter_innenschaft gab es jedoch erst zu Beginn der 1990er Jahre (vgl. Uhl 2001).

9 Lediglich im autoritären Ständestaat des Austrofaschismus zwischen 1933 und 1938 wurde mit diesem Geschichtsbild gebrochen. Jener porträtierte sich als das Ergebnis einer Abfolge historischer Kolonisierungsprozesse, in denen der Kolonialmacht Österreich die Bürde auferlegt wurde, die deutsch-christliche Kultur gen Osten hin zu verteidigen (vgl. Suppanz 2003).

ten Neutralitäts-Narratives kann bereits im Jahr 1902 verortet werden, als das Scheitern kolonialistischer Territorialansprüche in bürgerlichen Diskursen zu einer bewussten Zurückhaltung und einem freiwilligen Verzicht umgedeutet wurde, aus denen wiederum eine moralische Überlegenheit abgeleitet wurde. Im Zuge des Kalten Krieges und dem Ringen um die sogenannten blockfreien Staaten erwies sich dieser Opportunismus als besonders nützlich, da das Neutralitätsnarrativ und die Behauptung der »kolonialen Unschuld« eingesetzt werden konnten, um gute Beziehungen zu den vormals kolonisierten Staaten aufzubauen (vgl. Sauer 2012: 6). Dieses Geschichtsbild der österreichischen »Neutralität« wurde von einem Narrativ des heldenhaften aber zugleich gutherzigen österreichischen Entdeckers [sic!] begleitet, welcher ohne jegliche handelspolitischen oder kolonialen Interessen handelte (vgl. Sauer 2002a: 7). Dieses Narrativ wurde nachhaltig durch den österreichischen Geologen Emil Tietze, Direktor der k.u.k. geologischen Reichsanstalt und Präsident des Internationalen Geologenkongresses, geprägt. Er proklamierte in einer Rede von 1902, dass Reisende anderer Länder von politischen, kommerziellen und kolonialen Interessen getrieben seien, österreichische Reisende aber »keine andere Triebfeder als die Liebe zur Forschung selbst« (Tietze 1902: 99) hätten. Tietzes Rede deutet bereits die Rolle der Wissenschaft im österreichischen Kolonialprojekt an und macht deutlich, wie tief verankert die Vorstellung von österreichischen kolonialen Akteur_innen als neutral, uneigennützig und der Forschung verpflichtet ist. Diese spezifische Form der Verdrängung und Entnennung kolonialer Gewalt bietet, wie Belinda Kazeem-Kamiński schreibt, »a fertile soil for haunting« (Kazeem-Kamiński 2018: 85).

Die Frage nach Österreichs Verhältnis zum Postkolonialismus beinhaltet mindestens zwei zu definierende Elemente: Zum einen, was genau »Österreich« in dieser Studie beschreibt und zum anderen, was der Begriff postkolonial bedeutet. Denn während die Bezeichnung Österreich bzw. Ostarrîchi für ein geografisches Gebiet zwar bereits im 10. Jahrhundert nachgewiesen werden kann (vgl. Winkelbauer 2018: 15), ist im Kontext des 19. und frühen 20. Jahrhunderts von »Österreich« zu sprechen insofern falsch, als dass der Nationalstaat, der heute durch die Grenzen entlang der Karawanken, dem Rhein und der Thaya definiert wird, erst mit dem Zerfall der Habsburgermonarchie 1918 und dem Friedensvertrag von Saint-Germain 1919 gegründet wurde. Und auch während der Zeit der Habsburgermonarchie bzw. der österreich-ungarischen Doppelmonarchie hatte der Begriff Österreich sehr unterschiedliche Konnotationen sowohl in territorialer als auch in politischer Hinsicht (vgl. ebd.: 21). Demnach kann die Bestimmung des räumlichen wie auch in-

haltlichen Umfangs von dem, was gemeinhin als österreichische Geschichte bezeichnet wird, stark variieren. Es ist eine »zeitgebundene Konstruktion« (Scheutz/Strohmeyer 2008: 8). Wenn ich im Folgenden also von Österreich im 19. und frühen 20. Jahrhundert spreche, dann bediene ich mich hier bewusst einer ungenauen Hilfskonstruktion, die vage auf den Raum des heutigen Staatsgebiets verweist. Ich verfolge hiermit das Ziel, historisch gewachsene und kulturell geprägte Bilder, Vorstellungen und Wahrnehmungen sowie deren Nachwirken in der Gegenwart greifbar zu machen.

Ähnlich umkämpft ist es, von Österreich als »postkolonial«, also als bis in die Gegenwart hinein geprägt vom Zeitalter des Kolonialismus, zu sprechen. Dies stößt nach wie vor häufig auf Gegenwehr und äußert sich nicht zuletzt auch in der von Kazeem-Kamiński (2018) attestierten Weigerung, österreichische Geschichte (auch) als Schwarze Geschichte zu verstehen.¹⁰ Vielmehr geht die hegemoniale Geschichtsschreibung davon aus, dass Schwarze Personen und Personen *of Color* keine Geschichte mit und in Österreich haben, zumindest keine weit zurückreichende. Dieses Narrativ ist kein Alleinstellungsmerkmal Österreichs, sondern vielmehr Ausdruck einer geteilten europäischen Imagination. Diese imaginiert Europa als weiß und alle, die dieser Imagination nicht entsprechen werden, in den Worten von Fatima El-Tayeb (2011) als »ewige Neuankömmlinge« (ebd.: xx) konstruiert, die immer erst im Ankommen begriffen sind und historisch niemals zu Europa gehörten. Österreich ist in Bezug auf die folgenden Betrachtungen also weder ein Sonderfall, der sich durch eine spezifische »österreichische Qualität« von anderen national definierten Geschichten grundlegend unterscheidet, noch ist Österreich getrennt von diesen anderen Geschichten zu denken. Vielmehr war und ist Österreich entgegen dem Mythos der Nicht-Involviertheit in jene verflochtenen Geschichten der Moderne eingebettet, die die Soziologin Shalini Randeria (1999) als geteilte Geschichte bezeichnet. Mit diesem Konzept beschreibt Randeria, dass die Geschichte Europas und der europäischen Moderne nicht als intrinsische Eigenleistung Europas, die vom Rest der Welt abgekoppelt ist, gedacht werden kann und betont zugleich die konstitutive Rolle des Kolonialismus und der damit einhergehenden vielfältigen Interaktionen mit den Kolonisierten für die europäischen Nationalstaaten. Durch die Betonung dieser Verwobenheiten benennt Randeria eines der zentralen Paradigmen postkolonialer Theorien, die sich nicht, wie das Präfix post-

10 Für widerständige Strategien Schwarzer österreichischer Geschichtsschreibung, die dieser Annahme zuwiderlaufen siehe Claudia Unterwegers *Talking Back* (2016).

suggerieren könnte, einer Zeit nach dem Kolonialismus widmen, sondern vielmehr die Auseinandersetzung mit dessen andauernden Auswirkungen ins Zentrum rücken.

Die Anwesenheit Schwarzer Personen afrikanischer Herkunft im Gebiet des heutigen Österreichs lässt sich spätestens ab dem 15. Jahrhundert historisch nachweisen.¹¹ Diese Verdrängung der historischen Präsenz von Schwarzen Personen und Personen *of Color* in Österreich ermöglicht nicht nur die Aufrechterhaltung der Imagination von Österreich als weiß vis-à-vis der Zuschreibung an rassifizierte Personen, nicht europäisch und schon gar nicht österreichisch zu sein. Sie ist auch eng verbunden mit der Umdeutung von »Rasse« und Rassismus als etwas Nicht-Europäischem und Strategien der Entnennung der kolonialen Vergangenheit Österreichs. Dabei handelt es sich nicht um einen *passiven* Akt des Vergessens, wie Kazeem-Kamiński (2018) schreibt, sondern um einen der *aktiven* Verdrängung: »Austria's entanglement with histories of enslavement and colonialism is not simply forgotten but actively suppressed« (ebd.: 85). Mit Gloria Wekker (2016) kann diese historische Verdrängung als Teil eines weißen Begehrens nach Unschuld gedeutet werden, das sich zugleich in einem Nicht-Wissen aber auch in einem Nicht-Wissen-Wollen niederschlägt.

Findet Kolonialismus dann doch einmal Erwähnung in der österreichischen Geschichtsnarration, dann wird seine Bedeutung meist marginalisiert und mit dem Hinweis, Österreich sei »nie wirklich« Kolonialmacht gewesen, abgetan. Auch hinsichtlich des wissenschaftlichen Diskurses zu Österreichs kolonialer Geschichte stellt Kazeem-Kamiński fest, dass dieser häufig auf ein Paradigma der »Entdeckung« beschränkt ist, in dem österreichische Reisende, Wissenschaftler_innen und Missionar_innen und deren koloniale Aktivitäten als Ausnahmeerscheinungen porträtiert werden, während die Analyse der politischen, sozialen und wirtschaftlichen Strukturen, die diese Aktivitäten überhaupt ermöglichten, außen vor bleibt. Stattdessen dient der Diskurs der »individuellen Abenteuerlust« beziehungsweise des »reinen Forschungsinteresses« dazu, die unter diesem Deckmantel stattgefundenen und häufig durch staatliche Institutionen unterstützten Versuche der kolonialen Landnahme zu verdecken und die österreichische Mähr der Neutralität aufrechtzuerhalten (vgl. Kazeem-Kaminski 2018: 79f.). Selbst der Mitherausgeber

11 Als frühesten historischen Nachweis führt Walter Sauer die »Schenkung« eines Schwarzen Mannes an den Kärntner Ritter Christoph Ungnad im Jahr 1451 an. Dieser gilt als der erste Versklavte afrikanischer Herkunft in Österreich (vgl. Sauer 2010: 123f.).

der Bandes *Habsburg postcolonial*, Johannes Feichtinger, beschreibt Österreich als einen »Staat ohne nennenswerte kolonialistische Vergangenheit« (Feichtinger 2003: 13).¹² Diese Perspektive der Marginalität der österreichischen Kolonialgeschichte ist einerseits Ausdruck eben jener oben genannten Praxis der Verdrängung und Entnennung, andererseits aber auch einem Verständnis geschuldet, das Kolonialismus ausschließlich als koloniale Landnahme begreift, die mit einer direkten politisch-ökonomischen Kontrolle über ein außerhalb der Staatsgrenzen liegendes Territorium einhergeht.

Tatsächlich waren Österreichs koloniale Ambitionen und Verstrickungen mannigfaltig, wenn auch in Bezug auf territoriale Landnahme und direkte koloniale Herrschaft nicht langfristig »erfolgreich«. Dennoch wäre es viel zu vereinfacht, Kanada als kolonialen Siedlungsstaat auf der einen Seite und Österreich als Nationalstaat ohne nennenswerte Kolonialgeschichte auf der anderen Seite zu porträtieren. Eine solche Gegenüberstellung riskiert nicht nur, Österreichs koloniale Vergangenheit zu verdrängen, sondern macht auch die Verwobenheit Österreichs mit den Siedlungsprojekten anderer Kolonialstaaten unsichtbar und gestaltet die fortwährende Präsenz von anti-indigenem Rassismus innerhalb Österreichs sowie die kulturelle Romantisierung des Genozids an den indigenen Bevölkerungen Nordamerikas

-
- 12 Stattdessen versuchen Feichtinger und zahlreiche andere Autor_innen des Sammelbandes, postkoloniale Theorien und Konzepte auf den habsburgischen Vielvölkerstaat und dessen interne »Mikrokolonialismen«, hybriden Identitätsentwürfe und homogenisierenden Machtansprüche anzuwenden. Mit dieser Perspektivierung laufen die Autor_innen jedoch nicht nur Gefahr, Kolonialismus auf eine Metapher für jegliche Formen der politischen Machtausübung zu reduzieren. Vielmehr übersehen sie darüber hinaus die Gleichzeitigkeit und das Wechselspiel dieser »Binnenkolonisation« mit kolonialen Diskursen über »Afrika« und »den Orient«, deren zentrale Rolle für die Herausbildung von als überlegen imaginierten Identitäten innerhalb der Habsburgermonarchie sowie die kolonialen Ambitionen und Verstrickungen der Habsburgermonarchie in die kolonialen Machtansprüche anderer europäischer Staaten. So weist Loidl darauf hin, dass die auch im Sammelband viel diskutierte Frage, ob die Okkupation Bosniens und der Herzegowinas durch Österreich-Ungarn 1908 als Kolonialismus zu werten sei, in zeitgenössischen Debatten des frühen 20. Jahrhunderts bejaht und diese Besitznahme sogar als »Ersatz« für außereuropäische Kolonien repräsentiert wurde. Gleichzeitig wurde diese Annexion in den kolonialpropagandistischen Diskursen Österreich-Ungarns jedoch auch als Beweis für die koloniale Befähigung der Habsburgermonarchie gewertet, was wiederum die Forderung nach künftigen außereuropäischen Kolonien stärkte (vgl. Loidl 2017: 111ff.).

unsprechbar.¹³ Demgegenüber ließe sich beispielsweise aufzeigen, dass auch österreichische Siedler_innen, welche unter anderem durch die in Wien tätige kanadische Ansiedlungsgesellschaften mit »pamphlets of the most beautiful prarie sunsets« (Rollings-Magnusson 2014: 151f.) angeworben wurden, eine Rolle in der kolonialen Erschließungs- und Vertreibungsgeschichte Kanadas gespielt haben (vgl. Schober 1996).¹⁴ Das Projekt weißer Vorherrschaft, das im Zuge der europäischen Moderne und des europäischen Kolonialismus durchgesetzt wurde, ist ein globales Projekt, in das Österreich ebenso investiert war und ist wie die kolonialen Siedlungsstaaten Nordamerikas und die »großen« europäischen Kolonialmächte Portugal, Frankreich, Großbritannien oder die Niederlande. Auch wenn Österreich in seiner heutigen staatlichen Verfasstheit nicht auf gestohlenem Land existiert, wird es dennoch von kolonialen Geistern, verborgenen Geschichten und unartikulierten Vergangenheiten heimgesucht (vgl. Johnston-Arthur 2009: 15).

Entgegen der Darstellung von Österreich als Großmacht ohne Kolonien lässt sich die koloniale Geschichte und postkoloniale Gegenwart anhand mehrerer Ebenen nachvollziehen: Erstens, einer wirtschaftlich-politischen Ebene, die durch Versuche staatlicher und nicht-staatlicher Akteur_innen, koloniale Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse zu etablieren, geprägt war. Zweitens, einer affektiv-imaginären Ebene, die sich vor allem über Fragen der kulturellen Identität und Zugehörigkeit ausdrückt. Drittens, einer epistemisch-diskursiven Ebene, die durch die Produktion und Anhäufung von Wissen über kolonisierte »Andere« geprägt war. Die Unterscheidung dieser Ebenen, die ich im Folgenden noch genauer beleuchte, ist nicht trennscharf; vielmehr bedingen sie sich gegenseitig. Deutlich wird in dieser Auffächerung jedoch, dass Kolonialismus keineswegs nur eine Frage außenpolitischer Einflussnahme und Kontrolle ist, sondern weitere Aspekte umfasst, die gemeinsam das kulturelle Archiv (Said 1993; Wekker 2016: 19f.) der kolonialen Vergangenheit und postkolonialen Gegenwart Österreichs bilden.

13 Siehe diesbezüglich z.B. Imapna Caceres (2014; 2020) Recherchearbeiten zur Präsenz von Referenzen auf Christoph Columbus im öffentlichen Raum in Wien, die dessen mörderisches Erbe verklären.

14 Neben den tatsächlich immigrierten Personen, deren genaue Anzahl sich nur schwer bestimmen lässt, verweist Michaela Schober auf zwei gescheiterte Projekte, die umfangreiche österreichische Kolonien in Alberta und British Columbia geplant hatten (Schober 1996: 50).

»Großmacht ohne Kolonien«: Gescheiterte Ambitionen und kollektiver Kolonialismus

Auf wirtschaftlich-politischer Ebene lassen sich zwei Aspekte österreichischer Kolonialgeschichte unterscheiden: Auf der einen Seite die Versuche, in Form von Handelsstützpunkten eine direkte Kontrolle über außereuropäische Gebiete zu etablieren, auf der anderen Seite die Beteiligung der österreichisch-ungarischen Monarchie am kollektiven Projekt des europäischen Kolonialismus.

Erstere wurden im 18. Jahrhundert vor allem durch koloniale Handelsgesellschaften getragen, zunächst durch die von den Habsburgern akquirierte Ostender Kompanie, die Stützpunkte an der indischen Koromandelküste und im chinesischen Guangzhou errichtete, und später durch die von Triest aus operierende österreichische ostindische Handelskompanie, die zwischen 1777 und 1784 die Deloga-Bucht im heutigen Mosambik sowie von 1778 bis 1781 die Inselgruppe der Nikobaren im Golf von Bengalen besetzte. Die Versklavung der ansässigen Bevölkerung war in erheblichem Maße Teil dieser Bestrebung (vgl. Sauer 2012: 12).¹⁵ Nachdem die beiden Stützpunkte in der Deloga-Bucht und auf den Nikobaren aufgrund fehlender Infrastruktur und europäischer Konkurrenz scheiterten, gab es im 19. Jahrhundert kaum mehr direkte Versuche der Habsburgermonarchie, eine territoriale Herrschaft durchzusetzen. Vielmehr kam es in den 1870er Jahren im Zuge der Gründung des Deutschen Reiches und den sich verändernden Kräfteverhältnissen in Europa zu einer Neuorientierung der österreichischen Außenpolitik in Richtung des Balkans und des Osmanischen Reiches, die mitunter auch eine Abkehr von außereuropäischen territorialen Ansprüchen beinhaltete.

Nichtdestotrotz gab es weiterhin nicht-staatliche Akteur_innen und Lobbygruppen wie etwa die 1894 gegründete *Österreich-Ungarische Kolonialgesellschaft*, die bis zum Zerfall der Monarchie 1918 die koloniale Expansion Österreich-Ungarns zu propagieren suchte. Dies geschah einerseits durch Versuche der direkten Einflussnahme auf politische Entscheidungsträger, andererseits über die Herausgabe der österreich-ungarischen Kolonial-Zeitung. Obwohl sie sich auf Seiten der staatlichen Institutionen kaum Gehör verschaffen konnte, versuchte die *Österreich-Ungarische Kolonialgesellschaft* ein

15 Die Erforschung der österreichischen Verwicklung in und Profitierung am transatlantischen Sklavenhandel sowie deren Nachwirkungen bildet bis heute ein eklatantes Forschungsdesiderat.

koloniales Siedlungsprojekt vorzubereiten, indem sie 1910 eine Studienkommission nach Brasilien entsandte, die den Auftrag hatte, durch Recherchen vor Ort eine Einschätzung über den möglichen Erfolg eines solchen Projekts zu geben. Die aus zwei Personen bestehende Studienkommission erreichte zwar Brasilien, aufgrund unzureichender Finanzierung, fehlender staatlichen Legitimität, einer unkoordinierten Durchführung und konkurrierender Individualinteressen, die schlussendlich in dem Untertauchen eines der Studienkommissions-Mitglieder mündete, scheiterte auch diese koloniale Ambition (vgl. Loidl 2017).

Trotz dieser gescheiterten kolonialen Ambitionen war Österreich-Ungarn jedoch dem gemeinsamen Projekt des europäischen Kolonialismus verpflichtet. Die Habsburgermonarchie partizipierte an und profitierte von der kolonialen Expansion und Erschließung neuer Absatzmärkte, Handelsrouten und vor allem dem Aufrechterhalten kolonialer Abhängigkeitsverhältnisse durch die europäischen Kolonialmächte. Auch ohne längerfristig eigene Kolonien besessen zu haben, stützten die europäische Kolonialpolitik und deren Auswirkungen die Interessen der Habsburgermonarchie (vgl. Loidl 2017: 28). Als Teilnehmerin an der Berliner Kongo-Konferenz 1884/85 war Österreich-Ungarn ebenfalls an der kolonialen Aufteilung Afrikas unter den europäischen Großmächten beteiligt, auch ohne eigene territoriale Ansprüche zu stellen. Österreich-Ungarn unterzeichnete die abschließende Kongo-Akte, die den europäischen »Wettlauf um Afrika« legitimierte und in deren Folge fast der gesamte Kontinent innerhalb weniger Jahre formal unter europäischer Herrschaft stand. Innerhalb der Interessenabstimmung der europäischen Kolonialmächte war die Habsburgermonarchie vertreten und konnte die Zustimmung zu kolonialpolitischen Entscheidungen nicht selten dafür nutzen, eigene wirtschaftliche Konzessionen und politische Vorteile zu verhandeln. Dementsprechend strebte Österreich-Ungarn zwar zum Ende des 19. Jahrhunderts keine eigenen Kolonien an, stand jedoch »dem Anfang der 1880er Jahre beginnenden *Scramble for Africa* nicht teilnahmslos – geschweige denn ablehnend – gegenüber« (Sauer 2002b: 67.). Im Gegensatz zur vorherrschenden Erzählung der »österreichischen Neutralität« nutzte Österreich-Ungarn vielmehr die eigene Rolle als vermeintliche »Großmacht ohne Kolonien«, um sich im verändernden europäischen Kräfteverhältnis die eigene Position zu sichern. Neutral oder unschuldig war Österreich-Ungarn zu keinem Zeitpunkt, sondern es legitimierte, ratifizierte und unterstützte die kolonialen Politiken der europäischen Metropolen, kannte ihre außereuropäischen territorialen Besitzansprüche an, unterstützte andere Kolonialmächte militärisch und

profitierte schlussendlich politisch wie wirtschaftlich vom Gesamtprojekt des europäischen Kolonialismus. Dass die vermeintliche Neutralität keinesfalls einer anti-kolonialen Haltung entsprach, zeigt sich auch in den unbeantworteten Gesuchen Äthiopiens um die Unterstützung Österreich-Ungarns gegen die britischen und italienischen Kolonialmächte (vgl. Sauer 2012: 21f.).

Neben den formal autonomen wie kollektiven kolonialen Betätigungen der österreichisch-ungarischen Monarchie waren aber auch Einzelpersonen sowie nicht-staatliche, private und kirchliche Institutionen am kolonialen Projekt Europas beteiligt – z.B. im Zuge der österreichischen Sudan-Mission als Forschende, Kaufleute und Handelnde, Reisende oder als Verwaltungsbeamte anderer europäischer Kolonialmächte und Diplomaten der Habsburgermonarchie (vgl. Sulzenbacher 2007: 100f.). So spielte insbesondere die katholische Mission im Sudan, die ab 1848 unter dem Protektorat des österreichischen Kaisers stand, eine bedeutende Rolle in der Erschließung neuer Absatzmärkte und Handelsrouten für österreichische Handelsinteressen und bot einen weiteren Nährboden für nie umgesetzte Fantasien einer österreichischen Kolonie auf dem afrikanischen Kontinent (vgl. Wendt 2018). Innerhalb des transnationalen Raums Europas und dessen kolonialer Verflechtungen muss daher von einer aktiven Beteiligung Österreichs am »kollektiven Imperialismus« (vgl. Sauer 2002b: 68) ausgegangen werden.

»Österreich überall in der Welt«: Koloniale Fantasien in der imaginierten Metropole

Neben den kolonialen Tätigkeiten staatlicher und nicht-staatlicher Akteur_innen in außereuropäischen Gebieten, prägte der kollektive Kolonialismus Europas auch den österreichischen Alltag auf entscheidende Weise. Noch heute erinnern neben Denkmälern und Straßennamen auch die rassistischen Bezeichnungen für Mehlspeisen und diverse Embleme sogenannter traditionsbehalteter Kaffee-, Süßwaren- und Brauereiunternehmen an die koloniale Prägung des Alltags in Österreich.¹⁶ Die Untersuchung des Alltäglichen und Gewohn-

16 Anne McClintock hat diese Verknüpfung kolonialer Bilder durch Konsumgüter als »commodity racism« (ebd. 1995: 35) bezeichnet. Die Zirkulation kolonialer Vorstellungen durch Kolonialwaren erreichte nicht nur breite Teile der bürgerlichen Bevölkerung, sondern trug auch zu einer kolonialen Durchdringung der Sphäre des Häuslichen und einer Konstruktion der Hausfrau als Vertreterin des imperialen Projekts bei (vgl. McClintock 1995; Purtschert 2019). Anti-rassistischer Widerstand in Österreich richtet sich noch heute gegen diese Form des Warenrassismus und fordert neben der Umbe-

ten ist von zentraler Bedeutung, da sie aufzeigt, wie sehr auch das Leben innerhalb der selbstinszenierten »Metropole« durch koloniale Verhältnisse, Bilder und Vorstellungen geprägt war. Der Begriff der kolonialen Metropole beschreibt üblicherweise innerhalb des kolonialen Gefüges den Ort, an dem sich die formale politische Herrschaft über die Kolonien zentriert. Wenngleich dies in engem Sinne auf die Habsburgermonarchie nicht zuzutreffen scheint, zeigt sich bei genauerer Betrachtung, dass Österreich sich einerseits durchaus als koloniale Metropole inszenierte und andererseits die hegemoniale Kultur und der Alltag von kolonialen Fantasien geprägt war, auch ohne dass längerfristige direkte Kontrolle über außereuropäische Gebiete und Gesellschaften etabliert wurde.

Susan Zantop (1997) beschreibt mit ihrem Konzept »colonial fantasies« imaginative Figurationen, die sich um Vorstellungen (sexueller) Eroberung und (intimen) Begegnungen zwischen Kolonisator_innen und Kolonisierten drehen und in Form von anthropologischen, politischen, philosophischen populären und literarischen Texten zirkulierten (ebd.: 2f.). In ihrer Studie zum vorkolonialen Deutschland arbeitet Zantop heraus, dass jene kolonialen Fantasien als eine Form des »Kolonialismus ohne Kolonien« fungierten, da sie einerseits einen Handlungsersatz für die imperiale Besitznahme und Kontrolle erlaubten und andererseits eine zentrale Arena für die Herausbildung der nationalen Identität bildete, in der sich Deutschland als Teil der europäischen Kolonialmächte imaginieren konnte und so ein Zugehörigkeitsgefühl zum kolonialen Projekt Europas und einer gemeinsamen »Zivilisation« herstellen konnte.¹⁷ Koloniale Fantasien erlaubten es Österreicher_innen, sich im 19. Jahrhundert als zivilisierte Bewohner_innen der kolonialen Metropole zu imaginieren.

Ein besonders prägnantes Beispiel der Inszenierung Österreichs als koloniale Metropole bietet die *Wiener Weltausstellung*, die 1873 im eigens dafür um- und ausgebauten Prater stattgefunden hat. Weltausstellungen waren im

nennung von Straßennamen auch die Änderung rassistischer Firmenlogos (siehe zum Beispiel die von Simon Inou und Mara Niang gestartete Kampagne *No Mohr* oder die erfolgreiche Aktion *Mein Julius*, die schrittweise zur Umgestaltung des Logos der Kaffeerösterei Julius Meinl führte).

17 Für eine Diskussion kolonialer Fantasien in Österreich zwischen 1955 und 1965 und deren Bedeutung für die Konstruktion einer postnationalsozialistischen nationalen Identität siehe Clemens Pfeffer 2012.

19. Jahrhundert ein populäres Mittel, technologische und industrielle Errungenschaften als nationalen Fortschritt zu präsentieren und dabei neue Exportmärkte zu erschließen. Durch die seit 1851 stattfindenden Weltausstellungen wurden koloniale Fortschritts- und Modernisierungsnarrative zunehmend als konsumierbares Massenspektakel inszeniert. Dabei wurde die Welt als Ausstellung so arrangiert, dass sich die kolonialen Metropolen ihrer eigenen Zivilisiertheit, Fortschrittlichkeit und Modernität innerhalb der globalen Ordnung vergewissern konnten (vgl. McClintock 1995: 56ff.; Mitchell 2002). Neben den zahlreichen Urbanisierungs- und Modernisierungseffekten, die die Weltausstellung auf die Stadt Wien hatte – so wurden im Zuge der Ausstellung unter anderem das Eisenbahn- und Verkehrsnetz deutlich erweitert, die Donau reguliert, neue Brücken gebaut, die Trinkwasserversorgung und das allgemeine Gesundheitswesen verbessert und zahlreiche Prachtbauten im Renaissance-Stil errichtet, die zum großen Teil das Stadtbild bis heute prägen¹⁸ –, diente die Weltausstellung vor allem dazu, vor dem Hintergrund des Vielvölkerstaates der Habsburgermonarchie eine österreichische Identität zu konstruieren, die sich, so Brigitte Fuchs, gemeinsam mit dem Deutschen Reich als Teil der »deutschen Kulturnation« und »koloniales Mutterland« inszenierte:

Der Habsburgerstaat inszenierte sich im Einklang mit dem vieldeutigen Motto des Habsburger-Herrschers Friedrich III. (1415 bis 1493) als Urheber abendländischer »Kultur«: *A. E. I. O. U. Austria erit in orbe ultimo* – Österreich überall/zuers in der Welt, heimliches Mutterland der imaginären Kolonie »Welt«. (Fuchs 2003: 126, Hervorh. i.O.)

Österreich präsentierte sich im Zuge der Weltausstellung als kultureller Mittelpunkt und wirtschaftlich sowie politisch erstarkende Nation, was nicht zuletzt vor dem Hintergrund der militärischen Niederlagen der vorangegangenen Jahre eine bedeutsame Identitätskonstruktion darstellte (vgl. ebd.: 10). Dass sich Österreich in der Weltausstellung vielmehr als »deutsche Kulturnation« denn als der gelebten Realität des mehrsprachigen und hybriden Vielvölkerstaates der Habsburgermonarchie entsprechend inszenierte, wird u.a. auch dadurch deutlich, dass Ungarn auf der Weltausstellung 1873 lediglich als eingeladenes Gastland präsentierte (vgl. Pemsel 1989: 19). Die Inszenierung

18 Viele der baulichen Ziele – allen voran die Fertigstellung der Prachtbauten der Wiener Ringstraße – konnten bis zur Ausstellungseröffnung am 01. Mai 1873 jedoch nicht erreicht werden. Sie wurden erst in den Folgejahren vollendet.

Österreichs als »koloniales Mutterland« (Fuchs 2003: 127), das auch ohne eigene Kolonien zutiefst mit dem »Zeitalter des Reisens und Entdeckens« (ebd.) verbunden war, erfolgte vor allem durch die Einbettung Österreichs in ein universalisiertes Fortschrittsparadigma, das sich in der thematischen Prägung, den dort vorherrschenden Repräsentationsmustern und in der räumlichen Anordnung der Weltausstellung niederschlug. Die »imaginäre und affektive Zugehörigkeit zur Metropole« (Purtschert 2019: 53), die Purtschert in ihrer Studie zur weißen Geschichte der postkolonialen Schweiz eindrücklich herausarbeitet, kann auch für Österreich konstatiert werden.

Die metropolitane Inszenierung Österreichs zeigt sich besonders deutlich in der Beschreibung des Auftrages der Weltausstellung durch ihr zentrales Organ, die *Wiener Weltausstellungszeitung*. Denn während die Weltausstellung vordergründig dem Zweck diene, »das Culturleben der Gegenwart und das Gesamtgebiet der Volkswirtschaft [darzustellen, J.G.] und deren weiteren Fortschritt [zu fördern, J.G.]«, (»Das Programm« 1872a: 2) habe diese zugleich auch einen ethischen Auftrag, die Demonstration einer als überlegen imaginierten europäischen Zivilisation:

Der voll reiche Strom wissenschaftlicher Erkenntniß weicht sich da dem Culturberuf der ganzen Menschheit, deckt die Tafel reichen intellektuellen Genusses, geistiger Ernährung auch für die, denen noch nicht das volle Licht der Sonne des Wissens strahlt und die erweiterte Kenntniß und Beherrschung der natürlichen Kräfte erhebt die ganze Menschheit zur höheren sittlichen Stufe. (»Das Programm« 1872c: 3)

Die Veranstalter der Wiener Weltausstellung positionieren sich damit eindeutig als Vertreter eines europäischen Zivilisationsideals vis-à-vis jenen teilnehmenden Nationen, welche auf einer »niedrigeren Culturstufe« (»Das Programm« 1872b: 2) stünden, jedoch geleitet durch die österreichischen und europäischen Vorbilder im Stande seien, aufzuholen.

Während die vier vorherigen Weltausstellungen in London und Paris noch stärker darauf ausgerichtet waren, die industriellen Errungenschaften der teilnehmenden Nationen zur Schau zu stellen und damit »Fortschritt, Zivilisation und Bourgeoisie« (Fuchs 2003: 126) in den Mittelpunkt rückten, setzte sich die Weltausstellung in Wien erstmals zum Ziel, auch die Kulturen der teilnehmenden Nationen zu repräsentieren. So wurden neben den ausgestellten Konsumgütern, handwerklichen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen sowie den technologischen, industriellen und militärischen Errungenschaften

zwischen Mai und Oktober 1873 erstmals auch Kulturgüter wie Kunstwerke, Kleidung, Aspekte des Bildungs- und Erziehungswesens, unterschiedliche Wohnformen, aber auch kulturelle Praktiken präsentiert. Die Form der Darstellung folgte dabei einem Repräsentationsmuster, das Fuchs als eine »Anhäufung ethnographischer Bilder und Stereotype« zusammenfasst, wobei insbesondere die Repräsentationen des »Orients« und das nordamerikanische »Wigwam«, in dem Schwarze und indigene Personen Getränke servierten, die Besucher_innen fasziniert hätten (vgl. ebd.: 125).

Die Wiener Weltausstellung arrangierte die ganze Welt zu einem Panoptikum, in dessen Herzen Österreich platziert wurde. Von der im Zentrum stehenden und eigens für diese Zwecke errichtete *Rotunde*,¹⁹ die die österreichische und die deutsche Ausstellung beherbergte und an deren Spitze die habsburgische Kaiserkrone angebracht war, wurde die gesamte Welt auf einen Blick erfassbar. Sie fungierte dadurch nicht nur als zentraler Orientierungspunkt der Ausstellung, deren Gelände durch einen hydraulischen Aufzug und Stegleitern an der Außenseite der Rotunde überblickt werden konnte, sondern war gleichsam deren »geistiger Mittelpunkt« (vgl. Pemsel 1989: 35f.). Die geographische Anordnung des gesamten Ausstellungsgeländes sowie der einzelnen Paläste im Inneren ermöglichte auf diese Weise »eine Reise um die Welt im Zeitraffer« (ebd.: 54). Diese Inszenierung folgt der Logik der »panoptischen Zeit« (McClintock 1995: 37), einem visuellen Paradigma, das Globalgeschichte als evolutionären Fortschritt und messbares Spektakel inszeniert, das aus der privilegierten und zugleich unsichtbaren Position des Zentrums auf einen Blick konsumiert werden kann.

Diese Inszenierung setzte sich nach Ende der Weltausstellung in sogenannten Völkerschauen beziehungsweise kommerziellen Schaustellungen fort,²⁰ für die mitunter auch eines der wenigen nach 1873 verbliebenen baulichen Erbstücke der Weltausstellung – die Rotunde – genutzt wurde. Diese Form der Inszenierung, die Menschen als Repräsentant_innen von in der

19 Die Rotunde war ein Kuppelbau, der eigens für die Weltausstellung errichtet wurde und mit einem Durchmesser von über einhundert Metern und einer Innenfläche von 8.000 m² der weltweit größte Bau dieser Art war, bis sie 1937 durch einen Brand zerstört wurde.

20 Schwarz verwendet in seiner Analyse den Begriff der Schaustellung anstatt des verbreiteteren Begriffs der Völkerschau. Er weist darauf hin, dass sich der Begriff Völkerschau erst zu einem späteren Zeitpunkt durchzusetzen begann und durch eine solche Setzung zeitgenössische Begriffe, die damit verbundenen Kontexte sowie die spezifischen Formen der Zurschaustellung verdrängt würden (vgl. Schwarz 2001: 9f.).

europäischen Fantasie konstruierten »Völkern« zur Schau stellten, war im 19. und frühen 20. Jahrhundert eine beliebte Attraktion in vielen europäischen und nordamerikanischen Städten. Ab den 1870er Jahren bis in die 1930er fanden ebensolche Zurschaustellungen von als »exotisch« konstruierten Menschen regelmäßig in Wien statt und schon bald wurde der Prater zum zentralen Schauplatz dieser Veranstaltungen. Während zunächst die Rotunde genutzt wurde, um Ausstellungen »fremder Völker« zu präsentieren, wechselte der Schauplatz in den 1890er Jahren zum gegenübergelegenen *Tiergarten am Schüttl*. Mit der räumlichen Verschiebung von der Rotunde in den Tiergarten ging gleichsam auch eine Verschiebung der Repräsentationsmuster, den damit verbundenen Blickregimen und Affekten einher. Während die Schaustellungen in der Rotunde durch ihren wissenschaftlichen Anspruch, der sich unter anderem in Diskursen über die »Echtheit« und »Abstammung« der ausgestellten Personen niederschlug, durch ihre Darstellungsform als »Ausstellung« sowie den damit verbundenen panoptischen Blick geprägt waren, veränderte sich diese Struktur in den 1890er Jahren grundlegend, wie Michael Werner Schwarz (2001) in seiner umfangreichen Dokumentation und Analyse dieser Schaustellungen feststellt.

Ebenso wie die Weltausstellung von 1873 richteten sich die frühen Schaustellungen in der Rotunde in erster Linie an ein bildungsbürgerliches Publikum (vgl. Schwarz 2001: 65ff.; 122). Insbesondere Carl Hagenbeck, dessen anthropologisch-zoologisches Unternehmen im 19. und 20. Jahrhundert zu den erfolgreichsten dieser Art in Europa zählte, konzipierte seine Schaustellungen als »ethnographische Ausstellungen«. In diesen arrangierte die exotisierten Menschen in einer Rahmenhandlung, die vermeintlich ihr alltägliches Leben abbildete, und verknüpfte dies zugleich mit zeitgenössischen evolutionstheoretischen Diskursen, wie Schwarz in seiner exemplarischen Analyse der »Singhalesen-Ausstellung« Hagenbecks, die 1884 in der Rotunde stattfand, aufzeigt. Hagenbeck stellte die Performer_innen seiner Ausstellungen darüber hinaus für wissenschaftliche Untersuchungen und anthropologische Vermessungen zur Verfügung (vgl. ebd.: 84). Dies deutet nicht nur auf die Verfügungs- und Verdinglichungsgewalt der Schaustellungen hin, sondern verdeutlicht das Zusammenspiel von populärem und wissenschaftlichem Rassismus. Durch den wissenschaftlich-seriösen Anspruch, den Hagenbeck vertrat, orientierten sich die ersten von ihm in Wien veranstalteten Schaustellungen zunächst stark an bildungsbürgerlichen Werten und grenzten sich in ihrer Produktion der Blicke dezidiert vom Starren und Staunen des Spektakels ab (vgl. ebd.: 65). Diese Blickregime wurden durch die panoptische Gestaltung

der Rotunde verstärkt, die den Besucher_innen einen zugleich distanzierten und »objektiven« Blick auf die zur Schau gestellten Menschen ermöglichen sollte. Sie bot einen Stand- und Blickpunkt, der dem Publikum erlaubte, selbst die Rolle des »Wissenschaftler[s] als Prototyp des rationalen und vernünftigen Menschen« (ebd.: 69) einzunehmen.

Diese gleichsam »objektive« und objektivierende Distanznahme, die »davor schützte, beim Beobachten auch selbst Gegenstand der Beobachtungen zu sein« (ebd.: 16), änderte sich grundlegend mit den Schausstellungen, die ab den 1890er Jahren im Tiergarten stattfanden. Während auch diese Schausstellungen über die Exotisierung des »Anderen« den Glauben an die eigene weiße Überlegenheit der Besucher_innen bestärkten, wurden die Schausstellungen im Tiergarten nicht mehr nach dem bürgerlichen Konzept der Ausstellung konzipiert, sondern als frei zugängliche »Dörfer« arrangiert. Dies reduzierte die Distanz zu den zur Schau gestellten Menschen drastisch; das Publikum war nicht mehr in der Rolle der passiven Beobachter_innen, sondern wurden inmitten des Geschehens platziert, welches durch Show-Einlagen zunehmend als Massenspektakel inszeniert wurde. Gleichzeitig rückten die Ansprüche auf Wissenschaftlichkeit und Authentizität in den Hintergrund (vgl. ebd.: 141ff.).

Im Sommer 1896 erreichte dieses Spektakel mit dem eingangs erwähnten »Aschanti-Dorf« einen bis dahin ungekannten Höhepunkt in Wien. Die westafrikanische Performance-Gruppe, die ab Juli 1896 als »Aschanti« inszeniert für mehrere Monate im Tiergarten des Praters wohnten, wurden von der Wiener Bevölkerung mit großer Faszination verfolgt. Bereits zur Ankunft der Performer_innen versammelten sich mehrere tausende Menschen, um sie beim Verlassen des Schiffes zu beobachten (vgl. Abb. 3).

In den kommenden Monaten erreichten die Besucher_innenzahlen im Tiergarten Höchststände. Täglich strömten drei- bis viertausend Besucher_innen in den Tiergarten, weitaus mehr bei schönem Wetter und an den Wochenenden. Der Höhepunkt wurde am 28. Juli 1896 erreicht, als insgesamt 22.300 Besucher_innen gezählt wurden (vgl. »Aschantin[...] 1896: 4; »Das Aschanti-Dorf« 1896: 7).

Die Anziehungskraft, die das »Aschanti-Dorf« auf die Wiener Bevölkerung ausübte, erklärt sich durch die Art und Weise, wie die Schausstellung Intimität und Voyeurismus herstellte. Neben der räumlichen Gestaltung der Schausstellung als begehbare »Dorf« und der Inszenierung des Alltags als Spektakel, was dem Publikum ein näheres und direkteres Erleben der Schausstellung ermöglichen sollte, war ein wesentlicher Unterschied der Repräsentation der »Aschanti«, dass deren Zurschaustellung nicht mehr über ein wissenschaftliches Inter-

esse an der Naturgeschichte des Menschen legitimiert wurde. Im Gegensatz zu der Einbettung in ein hierarchisch organisiertes Zivilisationsverständnis, das in der Wiener Weltausstellung 1873 und den »Ausstellungen« Hagenbecks in den 1880er Jahren vorherrschend war und die zur Schau gestellten Menschen oder Nationen als »Vorstufen« der europäischen Zivilisation konstruierte, wurden die »Aschanti« als »ursprünglich«, »natürlich« und »unveränderlich« repräsentiert und einem voyeuristischen, exotisierenden und sexualisierenden Blick ausgesetzt:

Was man erwartet sind ›Wilde‹ oder menschliche ›Tiere‹ aus den Tropen, aus Afrika oder von wo auch immer her, gewissermaßen auch aus dem Paradies, aus dem Gleichbleibenden und Unveränderlichen, wofür auch das Dorf als Metapher steht. (Schwarz 2001: 149)

Abb. 3: Ankunft der Performancegruppe in Wien, 10.07.1896, Originaltext des Ateliers R. Lechner: »Ankunft einer Gruppe von ca. 70 Aschanti per Schiff am Donaukanal zu vorübergehendem Exoten-Aufenthalt im Wiener Tiergarten



Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

Im Gegensatz zu den Ausstellungen in der Rotunde wurden die »Aschanti« dabei als Gegenteil des modernen und zivilisierten Menschen konstruiert, wobei die Frage nach ihrer »Authentizität« eine untergeordnete Rolle spielte.

Vielmehr dienten die »Aschanti« als Projektionsfläche und Abgrenzungsfolie für weiße Fantasien, Sehnsüchte und Ängste, die, wie Schwarz erinnert, eng mit Modernität und Urbanität verknüpft waren: »Kontrollverlust und Emanzipation, Individuum und Masse, Untergang und Zukunft« (ebd.: 200). Durch ihre Platzierung im Tiergarten wurde nicht nur die vermeintliche Natürlichkeit und Wildheit der »Aschanti« in Abgrenzung zu Konzepten europäischer Zivilisation verstärkt, sondern sie wurden durch die Nähe zu den Tieren an der Grenze des Menschlichen verortet, dessen Prototyp der weiße Europäer war. Diese Exotisierung und Bestialisierung Schwarzer Körper ging zugleich mit einer Erotisierung einher, die sich im Fall der »Aschanti« in Diskursen über ihre vermeintliche sexuelle Freizügigkeit entlud. Dabei spielten insbesondere die häufig fast nackten Körper der Performer_innen eine zentrale Rolle, da diese die mit sexuellen Konnotationen aufgeladene »Wildheit« der Zurschaugestellten repräsentierte, welche sie gleichzeitig auch von den Geschlechter- und Sexualitätsnormen der weißen Besucher_innen abhob (vgl. Fuchs 2003: 177ff.; Schwarz 2001: 150ff.). Rassifizierung, Vergeschlechtlichung und Sexualisierung produzierten auf diese Weise zusammen ein »(s)exotisches Spektakel der Anderen« (dos Santos Pinto 2013: 150). Dass diese Form der Inszenierung dementsprechend auch sexualisierte und intime Gewaltdimensionen mit sich brachte, veranschaulicht nicht zuletzt die eingangs geschilderte Geschichte von Yaarborley Domei, welche gleichsam als Schwarze Frau hypersexualisiert und durch ihre Degradierung als Schauobjekt aus der Sphäre des Menschlichen ausgeschlossen wurde. Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass anthropologische Schaustellungen mitsamt ihren (s)exotischen Repräsentationen und intimen Gewaltverhältnissen einen weiteren zentralen Schauplatz kolonialer Fantasien in Österreich bilden. Sie dienten als »imaginäres Bindemittel« (Purtschert 2019: 54), durch welches sich weiße Österreicher_innen als den kolonialen Metropolen zugehörig, zivilisiert und überlegen vorstellen konnten, indem sie Schwarze Menschen exotisierten und zu sexualisierten Schauobjekten degradierten, die insbesondere hinsichtlich der ihnen zugeschriebenen Geschlechter- und Sexualitätsperformance und der ihnen aberkannten Menschlichkeit von den weißen Beobachter_innen abwichen.

Diese Bilder prägen bis heute das kulturelle Archiv in Österreich. Die Gene- se dieses gewaltvollen »Repräsentationsarchiv[s] schwarzer *Andersheit*« (Johnston-Arthur 2009: 13, Hervorh. i.O.) lässt sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen. Die Kulturwissenschaftlerin Araba Johnston-Arthur erinnert in ihrer Analyse der Geschichte Schwarzer Repräsentationen und Schwarzen Wi-

derstands entgegen der österreichischen Praxis des Verdrängens und Entnennens an die historische Präsenz versklavter Afrikaner_innen in Österreich. Sie zeigt auf, wie diese durch gewaltvolle Praxen der Repräsentation exotisiert und verdinglicht wurden. Menschen afrikanischer Herkunft wurden teilweise als Angehörige des osmanischen Hofstaates im Kontext der militärischen Auseinandersetzungen der Habsburgermonarchie mit dem Osmanischen Reich als Kriegsgefangene versklavt, im Zuge kolonialer »Forschungs-« und »Entdeckungsreisen« als Kinder vom afrikanischen Kontinent entführt, oder im Zuge des kolonialen und transatlantischen Sklavenhandels über den Atlantik und die iberische Halbinsel oder das Mittelmeer gehandelt und nach Österreich verschleppt. Ihrer Namen und Geschichten beraubt und auf den Status als Eigentum reduziert, wurden sie in Österreich getauft und als Schwarze Dienstmädchen am Hof und in aristokratischen Haushalten eingesetzt. Sie galten in Mittel- und Westeuropa gleichsam als Luxusware, die gekauft und verschenkt wurde. Sie waren ein wichtiger Bestandteil der Selbstinszenierung der Aristokratie und des Großbürgertums, in deren Repräsentationsregime sie Reichtum und Macht symbolisierten und die »Besitzenden« mit kulturellem Prestige ausstatteten. Über ihre Arbeitskraft am Hof und in großbürgerlichen Haushalten leisteten die Versklavten demnach nicht nur einen substanziellen Beitrag zur Erhaltung der aristokratischen und großbürgerlichen Lebensweise, sondern ihre Anwesenheit und Repräsentation diente auch auf zentrale Weise der weißen Identitätsstiftung (vgl. Johnston-Arthur 2009; dies. 2016; Sauer/Wiesböck 2007, Sulzenbacher 2007, Unterwiesing 2016: 185ff.).

Anhand der Geschichte Angelo Solimans, der im 18. Jahrhundert als Versklavter nach Österreich kam und zunächst als Kammerdiener am Hof tätig war und von dem nur der gegebene christliche-orientalisierende Name bekannt ist, zeigt Johnston-Arthur (2009; 2016) die gewaltvolle Verdinglichung und Exotisierung auf, die das Repräsentationsarchiv Schwarzer Andersheit prägen. Dabei endete die Verdinglichung Solimans, der sich den Bestimmungen am Hof widersetzte, indem er heiratete und der Freimaurerloge beitrug, auch nach seinem Tod nicht. Nachdem er 1796 gestorben war, wurde seine Leiche präpariert und anschließend mit Federschmuck und Muscheln versehen vor einer tropischen Fantasielandschaft im kaiserlichen Naturalienkabinett ausgestellt. Trotz seines hohen Ansehens zu Lebzeiten wurde er posthum als »wild«, »animalisch« und »naturnah« markiert. Seine Tochter, Josephine Soliman, wehrte sich gegen diese Form der Verdinglichung und Entmenslichung ihres Vaters, aber ihre Gesuche, die körperlichen Überreste ihres Vaters zurückzuerhalten, um diese bestatten zu können, blieben trotz Unterstützung

durch den Erzbischof ungehört. Die präparierten und gewaltvoll inszenierten körperlichen Überreste Angelo Solimans wurde gemeinsam mit den körperlichen Überresten eines Schwarzen Mädchens, dessen Name unbekannt ist, sowie zweier weiterer Schwarzer Männer, Joseph oder Leopold Hammer und Pietro Michael Angiola, im Naturalienkabinett ausgestellt, bis diese im Zuge der Oktoberrevolution 1848 einem Brand anheimfielen (vgl. Johnston-Arthur 2009; dies. 2016; Sauer/Wiesböck 2007: 47; Unterweger 2016: 130ff.). Johnston-Arthur (2016) bezeichnet daher Verschleppung, Versklavung, Verdinglichung als die »herrschende[n] Parameter« (ebd.: 425) verdrängter Schwarzer Geschichte in Österreich. Zugleich zeigen die Beispiele von Yaarborley Domei und Josephine Soliman aber auch, dass die gewaltvollen Prozesse der Verdinglichung, Exotisierung und Erotisierung auf Widerstand gestoßen sind. Allerdings sind die Archive Schwarzen Widerstands – insbesondere jene des 17., 18., 19. und frühen 20. Jahrhundert in Österreich – weitaus brüchiger und fragmentierter als jene Archive, die die Geschichte weißer Gewalt bezeugen. Dies liegt nicht zuletzt an der Gewalt des Archivs *als* Archiv.

Die Geschichte der Verschleppung und Verdinglichung Schwarzer Menschen im 17. und 18. Jahrhundert, die Wiener Weltausstellung 1873, in der sich Österreich als koloniale Metropole inszenierte, sowie die pseudowissenschaftlichen und voyeuristischen Schaustellungen exotisierter und sexualisierter Menschen im Wiener Prater zwischen 1870 und 1930 zeigen auf, dass Kolonialismus nicht nur die wirtschaftlichen und politischen Beziehungen der Habsburgermonarchie und deren Stellung innerhalb Europas entscheidend mitgeprägt hat, sondern koloniale Fantasien und die Inszenierung und wiederholte Vergegenwärtigung der affektiven Zugehörigkeit zu den kolonialen Metropolen Europas das kulturelle Archiv Österreichs formen. Kolonialismus und der transatlantische Sklavenhandel haben sich nicht nur im Außerhalb ereignet, sie sind zugleich zentrale Bestandteile der österreichischen Geschichte als einer Geschichte transnationaler Verstrickungen. Zugleich sind sie fundamentale Aspekte der Konstruktion einer österreichischen Identität, die sich als zivilisiert, fortschrittlich und modern sowie als Teil eines weißen Europas imaginiert.

Genese moderner Wissenschaft und kolonialer Wissensobjekte

Doch nicht nur die verdrängten Geschichten der österreichischen Involviertheit in das kollektive koloniale Projekt Europas und den transatlantischen Sklavenhandel sowie das Nachwirken der kolonialen Fantasien und Repräsen-

tationen Schwarzer Andersheit im kulturellen Archiv suchen die Gegenwart immer wieder auf gespenstische Weise heim. Die im Entstehen begriffenen modernen Wissenschaften war auf vielfältige Weise mit dem europäischen Kolonialismus verstrickt und auch österreichische Wissenschaftler und Forschungsreisende waren an der Genese kolonialen Wissens beteiligt, das bis heute nachwirkt.

Ein prägnantes Beispiel dafür ist die *Novara*-Expedition. Die SMS *Novara* war eine österreichische Fregatte, die zwischen 1857 und 1859 im Auftrag des Kaisers Franz Joseph I. und unter dem Kommando von Kommodore Bernhard von Wüllerstorff-Urbair die Welt umsegelte. Die *Novara*-Expedition sollte einerseits der Ausbildung der österreichischen Marine dienen, andererseits sollte sie aber auch »die österreichische Flagge an verschiedenen Punkten der Erde [...] zeigen, wo dieselbe noch niemals früher geweht hatte« (Scherzer 1864: 2) und im Interesse »der Industrie, des Handels und der Schifffahrt des Kaiserstaates« (ebd.) neue Absatzmärkte und Handelsrouten erschließen. Doch auch die *Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* hatte ein Interesse an der *Novara*-Expedition und entsandte zwei Naturforscher an der Reise teilzunehmen. Zu ihren Aufgaben gehörte es, neben Daten und Materialien zu Geologie, Zoologie und Botanik auch jene zu »Länder- und Völkerkunde« zu sammeln. Diese Aufgabe fiel insbesondere dem Schiffsarzt Eduard Schwarz und dem für Ethnografie und Historiografie beauftragten Karl von Scherzer zu. Schwarz »sammelte« im Zuge der Umsegelung mit *der Novara* eine große Reihe an Schädeln und zwei komplette Skelette, die aufgrund seines Todes kurz nach Beendigung der Weltreise an das anatomische Institut der Universität Wien zur Auswertung übergeben wurden. Schwarz hatte während der Weltumsegelung unzählige Körpermessungen vorgenommen und über hundert sogenannte »Rassenschädel« gesammelt, welche anschließend dem Museum für vergleichende Anatomie der Universität in Wien übergeben wurden. Darüber hinaus gelangten durch die *Novara*-Expedition über 26.000 botanische und zoologische Präparate sowie mindestens 358 als »ethnographisch« bezeichnete Gegenstände und Artefakte nach Wien, welche im k.u.k. Naturalienkabinett deponiert wurden.

Die Interpretation dieser Messdaten und »Materialien« erschien im Rahmen des zwischen 1860 und 1876 publizierten *Novara-Werks*. Von den insgesamt einundzwanzig veröffentlichten Bänden des *Novara-Werks* waren vier dem anthropologischen und medizinischen Unterfangen von Scherzer und Schwarz gewidmet, wovon wiederum der erste Band *Cranien der Novara-Sammlung* (Zuckerkindl 1875) nur den Schädelmessungen galt. Wie Fuchs

anmerkt, entsprach es der im 19. Jahrhundert vorherrschenden Interpretation sogenannter »Rassenschädel« als bedeutendstes Kriterium globaler menschlicher Differenzierung« (Fuchs 2003: 140), dass diese den Auftakt zum anthropologischen Teil des *Novara-Werks* bildeten. Zusammengefasst spiegeln die Bände des *Novara-Werks* das österreichische Unterfangen wider, ein koloniales Wissen zu etablieren, welches in Folge als der »Ursprung einer modernen, explizit als ›deutsch‹ ausgewiesenen Wissenschaft gefeiert wurde« (ebd.: 139).

Über die Herkunft der Schädel und Skelette, die im Rahmen der *Novara-Expedition* zusammengetragen wurden, und den damit verbundenen Unrechtskontext gibt der Band allerdings nur wenig Aufschluss. Die insgesamt 112 im *Novara-Werk* verzeichneten Schädel stammen aus Kapstadt, den Nikobaren, Batavia, Hongkong, Shanghai, Sydney, Auckland, Tahiti und weiteren nicht genauer angegebenen Orten. Wenn die menschlichen Überreste nicht auf unbestimmte Weise »gesammelt« wurden, ist vor allem von »Schenkungen« und »Erwerbungen« in Zusammenarbeit mit namentlich genannten deutschen, niederländischen, französischen und englischen Kolonialbeamten, Militärärzten und Missionaren die Rede, während die Personen, um deren menschlichen Überreste es sich handelte, lediglich als »Rasstypen« aufscheinen, befreit von Namen, Lebensgeschichte oder jedem anderen Aspekt, der sie als Menschen begreiflich machen würde (vgl. Zuckerkandl 1875: Vf.). Während die *Novara-Weltumseglung* sicherlich die prominenteste Expedition der österreichischen Geschichte ist, die zum Zwecke der Wissenschaft durch die Habsburgermonarchie gefördert wurde beziehungsweise unter ihrem Schutzmantel stattfand, war sie weder die einzige koloniale Reise österreichischer Forscher noch hinsichtlich des Vermessens und Sammelns von Körpern, Knochen und Schädel besonders einzigartig. Die auf diese Art und Weise angeeigneten menschlichen Überreste wurden entweder im k.u.k. Naturalienkabinett²¹ als »exotische« Artefakte ausgestellt oder

21 Das 1748 gegründete *k.u.k. Hof-Naturalienkabinett*, das der Sammlung verschiedener naturwissenschaftlicher Objekte diente und beständig um neue Materialien erweitert wurde, war der Vorläufer des 1889 eröffneten *Naturhistorischen Museums* in Wien. Zwischen 1978 und 1996 wurden dort im sogenannten »Rassensaal« unterschiedliche Schädel als Belege von als »Rasse« konstruierten Differenzen zur Schau gestellt, bis diese Schausammlung aufgrund öffentlicher Kritik Ende der 1990er Jahre geschlossen wurde. Noch heute umfasst die »osteologische Sammlung« des Naturhistorischen Museums 40.000 Objekte, darunter etwa 3.000 Skelette und Schädel neuzeitlichen Ursprungs, deren Provenienzen vielfach nicht geklärt sind – insbesondere dann, wenn

dienten zu Forschungszwecken und ermöglichten so mitunter die Etablierung ganzer wissenschaftlicher Disziplinen, wie Sophie Schasiepen (2019) anhand der »Lehrmittelsammlung« Rudolf Pöchs²² und der Gründung des Instituts für Anthropologie und Ethnografie²³ der Universität Wien eindrücklich gezeigt hat. Auch im Rahmen der österreichischen Mission im Sudan wurden ethnographische Objekte »gesammelt« und wissenschaftliche Auseinandersetzungen gefördert (vgl. Wendt 2018: 484). Diese Beispiele machen das Zusammenspiel österreichischer »Forschungsinteressen« mit den europäischen Kolonialmächten sowie die Verfügungsmacht europäischer Akteure, die in den »gesammelten« menschlichen Überresten leblose Objekte für ihre Forschung sahen, besonders deutlich.

Die Produktion kolonialer und rassistischer Wissenssysteme, die bis in die Gegenwart hineinwirken, stellt einen zentralen Aspekt des Kolonialismus dar, an dem Österreicher_innen in vielfältiger Weise beteiligt waren. Insbesondere die Reisen der christlichen Missionen sowie Reisen, die im Dienst der For-

diese im Zuge außereuropäischer »Forschungsreisen« angeeignet wurden. Spätestens seit den 1980er Jahren gibt es jedoch Rückgabe-Forderungen, bis dato ist das Naturhistorische Museum diesen jedoch erst zwei Mal – 2009 durch die Rückgabe der Überreste von sechzehn Skeletten an Vertreter_innen australischer Indigener und 2012 durch die Rückführung der menschlichen Überreste von Klaas und Trooir Pienaar nach Südafrika – nachgekommen (vgl. Teschler-Nicola 2013: 260f.).

- 22 Rudolf Pöch wurde 1919 zum ersten ordentlichen Professor für Anthropologie und Ethnografie an die Universität Wien berufen, an der er bereits seit 1910 lehrte. Ausschlaggebend für die damit einhergehende, in Österreich zu diesem Zeitpunkt einzigartige Gründung des Lehrstuhls war seine anthropologische Skelett- und Schädel-Sammlung, die er sich im Rahmen zweier Forschungsreisen in Neu-Guinea und Australien und dem südlichen Afrika zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewaltsam angeeignet hatte, indem er beispielweise Grabstätten plündern ließ. Noch bis 2016 diente die Sammlung Studierenden der Universität Wien als Forschungsmaterial, seit der Schließung darf sie nur zum Zwecke der Provenienzforschung genutzt werden (vgl. Schasiepen 2019: 15, 21).
- 23 Die Gründung des Instituts lässt sich ebenfalls in einer Mitte des 19. Jahrhunderts beginnenden Tradition verorten, die die Ethnografie und Anthropologie in Europa als Wissenschaft etablierte, die sich mit dem Ziel der Rekonstruktion der Naturgeschichte des Menschen der Vermessung und nicht zuletzt auch der rassifizierten Hierarchisierung menschlicher Körper widmete. So hatte sich bereits 1859 die erste anthropologische Fachgesellschaft, die *Société d'Anthropologie de Paris*, rund um den Anthropologen und Anatom Paul Broca gegründet, der sich seinem Forschungsgegenstand, der Naturgeschichte des Menschen, anhand von Schädelmessungen widmete (vgl. Fuchs 2003: 109; s.a. Teschler-Nicola 2013).

sung standen, dienten dazu, Wissen anzuhäufen, das der Etablierung und dem Ausbau kolonialer Machtstrukturen diene. Die Anfertigung von Karten, die Erschließung von Rohstoffvorkommen, das »Sammeln« anthropologischer und ethnographischer Daten und Materialien – all dies diene dazu, Wissen über »die Anderen« zu produzieren, das, eingeordnet in ein gesamteuropäisches koloniales Denksystem, die europäische Vormachtstellung festigte. Daher ist es laut Sauer (2011: 11) irreführend, diese informelle Präsenz einzelner österreichischer Akteur_innen in den außereuropäischen Kolonien lediglich als »forschungsorientiert« und »nicht-kolonial« zu bewerten. Vielmehr ist jene Wissensproduktion und die Herausbildung sowie Festigung kolonialer Episteme ein fundamentaler Bestandteil des europäischen Kolonialismus.

Ohne Kolonialität keine Moderne: »Rasse« und Geschlechterbinarität

Koloniale Episteme und Denkstrukturen sind untrennbar mit Diskursen über Geschlecht verbunden und werden durch diese konstituiert, wie eine genauere Betrachtung des *Novara*-Werks verdeutlicht. So bemängelt der Herausgeber des *Cranien*-Bandes, Emil Zuckerkandl, der nach Beendigung der Expedition und dem Tod von Schwarz mit der Auswertung der Sammlung beauftragt war, neben einigen unvollständigen Schädeln vor allem die fehlenden Angaben über Alter und Geschlecht der menschlichen Überreste. Denn seiner Meinung nach wäre die

Kenntniss des Geschlechts [...] um so wichtiger gewesen, als aus der Untersuchung der wenigen Cranien, deren Geschlecht entweder bekannt war, oder nach den Grundsätzen der Anatomie bestimmt werden konnte, hervorzugehen scheint, dass bei einigen nicht civilisirten Rassen der Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Cranien ein bei Weitem erheblicherer sei, als bei den europäischen Völkern. (Zuckerkandl 1875: III)

Diese Bemerkung sticht insbesondere deshalb hervor, weil sich Zuckerkandl ansonsten mit Differenz-Zuschreibungen zurückhielt und in *Cranien der Novara-Sammlung* (1875) in erster Linie eine detaillierte Beschreibung der Schädel vorlegte. Zwar ordnete er diese spezifischen rassifizierten »Typen« zu, verzichtete aber auf eine darüberhinausgehende Interpretation dieser so geschaffenen Differenz. Mit anderen Worten verortete Zuckerkandl die menschlichen Überreste zwar eindeutig in einer kolonial-rassistischen Taxonomie der »Ras-

senschädel«, stellte jedoch keine über die Beschreibung hinausgehende Überlegungen zu deren Bedeutung in Bezug auf »Rasse« und damit verbundene Differenzen und Hierarchien an. Vielmehr kam er sogar zu dem Schluss, dass seine Untersuchung keinen Grund für die Annahme lieferte, dass es Unterschiede zwischen den »Nahtverhältnissen an Schädeln civilisirten und nicht civilisirten Völkern« Ebd.: 116) gebe. Warum erschien es ihm dann trotz der partiellen Zurückweisung rassistischer Vorannahmen wichtig, Geschlecht als Differenzmerkmal der Schädel hervorzuheben? Was beeinflusste sein Begehren nach dieser fehlenden geschlechtlichen Klassifikation insbesondere in Bezug zu der von ihm angeführten europäischen Norm?

Meiner Ansicht nach zeigt Zuckerkandls Aussage deutlich, dass Geschlecht eine konstitutive Rolle für die kolonialen Vermessungs- und Klassifizierungspraktiken und die Herstellung rassifizierter Differenz spielte und dass Kolonialgeschichte nicht ohne Geschlechtergeschichte gedacht werden kann. In der Differenzkonstruktion durch die Vermessung und Klassifizierung von Körpern und deren Vergleiche waren »Rasse« und Geschlecht eng miteinander verwoben. Einerseits wurde »Rasse« im Zuge dieser Vermessungspraxis ausschließlich als männlich repräsentiert, obwohl durchaus Schädel von nicht-weißen Frauen vermessen wurden, diese aber durchwegs als Exemplare einer »Rasse« galten, während die Schädel weißer Frauen repräsentativ für das Geschlecht herangezogen wurden. »Rasse« wurde demnach als männlich konzipiert und Weiblichkeit als weiß. Schwarze Frauen und Frauen *of Color* fielen aus diesem Raster heraus, sie waren weder repräsentativ für ihre vermeintliche »Rasse« noch für ihr Geschlecht (vgl. Fuchs 2003: 52; ebd. 109; Schiebinger 1993: 158f.).²⁴ Insofern ist Zuckerkandls Anmerkung bemerkenswert, da sie Geschlecht als ein essenzielles Differenzmerkmal der »Rassenschädel« hervorhob. Denn wenn nicht-weiße weibliche Körper sonst in den Fokus kolonial-rassistischer Vermessungspraktiken gerieten, dann meistens mit dem Ziel, Genitalien und sekundäre Geschlechtsmerkmale zu vermessen.

24 Die Kontinuität dieser Dynamik wird in der Genealogie des von Schwarzen Feministinnen und insbesondere Kimberlé Crenshaw (1989) geprägten Konzepts der Intersektionalität deutlich. Crenshaw entwickelte den Begriff, um theoretisch zu erfassen, dass Schwarze Frauen aus den Rastern der rechtlich definierter Diskriminierungskategorien herausfielen. Sie konnten weder rechtliche Ansprüche aufgrund rassistischer Diskriminierung erheben, da diese Diskriminierungskategorie über die Erfahrungen Schwarzer Männer hergeleitet wurde, noch konnten sie Diskriminierung aufgrund des Geschlechts rechtlich geltend machen, da diese durch die Erfahrungen weißer Frauen definiert wurde.

Als Marker rassifizierter Differenz wurden Klitoris, Schamlippen, Hüften und Brüste von Schwarzen Frauen und Frauen *of Color* als von den Normen weißer Weiblichkeit abweichend konstruiert und zum Ausdruck monströser Geschlechtlichkeit und sexuellen Perversion erklärt: »African women were seen as wanton perversions of sexuality, not paragons of piety and purity« (Schiebinger 1993: 159). Auch im *Novara*-Werk, insbesondere im zweiten und dritten Band des anthropologischen Teils, welche den Körpermessungen und der Ethnografie gewidmet sind, finden sich ähnliche Aussagen. So bemerkt Augustin Weisbach mit der Auswertung der Körpermessungen betraut, welche auffallend häufig an besonders jungen Frauen vorgenommen wurden, dass in den Messungen auch die »Ausbildung, Stellung und Richtung der Brüste« sowie die »Gestaltung des Gesässes« (Weisbach 1867: 8) berücksichtigt werden sollte. Weisbachs Ansicht nach ist die Ausprägung der Geschlechtsunterschiede ein wichtiges Merkmal der von ihm deklarierten »Rasstypen«, wobei er die vermessen und als männlich klassifizierten Körper als universelle Repräsentationen der jeweiligen »Rasse« darstellt und die weiblichen nur in ihrer Differenz zu den männlichen diskutiert. Dabei fällt auf, dass das Kapitel zu den Körpermessungen auf den Nikobaren kein gesondertes Unterkapitel zu weiblichen Körpern liefert. Dies kann dem Umstand geschuldet sein, dass schlichtweg während der Expedition und dem Aufenthalt auf den Nikobaren keine Messungen an Frauen vorgenommen wurden. Auf der anderen Seite muss dieses Kapitel auch vor dem Hintergrund des österreichischen Kolonialinteresses an den Nikobaren gelesen werden (vgl. Knellwolf King 2009). Vor diesem Hintergrund erscheinen Weisbachs Aussagen, die die Nikobaren mit Tieren vergleichen (vgl. Weisbach 1867: 67) und die suggerierte Abwesenheit von Geschlechtsunterschieden als diskursive Bestandteile einer kolonialrassistischen Propaganda, die zugleich die Einwohner_innen der Nikobaren entmenslicht und österreichische Kolonialansprüche über die Inselgruppe legitimiert.

Auch Friedrich Müller, Herausgeber des ethnografischen Bandes, wird indes nicht müde, die Besonderheiten der Brüste und Genitalien der verschiedenen »Rasstypen« zu diskutieren (vgl. Müller 1868). Müller konstruiert darüber hinaus heteronormative Familienbündnisse als Zivilisationsmerkmal. Seiner Ansicht nach seien nur Gesellschaften, die Ackerbau betreiben – Österreich war zu diesem Zeitpunkt stärker als andere erstarkende industrielle Kolonialmächte vor allem landwirtschaftlich geprägt – in der Lage größere Gemeinschaften zu bilden: »in Folge dessen entwickeln sich die Familienverhältnisse immer mehr und mehr, die sittlichen und religiösen Ideen werden klarer« (Müller 1868: XVI). Gesellschaften, die nicht rund um Ackerbau

organisiert sind, haben seiner Ansicht nach weniger klar definierte Familienverhältnisse und seien deswegen weniger zivilisiert. Hier zeigt sich also auch, wie stark österreichische Kolonialdiskurse mit christlich-patriarchalen Vorstellungen rund um Geschlecht, Familie und Arbeitsteilung Hand in Hand gingen.

Zuckerkandls Aussagen spiegeln also auch die vielfältigen und teils divergierenden Bedeutungskonstruktionen innerhalb medizinischer, anatomischer und anthropologischer Diskurse im 19. Jahrhundert wider und verdeutlichen somit, dass es auch historisch keinen Konsens darüber gab, was »Rasse« bedeutete und wie diese am besten zu erfassen sei. Gemeinsam ist diesen Bedeutungskonstruktionen aber, dass die Bedeutung von »Rasse« nicht ohne deren Vergeschlechtlichung und Geschlecht nicht ohne dessen Rassifizierung verstanden werden kann.

Die enorme Bedeutung der *Novara*-Expedition zeigt, dass die Produktion von Geschlechterwissen ein zentraler Eckpfeiler einer sich als modern verstehenden Wissenschaft in Österreich war. Diese Vorstellung der Modernität des Wissens beruhte jedoch, wie die oben angeführten Praktiken des »Sammelns« und »Messens« zeigen, auf der kolonialen Machtkonstellation und deren Logiken der Unterwerfung, Ausbeutung und Dehumanisierung. Die triumphale Erzählung der *Novara*-Expedition als erfolgreiche Forschungsreise und Startschuss für die Etablierung einer modernen, »deutschen« Wissenschaftstradition in Österreich war bedingt durch die koloniale Formation, in der die österreichischen Forscher von der Zusammenarbeit mit den europäischen Kolonisator_innen profitierten und die Körper der Kolonisierten vermessen, klassifiziert und zu Wissensobjekten einer sich als »modern« feiernden Wissenschaft degradiert wurden. Entgegen der eurozentrischen Erzählung der Moderne als eine Geschichte europäischer Errungenschaften, die nachträglich aus den europäischen Zentren in die globalen Peripherien getragen wird, sprechen dekoloniale Theoretiker_innen daher von Modernität und Kolonialität als zwei Seiten derselben Medaille: »there is no modernity without coloniality« (Mignolo 2014: 27). Moderne und Kolonialität bedingen sich gegenseitig. Der durch den dekolonialen Theoretiker Anibal Quijano (2000) geprägte Begriff Kolonialität zielt im Gegensatz zum Begriff Kolonialismus, welcher stärker auf die machtvollen politischen, ökonomischen und kulturellen *Gefüge* kolonialer Herrschaft hindeutet, auf die *Genese* und das *Fortwirken* kolonialer Wissensformationen ab, welche es in Folge zu dekolonisieren gilt.

Innerhalb dieser Formation von modernem Wissen und kolonialer Macht spielten »Rasse« und Geschlecht und ihr Stellenwert für die Vorstellung davon,

was es bedeute ein Mensch zu sein, eine zentrale Rolle. Die dekoloniale feministische Theoretikerin María Lugones (2007) konzipiert dieses Zusammenwirken als ein »colonial/modern gender system« (ebd.: 210f.). Der europäische Kolonialismus habe demnach nicht so sehr die europäische Geschlechterordnung in die Kolonien exportiert als vielmehr dazu beigetragen, eine *spezifische* Geschlechterordnung in den Kolonien und kolonialen Metropolen zu konstituieren, die sehr unterschiedliche Arrangements für die Kolonisierten und die weißen Kolonisator_innen produzierte. Aus diesem Grunde unterteilt Lugones das koloniale/moderne Geschlechtersystem in eine »helle« und eine »dunkle« Seite. Auf der »hellen Seite« verortet Lugones die Charakteristika der europäischen bürgerlichen Geschlechterordnung, welche sich durch eine binäre, zweigeschlechtliche, heterosexuelle und patriarchale Organisationsweise auszeichne (vgl. ebd.: 187). In den außereuropäischen Kolonien, der »dunklen Seite« der kolonialen/modernen Geschlechterordnung, würden andere Parameter angelegt:

Those in the ›dark side‹ were not necessarily understood dimorphically. Sexual fears of the colonizers led them to imagine the indigenous people of the Americas as hermaphrodites or intersexed, with large penises and breasts with flowing milk. (ebd.: 195)

Geschlecht als koloniale Wissenskategorie wurde so zum Marker eines eurozentrischen Verständnisses von »Zivilisation« und Menschsein schlechthin. Denn nur Europäer_innen galten in dieser Konstellation als »Frauen« und »Männer«, die Kolonisierten und Versklavten wurden von dieser Beschreibung ausgeschlossen, sie galten als nicht- oder nicht-ganz-menschlich und damit als geschlechtslos. In dieser eurozentrischen Konzeption des Menschen wurde der europäische Mann zum ultimativen Repräsentanten des Menschen als Spezies, »as if it were the human itself« (Wynter 2003: 260). Während europäische Frauen als diesem untergeordnet und für die Reproduktion eben jenes »Menschseins« im Sinne der »Rasse« verantwortlich konzipiert wurden, wurden nicht-weiße Menschen von den Kategorien des Menschseins ausgeschlossen oder an dessen Ränder gedrängt: »Males became not-human-as-not-men, and colonized females became not-human-as-not-women« (Lugones 2010: 744). Selbst wenn sie als »männlich« oder »weiblich« wahrgenommen wurden, wurden sie dennoch nicht als Frauen oder Männer im Sinne der eurozentrischen Konzeption des Menschen verstanden. Ihr Geschlecht blieb ein Marker ihrer »Rasse« ebenso wie ihre Rassifizierung ihr Geschlecht als

»abweichend« und »unzulänglich« markierte. Wie wie Kadji Amin festhält, war geschlechtliche Differenzierung innerhalb dieser Ordnung eine »white distinction« (Amin 2023: 95). Gleichzeitig ist es diese koloniale/moderne Geschlechterordnung und ihre Matrix von Geschlecht, Rassifizierung und Entmenschlichung, die die Gewalt gegen Yaarborley Domei, Angelo Soliman und die vielen unbenannten Personen, die im Zuge der *Novara*-Expedition vermessen und klassifiziert wurden, intelligibel machte.

Koloniale Transmisogynie

Lugones' Analyse des kolonialen/modernen Geschlechtersystems weist auf die Bedeutung der Geschlechterbinarität für den europäischen Kolonialismus hin und verdeutlicht, dass Indigene und Schwarze Frauen und Männer als nicht-richtig-weiblich und nicht-richtig-männlich konstruiert wurden und werden. Doch lässt sich ihre Analyse in Bezug auf die der Geschlechterbinarität zugrundeliegende Verwerfung und Auslöschung von Indigenen Geschlechterkonfigurationen, die wir heute mit Begriffen wie trans/gender, geschlechter-nonkonform oder *Two-Spirit*²⁵ bezeichnen, noch weiterdenken. Denn während, wie Lugones aufzeigt, Indigene Frauen und Männer als exzessiv, transgressiv oder mangelhaft in Bezug auf europäische Geschlechternormen konstruiert und daher aus den Registern eurozentrischer Weiblichkeit und Männlichkeit ausgeschlossen wurden beziehungsweise ihr konstitutives Außen bildeten, wurden Indigene Personen, welche die europäischen Register »Mann« und »Frau« durch ihre Existenz grundsätzlich infragestellten, ausgelöscht. Deborah A. Miranda (2010) spricht im Kontext der spanischen Kolonisierung der nordamerikanischen Westküste daher von *gendercide* an den *joyas*. Diese seien in indigenen Gesellschaften ein eigenständiges Geschlecht und nähmen eine sakrale/spirituelle Rolle ein, wurden jedoch im spanischen Kolonialarchiv als Männer beschrieben, die weibliche Kleidung trugen, sich wie Frauen benahmten, weibliche Arbeiten verrichteten und sexuelle Beziehungen zu Männern hatten.²⁶ Miranda rekonstruiert, dass

25 Die heute geläufige pan-indigene Bezeichnung *Two-Spirit* wurde erst 1990 als Reaktion auf die Abwesenheit und Auslöschung tradierter Begriffe und gegen die Dominanz (kolonial-)anthropologischer Bezeichnungen eingeführt (vgl. Driskill et al. 2011: 10ff.).

26 Wie Miranda bemerkt, ist ein Effekt von *gendercide*, dass die Namen und Begriffe, mit denen die *joyas* sich selbst bezeichneten, nicht tradiert wurden. Die Bezeichnung *joya* wurde von spanischen Kolonisatoren eingeführt (vgl. Miranda 2010: 260f.).

der spanische »Entdecker« Vasco Núñez de Balboa, der 1513 als erster Europäer die amerikanische Küste des Pazifiks erreichte, auf vierzig indigene Personen traf, welche er als »Männer in Frauenkleidung« beschrieb und die er der Sodomie bezichtigte. Daraufhin befahl er seinen Soldaten, ihre Kampfhunde auf sie zu hetzen »and [they] were torn apart alive« (Miranda 2010: 258).

Mit dem Konzept *gendercide*, einer Wortneuschöpfung aus den Begriffen *Gender* und *Genozid*, weist Miranda darauf hin, dass es sich bei der Gewalt gegen die *joyas* um eine aktive, systematische und bewusste Auslöschung der Angehörigen eines Geschlechts handelte, welche durch Ermordung, Umbenennung, gewaltsame geschlechtliche Assimilation und Austausch ihrer sozialen Rollen durchgeführt wurde (vgl. ebd.: 267). Historisch betrachtet verschoben sich die Formen des kolonialen *gendercide* von der direkten Ermordung und Auslöschung als Reaktion auf indigene Transgressionen europäischer Geschlechts- und Sexualitätsnormen, wie sie sich in der Geschichte der Begegnung zwischen Balboas Soldaten und den *joyas* im 16. Jahrhundert zeigte, zu subtileren Formen kolonialer Nekropolitik im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Anstatt öffentlicher Hinrichtungen durch die souveräne Macht des Kolonialstaates, etablierten sich im 19. Jahrhundert vielmehr koloniale Regime der Disziplinierung und Normalisierung. Diese seien jedoch nicht weniger tödlich gewesen, wie Scott Lauria Morgensen festhält, denn die Personen wurden »exiles from the community's spiritual continuity; in so restricting life as to force persons to ›choose‹ to die; and in being ›disappeared‹ by the traceless authority of the bureaucratic colonial state« (Morgensen 2011: 41).

Dabei fällt auf, dass die von Miranda (2010) und anderen (vgl. Wesley 2014; Morgensen 2011: 36ff.; Tortorici 2018: 111f.) angeführten historischen Beispiele des kolonialen *gendercide* vorwiegend auf Personen abzielte, die wir heute (vielleicht aus eurozentrischer Sicht) als trans*feminin beschreiben würden, weshalb Jamey Jespersion (2024) von einer kolonialen Struktur der Transmisogynie²⁷ spricht. Ausgehend von ihrer Relektüre der historischen Aufzeichnungen von Vasco Núñez de Balboas »Entdeckung« argumentiert Jespersion, dass dies nicht nur der erste überlieferte Bericht von trans Indigenität in Nordamerika ist, sondern zugleich auch die früheste Beschreibung von trans* indigenem Tod durch koloniale Gewalt (vgl. Jespersion 2024: 93). Anhand

27 Julia Serano hat mit ihrem Buch *Whipping Girl* (2007) den Begriff der Transmisogynie geprägt, mit der sie die spezifische sexistische Gewalt und Diskriminierung, die sich gegen trans* Frauen und trans*feminine Personen richtet, bezeichnet.

ihrer Relektüre der dominanten Historiografien über Balboas »Entdeckung« und die Ermordung der vierzig indigenen Personen zeigt Jesperson überzeugend auf, dass Interpretationen, welche die indigenen Subjekte ausschließlich durch eine auf Sexualität fokussierte Perspektive deuten, die in den historischen Quellen aufscheinende Feminität der indigenen Subjekte ignorieren, sie als sekundär betrachten oder als Anzeichen ihrer Sexualität missinterpretieren. Stattdessen verdeutlicht Jesperson, dass eine genaue Betrachtung der historischen Überlieferungen und ihrer vielfachen Transkriptionen und Übersetzungen darauf hindeutet, dass die Erzählung, dass Balboa die vierzig indigenen Personen beim Gruppensex antraf, nachträglich hinzugedichtet wurde: »Colonial imaginations that conflate the trans feminine body with transgressive sexuality – past and present – have run wild to fill in the blanks« (ebd.).

Entgegen dieser lang anhaltenden »cistoriography warped by non-trans worldviews« (ebd.: 95) ist Jespersons aufmerksame und präzise Lesepraxis kolonialer Inquisitions- und Sodomieprozesse in Mexiko im 17. und 18. Jahrhundert sowie spanischer Missionsberichte in Alta California zwischen 1769 und 1821 in der Lage, Spuren und Fragmente trans*femininen (Über-)Lebens und trans*femininer Netzwerke freizulegen. Zugleich zeigt sie aber auch auf, dass trans*feminine Figurationen eine spezifische Rolle innerhalb der spanischen kolonialen Imagination einnahmen, in welcher diese, ungeachtet ihrer tatsächlichen Verbreitung, als besonders bedrohlich für das koloniale Projekt und dessen sexuelle und geschlechtliche Ordnung imaginiert wurden, weshalb sie mit allen Mitteln hätten unter Kontrolle gebracht beziehungsweise ausgelöscht werden müssen. Jules Gill-Peterson argumentiert ähnlich, wenn sie schreibt: »Trans misogyny formed first as a mode of colonial statecraft that modeled for individuals how to sexualize, dehumanize, and aggress trans-feminized people through panic« (Gill-Peterson 2024: 15).

Die systematischen Ermordungen und die Auslöschung indigener Traditionen der Geschlechtertransgression im Allgemeinen und die spezifische Gewalt gegen transfeminine Personen können somit als eine zentrale Bedingung des kolonialen/modernen binären Geschlechtersystems verstanden werden. So argumentiert Brooklyn Leo (2020), sie seien »the flesh that coloniality must abject in order to maintain its monopoly on the conditions for gender possibility« (Leo 2020: 456). Als fundamentaler Bestandteil der kolonialen/modernen binären Geschlechterordnung ist die Auslöschung indigener Geschlechtertransgression konstitutiv für die Herausbildung und Verfestigung der binär organisierten weißen Geschlechterordnung in Europa.

Versuche, das Unfassbare zu erfassen

Belinda Kazeem-Kamiński veröffentlichte 2021 mit ihrer Videoarbeit *FLESHBACKS* eine dreiteilige Annotation zu *THE LETTER* (2019). Die Protagonist_innen²⁸ in dieser Arbeit sind nicht dieselben wie in *THE LETTER*, aber sie sind mit diesen durch Objekte wie die goldene Lupe, die schwarzen Lederhandschuhe, den goldenen Afro-Kamm und die schwarze Kleidung verbunden. Während *THE LETTER* den Spuk im Inneren des Archivs thematisiert hat, spielt sich *FLESHBACKS* an verschiedenen urbanen Orten ab; zu sehen sind Glasfronten, Backsteinmauern, ein Haus, ein leerer Lesesaal. Gefilmt in Wien und Accra verbindet Kazeem-Kamiński diese Orte während Vergangenheit und Gegenwart ineinanderfließen. Der Knotenpunkt dieser Verbindung ist erneut das »Aschanti«-Gastspiel der westafrikanischen Performance Gruppe in Wien 1896. Doch während deren Geschichte in *THE LETTER* noch im Archiv gleichermaßen aufbewahrt und eingesperrt war und die Protagonist_innen des Films sich fühlend, tastend und hörend auf die Spur der westafrikanischen Performer_innen machten, sind diese in *FLESHBACKS* gewissermaßen in den Stadtraum ausgebrochen und verwischen die Grenzen zwischen Ghana und Österreich, Vergangenheit und Gegenwart. Um dieses Gefühl des Ineinanderfließens von Zeit und Raum zu verdeutlichen, setzt Kazeem-Kamiński Verdoppelungen, Zeitraffer und Verzögerungen ein. Zwischen den Nahaufnahmen der Gesichter der Protagonist_innen flackern die Gesichter der westafrikanischen Performer_innen auf. Dabei ist ein lautes gleichmäßiges Atmen zu hören. So verdichten sich Bild und Tonspur zu den titelgebenden *fleshbacks* – Rückblenden, die auf die *longue durée* der Geschichte der Entmenschlichung und kolonialen Enteignung verweisen. Die Präsenz des Atems kann zudem auch als Referenz auf die transnationale *Black Lives Matter*-Bewegung gedeutet werden. Für diese ist der Slogan *I can't breathe* basierend auf den letzten Worten von George Floyd, Eric Garner, Javier Ambler, Manuel Ellis und Elijah McClain zum Ausdruck Schwarzen Protests gegen Polizeigewalt und strukturellen Rassismus geworden. Die Beständigkeit des Atems in *FLESHBACKS* verweist demnach nicht nur auf die bis in die Gegenwart andauernde anti-Schwarze Gewalt, sondern eben auch auf Schwarze Widerständigkeit und Schwarzes Überleben. Kazeem-Kamiński überlagert Aufnahmen der Protagonist_innen, die sich gegenseitig die Haare flechten, mit vergrößerten

28 Ayo Aloba, Faris Cuchi Gezahegn, Belinda Kazeem-Kamiński, Femi Kaminski, Bisi Lal-emi, Mzamo Nondlwana.

Ausschnitten historischer Fotografien der westafrikanischen Performer_innen. So werden Berührungen zwischen den Performer_innen in den Fokus gerückt, was widerhallende Echos Schwarzer Intimität und queerer Fürsorge kreiert. Trans* und queere visuelle Codierungen sind in FLESHBACKS gleichermaßen omnipräsent und ungreifbar. Diese Opazität verdeutlicht, dass Logiken des *ungendering* (Spillers 1987) und der geschlechtlichen Austauschbarkeit Schwarzer Körper nach wie vor wirksam sind, ebenso wie Schwarze Strategien der Verweigerung kolonialer und weißer Deutungsmuster. In diesem Sinne verstehe ich Kazeem-Kamińskis Arbeit auch als Ausdruck einer Schwarzen und dekolonialen Trans* Ästhetik, in welcher trans* ein flüchtiger Marker ist, der keine Identität beschreibt, sondern die Transgression geschlechtlicher Differenzen und die gleichzeitige Verweigerung der durch den kolonialen Blick zugeschriebenen geschlechtlichen Markierungen. FLESHBACKS leistet somit auf filmischer Ebene eine Übertragung der Theorien von Schwarzen feministischen Theoretiker_innen wie Hortense Spillers (1987), Christina Sharpe (2016), Omise'eke Natasha Tinsley (2008) und C. Riley Snorton (2017), die aufzeigen, dass Schwarze Körper im Zuge der transatlantischen Versklavung immer schon außerhalb der binären eurozentrischen Konfiguration von Geschlecht positioniert wurden. Christina Sharpe spricht deshalb von der »inability [of Euro-Western gender] to hold in/on Black flesh« (Sharpe 2016: 30).

Zugleich verdeutlichen diese Theoretiker_innen, dass die Dehumanisierung qua Geschlecht und Rassifizierung und die damit verbundenen Geschichten der transatlantischen Versklavung und des europäischen Kolonialismus fundamental für das Verständnis der modernen Geschlechterordnung in Europa sind, denn diese konnte sich erst in Abgrenzung zu den als »deviant«, »geschlechtslos« und »monströs« verworfenen Körpern der Kolonisierten und Versklavten herausbilden. »Rasse« und Geschlechtertransgressionen waren im kolonialen Projekt und im Zuge der transatlantischen Versklavung untrennbar miteinander verbunden.

Die entmenslichten und bestialisierten Körper der Versklavten und Kolonisierten bildeten das konstitutive Außen für die moderne binär strukturierte weiße Geschlechterordnung und die Konzeptionen des Menschen. Denn das mit der Moderne einsetzende eurozentrische Verständnis des Menschen als vernunftbegabtes und naturbeherrschendes (männliches) Wesen war immer schon durch die rassifizierte und vergeschlechtlichte Konstruktion und Abwertung der kolonisierten und versklavten »Anderen« bedingt. Diese Verwerfungen und Prozesse der Dehumanisierung fanden auf den ersten Blick para-

doxerweise parallel zu jenen mit dem Zeitalter der Aufklärung einsetzenden Versprechen statt, die in Europa eine Befreiung der Menschheit aus ihrer Unmündigkeit ankündigten und die universelle Gleichheit aller Menschen in Aussicht stellte. Doch die auch in Österreich mit dem Ende der Feudalherrschaft und der Revolution 1848/49 aufgeflamten Ideale der Demokratisierung, die Aussicht auf Wohlstand, Industrialisierung und Fortschritt und die damit verknüpften Versprechen der Gleichheit und Freiheit galten nie für alle. Vielmehr bildeten die Unfreiheit und Entmenslichung rassifizierter Anderer, sowie patriarchale, heteronormative und klassistische Gewalt und Ausgrenzung die Folie, auf der die Ideale von Freiheit und Gleichheit produziert wurden.

Geschlechtliche Devianz galt in kolonialen Diskursen zwar im Gegensatz zu den sexualwissenschaftlichen Diskursen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts nicht als Ausdruck einer spezifischen Persönlichkeit oder eines Charakters, sondern vielmehr als Zeichen der vermeintlichen Unzivilisiertheit und Unmenschlichkeit der Kolonisierten und Versklavten. Dennoch ist dieses Verständnis zentral, um überhaupt über Geschlechterbinarität und deren Transgressionen in Europa nachdenken zu können. Eine dekoloniale Perspektive auf Geschlecht, die auch in *FLESHBACKS* zum Tragen kommt, versteht die Kategorie Geschlecht demnach, wie Alyosxa Tudor darlegt, »as always already trans« (Tudor 2021: 238).

Im Ausstellungskatalog zu ihrer Einzelausstellung in der *Kunsthalle Wien* (Oktober 2021 bis März 2022) beschreibt Kazeem-Kamiński ihre Arbeit in Anlehnung an Christina Sharpe (2016) als *wake work*, als wiederholte Akte der Fürsorge, die darauf abzielen, »das Unfassbare zu erfassen« (Kunsthalle Wien 2021: 51). *FLESHBACKS* und *THE LETTER* sind so also auch als Versuche zu verstehen, die Asteriske in der Geschichte der Moderne hörbar zu machen und dabei gleichzeitig Österreich im Trans*Atlantik zu verorten.

3. Vergraben im Schutt der Geschichte: Das Wiener Institut für Sexualforschung

[A]n absence is not nothing, but rather
the space left by what has gone [...].

— Carolyn Steedman, *Dust*, 2002

Im Sommer 1927 berichteten gleich mehrere österreichische Tageszeitungen über eine kuriose Feststellung der Wiener Polizei: Eine Gruppe von »Wienerinnen« habe sich mit dem Ansuchen, ihnen eine Erlaubnis zum Tragen von Männerkleidung auszustellen, an die Polizei gewandt. Die Polizei habe das Gesuch jedoch mit der Begründung abgelehnt, dass sie nichts erlauben könne, was nicht verboten sei. Denn in Österreich gab es keine Gesetze, die das Tragen der Kleidung des »anderen« Geschlechtes explizit strafrechtlich verfolgten. Das Fehlen einer solchen Kleiderverordnung heißt jedoch nicht, dass Personen, die Geschlechternormen überschritten und ein Geschlecht lebten, das nicht dem ihnen bei der Geburt zugeordneten entsprach, nicht verfolgt wurden. Praktiken der Geschlechtertransgression oder des *cross-dressing* wurden auch ohne eine solche explizite Verordnung kriminalisiert, nur geschah dies häufig unter anderen Vorzeichen. So wurden Personen beispielsweise wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses, Betrug oder dem Verdacht der Homosexualität verfolgt, wie sich im Folgenden noch zeigen wird. Wer die Personen waren, die sich 1927 in Wien mit diesem Gesuch an die Polizei wandten, wie sie sich als Gruppe zusammengefunden hatten, was sie zu diesem Ansuchen motivierte und wie sie sich selbst, ihre Identität und ihr Geschlecht verstanden, erfahren wir aus diesen fragmentarisch erhaltenen Berichten nicht (vgl. »Alle Frauen« 1927; »Was sagen Sie dazu« 1927; »Den Wienerinnen« 1927; »Dürfen Frauen Männerkleidung tragen?« 1927).

Es lässt sich vermuten, dass ihr Ansuchen an die Polizei von den in der benachbarten Weimarer Republik ausgestellten *Transvestitenscheinen* inspiriert

war, welche den Inhaber_innen erlaubten, öffentlich die Kleidung des »anderen« Geschlechts zu tragen. Diese Maßnahme sollte jene vor staatlicher Gewalt und Verfolgung durch die Polizei schützen. Der deutsche Sexualwissenschaftler Magnus Hirschfeld und das von ihm 1919 in Berlin gegründete *Institut für Sexualwissenschaft* waren prominente Verfechter dieser Praxis und eine zentrale Anlaufstelle für die ärztlichen Gutachten, die zur Ausstellung von *Transvestiten-scheinen* in der Weimarer Republik benötigt wurden. Da das Berliner Institut in den 1920er und 1930er Jahren weit über die Grenzen der Weimarer Republik hinaus bekannt war und Hirschfeld immer wieder im Fokus der österreichischen Presse stand und mehrfach Vorträge in Wien hielt, wäre es wenig verwunderlich, wenn Hirschfelds Verquickung von sexualwissenschaftlicher Praxis und rechtlicher Anerkennung der Wiener Gruppe als Inspiration gedient hätte.

Gleichzeitig deutet die angeblich so *laissez-faire* Reaktion der Wiener Polizei auf das Ansuchen der Gruppe auf ein weiteres Problem bezüglich der österreichischen trans* Geschichtsschreibung hin: Trans* Geschichte, und vor allem jene des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, wird meist durch die Linse zweier Archive erzählt: das pathologische Archiv der Sexologie und das Kriminalarchiv der staatlichen Verfolgung. Was passiert jedoch, wenn diese Archive Beweise verweigern? Was, wenn sie verloren sind, zerstört wurden oder, wie die einführende Anekdote vermuten lässt, nie kreiert wurden? Das folgende Kapitel widmet sich diesen Fragen mit Fokus auf die Rolle von sexualwissenschaftlichen Archiven in Wien.

Während die organisierte Plünderung und Zerstörung von Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaften mitsamt seiner Bibliothek in Berlin im Mai 1933 durch eine Gruppe der nationalsozialistischen Deutschen Studentenschaft gut dokumentiert ist und in der dominanten trans* Geschichtserzählung als starke Zäsur für die europäische Sexualwissenschaft sowie die emanzipatorische Homosexuellen- und Transvestitenbewegung gedeutet wird (vgl. Stryker 2008; Herrn 2005; Baumgartinger 2017), ist kaum bekannt, dass es in Österreich, genauer gesagt in Wien, ebenfalls ein Institut für Sexualforschung gab. Dieses findet weder in den Ursprungsnarrativen der Trans Studies oder in den einschlägigen Werken zu trans* Geschichte Erwähnung und selbst in den Standardwerken zur Geschichte der Sexualwissenschaft bleibt das Wiener Institut zumeist unerwähnt (vgl. Kühl 2024: 197). Um das Wiener Institut und die Stille, die sich um seine Geschichte spannt, besser zu verstehen, hilft es, zuerst einen Blick auf die Geschichte der Sexualwissen-

schaft, die mit der Geschichte der Sexualität selbst verflochten ist, und der mit ihr verbundenen politischen und kulturellen Felder in Wien zu werfen.

Wien als Stadt des Sexes: Transnationale Transfers und lokale Eigenheiten

Innerhalb der Geschichte der Sexualwissenschaft nimmt Wien eine paradoxe Stellung ein: Einerseits gilt Wien im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als »traditionally-minded, provincial backwater run by a conservative, bourgeois elite« (Herzog 2007: 9); Otto Weiningers populäres anti-semitisches, anti-moderne und misogynies Werk *Geschlecht und Charakter* (1903) ist charakteristisch für diese Haltung. Andererseits gilt Wien als die Stadt von Richard von Krafft-Ebing und Sigmund Freud aber auch als Geburtsort moderner Sexualität, Hauptstadt der Sexologie und ein zentraler Ort der Sexualreformbewegung (vgl. Oosterhuis 2000, Herzog 2007, McEwen 2012). Letzteres ist vor allem der Sexualreformpolitik der Ersten Republik und deren lokalen Ausprägungen im Roten Wien¹ geschuldet. Ab den 1920er Jahren begann sich hier eine neue Form sexualwissenschaftlich-informierter und bevölkerungspolitisch-orientierter Praxis herauszubilden: Die Ehe- und Sexualberatung. Die erste solche Institution, die städtische *Gesundheitliche Beratungsstelle für Ehemänner* eröffnete im Juni 1922 im Rathaus der Stadt Wien. Weniger Monate später folgte die Eröffnung der *Frauenschutz-Beratungsstelle des Bundes gegen den Mutterschaftszwang* im sechsten Bezirk und 1928 schließlich die Gründung der *Sozialistischen Gesellschaft für Sexualberatung und Sexuallforschung*, die gleich mehrere über die Stadt verteilte Beratungsstellen betrieb (vgl. Mesner 2007; McEwen 2012).

Trotz ihrer teils unterschiedlichen ideologischen Ausrichtungen, Moralvorstellungen und Normen war den Wiener Institutionen gemeinsam, dass sie eine Verschiebung im Umgang mit sexualwissenschaftlichem Wissen bewirkten: Dieses war nicht länger ausschließlich die Domäne wissenschaftlicher Experten – und zu einem geringeren Ausmaß auch Expertinnen – son-

1 Als *Rotes Wien* wird der Zeitraum zwischen 1919 und 1934 bezeichnet, in dem die Stadt Wien mit absoluter Mehrheit der *Sozialdemokratischen Arbeiterpartei* regiert wurde. Dieser Zeitraum war geprägt von einer Ideologie der Reform, die sich vor allem auf die Bereiche kommunaler Wohnbau, Gesundheitswesen und soziale Fürsorge sowie Erziehung bezog. Insbesondere im Zuge der auf Hygiene abzielenden Reformpolitiken waren Geschlecht und Sexualität zentrale Aushandlungsorte der Modernisierungsversuche (vgl. Pilz 2020).

dern ein Objekt öffentlicher Reformbewegungen, das sich an die breite Bevölkerung richtete. Insbesondere das städtische Beratungsangebot, das die Bevölkerung gleichermaßen aufklären wie auch zur Eigenverantwortung lenken sollte, war ein zentraler Bestandteil der Modernisierungspolitik der Ersten Republik: »Their inspiration was an idea of ›progress,‹ and they wanted to see its principles being established in human sexuality and/or procreation« (Mesner 2007: 48). Gleichzeitig zielten die Beratungsstellen damit auch darauf ab, die Autorität der Kirche auf dem Gebiet der Sexualmoral zu untergraben und ihre Priester und Beichtstühle durch medizinisches Personal und ihre Sprechstunden zu ersetzen. Dabei veränderte sich auch die Zielsetzung: »[T]he goal of confession shifted from the remission of individual sexual sin to the establishment of new standards of sexual health« (McEwen 2012: 119, vgl. Mesner 2007: 60). Durch die Verbreitung sexualekundlichen Wissens über Hygiene, Krankheiten, Verhütung, Abtreibung und sexuelle Pathologien und Neurosen sollte die Bevölkerung der jungen Republik gestärkt werden. So schrieb Julius Tandler, Wiener Stadtrat für das Wohlfahrts- und Gesundheitswesen und Begründer der *Gesundheitlichen Beratungsstelle für Ehemänner* anlässlich des fünfjährigen Jubiläums der Beratungsstelle:

Die Eheberatungsstelle ist eine Einrichtung zur Erweckung der Verantwortlichkeit. [...] In der Eheberatungsstelle wird den Leuten natürlich das Heiraten nicht verboten, es sei denn, daß die Gefahr vorliegt, daß ein Ehemänner den andern mit irgendeiner schweren Krankheit infiziert. Sonst erstreckt sich die Beratung darauf, ob die geistige und körperliche Verfassung der beiden Ehemänner danach angetan ist, mit der menschlichem Ermessen eigenen Wahrscheinlichkeit normale und gesunde Kinder zu zeugen. (Tandler 1927: 6)

Das heterosexuelle Paar und seine Reproduktionsfähigkeit standen im Zentrum des eugenisch motivierten Interesses der Wiener Ehe- und Sexualberatungsstellen der Zwischenkriegszeit.

Zugleich war die Epoche zwischen 1880 und 1930 und insbesondere die 1920er Jahre aber auch das »goldene Zeitalter« der Sexualwissenschaft und Wien war fest auf der Landkarte der noch jungen Wissenschaft verortet. Nicht zuletzt Richard von Krafft-Ebing's *Psychopathia Sexualis* (1886), welches Krafft-Ebing als Professor für Psychiatrie an der Universität Wien publizierte und bis zu seinem Tod siebenmal überarbeitete, trug dazu bei, Wien als wichtigen Standort der Sexualwissenschaft zu etablieren. Noch heute steht seine

Büste im Arkadenhof der Universität Wien. Gleichzeitig war die Sexologie seit ihren Anfängen ein internationales Projekt und die Wissensproduktion über Sexualität und Geschlecht immer schon global. Insbesondere im deutschsprachigen Raum hatte die Sexualwissenschaft trotz unterschiedlicher kultureller, politischer und ideologischer Kontexte einen gemeinsamen diskursiven Rahmen und ihre Akteur_innen waren gut vernetzt, trafen sich auf internationalen Konferenzen und waren in regem Austausch miteinander. Gleichzeitig nahmen europäische Sexualwissenschaftler_innen aber auch immer wieder Bezug auf die Sexualität und die Geschlechterarrangements »anderer Völker«, reisten selbst in die europäischen Kolonien oder nahmen anthropologische Studien und koloniale Reiseberichte in ihren Korpus auf. Obwohl Sexualwissenschaft keineswegs ein ausschließlich europäisches oder westliches Unterfangen war, waren die globalen Transfers keinesfalls dialogisch (vgl. Bauer 2015; Chiang 2018; Fuechtner/Haynes/Jones 2018). So waren außereuropäische geschlechtliche und sexuelle Phänomene zwar bisweilen konstitutive Objekte der europäischen Sexualwissenschaften, doch außereuropäische Wissensproduktion über Geschlecht und Sexualität wurde kaum rezipiert. Aus dieser Perspektive erscheinen die (europäischen) Sexualwissenschaften weniger als globaler Dialog, sondern vielmehr als »Echokammer« (vgl. Kahan/LaFleur 2023: 5). Das Wiener *Institut für Sexualforschung* betritt vor diesem Hintergrund lokaler Sexualreformbewegungen und ungleich verteilter transnationaler Wissenstransfers die Bühne.

Eine »Wiener Schule«: Das *Institut für Sexualforschung*

Im April 1928 gegründet und inmitten von Wiens noblen Ersten Bezirk in der Wallnerstraße 6 im dritten Stock des Palais Pálffy untergebracht, verfolgte das Institut laut Stiftungsurkunde das Ziel, zur ernsthaften Auseinandersetzung mit den »Problemen« der Sexualität – welche als Prostitution, Geschlechtskrankheiten, Eheberatung, Sexualpathologien und deren Behandlung und Frauenemanzipation beschrieben werden – und deren Aufklärung beizutragen. In direkter Anlehnung an das Berliner *Institut für Sexualwissenschaft* gegründet, verschrieb sich das Institut in Wien der Bestimmung, die »Wiener Schule« der Sexualforschung zu stärken, »die – wie so oft wieder einmal – hinter die weniger qualifizierten Leistungen des Auslandes gestellt zu werden droht« (WStLA, Stiftungen allgemein, A1.121). Finanziert wurde die Gründung des Instituts durch eine »amerikanische wissenschaftliche Persönlichkeit, de-

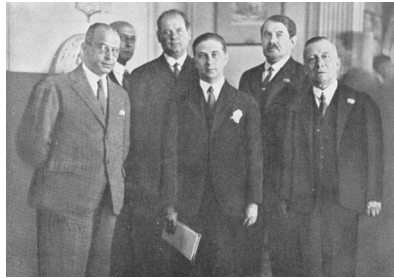
ren Namen nicht genannt wird« (»Ein Institut für Sexualforschung« 1928). Über die Identität dieses anonymen Fördergebers lassen sich nur Vermutungen anstellen, das Archiv gibt seinen (oder, wenn auch unwahrscheinlicher, ihren) Namen nicht preis.

Unter der Leitung des Journalisten, Schriftstellers und Verlegers Leo Schidrowitz (1894–1956) verfolgte das *Institut für Sexualforschung* in Wien eine Reihe unterschiedlicher Tätigkeiten. Zu diesen Tätigkeiten zählten neben der Forschungstätigkeit, die Abteilungen für Sexualbiologie, -pathologie und -ethnologie umfasste, unter anderem eine eigene Beratungsstelle, zahlreiche Publikationen, die in enger Zusammenarbeit mit dem ebenfalls von Schidrowitz betriebenen *Verlag für Kulturforschung*² erschienen, eine Vortragsreihe und der Aufbau eines umfassenden Archivs. Zu den leitenden Persönlichkeiten des Instituts zählten neben Schidrowitz, der Medizinalrat Bernhard A. Bauer (1882–1942), der Universitätsprofessor für Neurologie und Psychiatrie Ernst Sträussler (1872–1959), der Direktor der Städtischen Sammlungen Hermann Reuther (1882–1958), der Zoologe und Wissenschaftshistoriker Hofrat Dr. Anton Klima und der Arzt Oskar F. Scheuer (1876–1941) (vgl. Abb. 4). Zu den Abteilungsleitern des Instituts zählten außerdem der österreichische Psychologe Hermann Swoboda (1873–1963), der Berliner Mediziner Paul Fürbringer (1849–1930), der in Leipzig tätige Sexualwissenschaftler und Arzt Hermann Rohleder (1866–1934), der Chefarzt der Berliner Frauenklinik und Direktor des *Deutschen Institutes für Frauenkunde* Wilhelm Liepmann (1878–1939) und der in China tätige Polizeipräsident Dr. Rudolf Muck.

Wie Birgit Lang (2010) in Bezug auf die Fotografie des Institutsvorstandes bemerkt, entsprach diese ganz dem Selbstbild, das das *Institut für Sexualforschung* von sich selbst zeichnen wollte: »wissenschaftlich aktiv, auf dem neuesten Stand und gesellschaftlich/politisch anerkannt« (ebd.: 13). Dabei war dieses Bild durchaus umkämpft, wie ein genauerer Blick auf die Publikationsgeschichte des Instituts verrät.

-
- 2 Der *Verlag für Kulturforschung*, der neben Schidrowitz auch von August Amonesta und Gustav Ullmann betrieben wurde, begann seine verlegerische Tätigkeit bereits vor der Eröffnung des Instituts im Jahr 1925. Unter dem Deckmantel der Kulturforschung fokussierte der Verlag thematisch auf Sexualität und Erotik und publizierte mehrere Bände umfassende Titel wie zum Beispiel *Die fünf Sinne: Ihre Einflußnahme und Wirkung auf die Sexualität des Menschen*, *Allmacht Weib: Erotische Typologie der Frau* und das *Bilderlexikon der Erotik*.

Abb. 4: Der Vorstand des Instituts für Sexuallforschung von links nach rechts: Bernhard A. Bauer, Ernst Sträussler, Hermann Reuther, Leo Schidrowitz, Oskar Scheurer, Anton Klima



Quelle: Wienbibliothek im Rathaus, Secr-B-1036.

Sexualkunde zwischen Wissenschaft, Selbstinszenierung und Zensur

Ein zentrales Tätigkeitsgebiet des Wiener Instituts waren dessen diversen Publikationen. So gab das Institut unter anderem eine eigene Zeitschrift, das *Sexualkundliche Wissensmagazin*, heraus – wobei unklar ist, ob dieses nach der ersten Ausgabe eingestellt wurde, da keine weiteren Exemplare erhalten sind. Die erste Ausgabe dient vornehmlich der Eigenwerbung und wie Richard Kühl treffend bemerkte, herrschte hier der Superlativ (vgl. Kühl 2024: 199). So wird das *Institut für Sexuallforschung* als »größte Institution seiner Art auf dem Erdball...[mit]... internationale[r] Geltung« (Wienbibliothek, Secr-B-1036/2: *Sexualkundliches Wissensmagazin*: 2) beschrieben. Dies sei nicht zuletzt der besonderen Organisation des Wiener Instituts geschuldet, »die kaum eine andere wissenschaftliche Forschungsstätte aufweist« (ebd.). So habe das Institut gleich in zweiundsiebzig Ländern wissenschaftliche Korrespondenten, die »alles, was sich zur Kasuistik, Statistik und theoretischen Einzelgebieten ihres Arbeitsgebietes an interessantem Material ergibt« (ebd.: 2f.), an das Wiener Institut übermitteln. Der Radius dieser Korrespondenz reicht laut Eigenbeschreibung von Kirgisien über Indonesien bis Südamerika. Das daraus resultierende Archiv, auf das ich später noch genauer eingehe, sei daher besonders reichhaltig und die dazugehörige Bibliothek enthalte »alle

wesentlichen wissenschaftlich sexualbezüglichen Bücher und Zeitschriften« (ebd.: 4). Zudem sei die Beratungsstelle »stark in Anspruch genommen« (ebd.: 6) und »die Anmeldung Hilfesuchender aus aller Herren Länder« (ebd.) zeige, dass das Institut die »Zentralstelle sexualwissenschaftlicher Beratertätigkeit« (ebd.) schlechthin sei. Kurzum leistete das Wiener Institut laut eigenen Angaben »ernste Erkenntnisarbeit« (Institut für Sexualforschung 1930: 726) auf dem Gebiet der Sexualforschung und bewarb diese ausführlich in seinen Publikationen.

Inwiefern das Institut durch Wissensproduktion, die über die Bewerbung der eigenen Institution hinausgegangen ist, zu einem internationalen wissenschaftlichen Diskurs über Sexualität beigetragen hat, bleibt jedoch durchaus fraglich. Schlüsseltexte wie jene, die im Kontext von Hirschfelds immer wieder zum Vergleich herangezogenen Institut entstanden sind, lassen sich dem Wiener Institut jedenfalls nicht zusprechen (vgl. Kühl 2024: 217). Vielmehr ließe sich gerade mit Blick auf die Magazine und Broschüren laut Kühl schnell zu dem Urteil kommen,

dass es sich bei dieser Einrichtung und dem hauseigenen Verlag für Kulturforschung eigentlich nur um einen wissenschaftlich nutzlosen Prachtbau mit angeschlossener Druckerei gehandelt haben konnte – um ein auf Hochglanz poliertes, bestenfalls populärwissenschaftliches Unternehmen, das seine kommerziellen Interessen nur notdürftig verbergen konnte oder wollte. (Ebd.: 198f.)

Neben dem *Sexualkundlichen Wissensmagazin* agierte das Institut aber auch als Herausgeber für diverse vom *Verlag für Kulturforschung* publizierte Bände, darunter das über 4.000 lexikalische Einträge und 6.000 Illustrationen umfassende *Bilderlexikon der Erotik*, an dem zahlreiche namenhafte deutschsprachige Wissenschaftler, Ärzte, Juristen und Schriftsteller beteiligt waren. Das in vier Bänden zwischen 1928 und 1931 erschienene *Bilderlexikon* fokussiert auf die Kulturgeschichte der Sexualität (1928), auf literarische und künstlerische Abhandlungen zu Erotik (1929) sowie auf Sexualwissenschaft (1930) in ihren medizinischen, juristischen und sozialen Aspekten. Ein Ergänzungsband (1931) enthält zusätzliche Abbildungen und Nachträge. In gewisser Weise sind die Werke ein Sammelsurium, was mit der Haltung des Instituts übereinstimmt, alles, was dem Bereich der Sexualität im weitesten Sinne zuzuordnen sei, abzubilden. Gleichzeitig macht sich die kulturwissenschaftliche Ausrichtung des Instituts bemerkbar: So sind die lexikalischen Einträge mit allerlei Abbildungen,

Zeichnungen, Karikaturen, aber auch Referenzen auf zeitgenössische Gemälde und Ähnlichem versehen. Als Provenienz der Fotografien und Zeichnungen wird dabei häufig lediglich das *Institut für Sexualforschung, Wien* angegeben.

Nicht zuletzt auf Grund der ausufernden Bebilderung stand das *Bilderlexikon der Erotik* 1931 im Mittelpunkt einer Urheberrechtsklage, die der Buchhändler C. W. Stern gegen den *Verlag für Kulturforschung* erhoben hatte. C. W. Stern bezichtigte die Herausgeber des Werks gleich mehrere Bilder veröffentlicht zu haben, deren Rechte dem *Verlag C. W. Stern* gehörten und welche ihrerseits wiederum einige Jahre zuvor Gegenstand eines Prozesses wegen der Verbreitung unsittlicher Schriften waren. Das *Institut für Sexualforschung* wies die Klage zurück, beharrte darauf, die Illustrationen gemäß dem Urheberrechtsgesetz als Bildzitate verwendet zu haben und beteuerte den wissenschaftlichen Wert seiner Publikation (vgl. »Urheberrecht an erotischen Bildern« 1931a: 5; dass. 1931b: 4). Es ist unklar, wie der Prozess ausgegangen ist, der Verdacht der Urheberrechtsverletzung und der Verbreitung pornografischer Inhalte war aber fortan an das Institut und den *Verlag für Kulturforschung* geheftet. Während das Institut versuchte, die Publikationen als objektive und wissenschaftliche Beiträge zum modernen Projekt der Sexualwissenschaft und der Geschichte der Sexualität darzustellen, wurde dieser Anspruch durch die mediale Darstellung des Falls als Urheberrechtsstreit über erotische Bilder immer wieder untergraben. In Deutschland wurden Publikationen aus dem Wiener Verlag ab 1930 zur Zielscheibe konservativer Kräfte (vgl. Kühl 2024: 219) und ab 1931 auch der Zensur (vgl. »Ein Wiener Schmutzwerk« 1931). Die österreichische Zensur folgte nach der autoritären Wende. So wurden 1937 – lange nachdem das Institut und der Verlag bereits ihre Tätigkeiten eingestellt hatten – die meisten Publikationen des Verlags aufgrund § 516 »Gröbliches und öffentliches Ärgernis verursachende Verletzung der Sittlichkeit oder Schamhaftigkeit« konfisziert.

»Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank«: Vom Sammeln, Sortieren und Verlieren

Das Kernstück des Instituts war jedoch dessen sexualwissenschaftliches Archiv. Bereits im Frühjahr 1930 erschien anlässlich der Eröffnung des Instituts unter dem Titel »Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank« ein Bericht über die umfangreiche Sammlung dieses Archivs, welche unter anderem Zugang zu den Gefühlswelten und Identitätsentwürfen devianter Subjekte zu versprechen schien:

Die Dinge in der Vitrine aber – erotische Kuriositäten aus der ganzen Welt – sind der weniger interessante Teil des neugeschaffenen Instituts. Von besonderer Bedeutung, auch für wissenschaftliche Zwecke, ist in erster Linie die Dokumentensammlung, die aus dem Besitz unzähliger Ärzte sonst nur schwer zugängliches Material enthält. Briefwechsel, sexualpathologischen Inhaltes, Zeichnungen, Gedichte und Tagebücher; *aus jedem einzelnen spricht mit quälendem Aufschrei das Zeichen seelischer Verirrung.* («Erotik in der Vitrine» 1930: 8; Hervorh. J.G.)

Das Archiv fungiert als Aufbewahrungsort historischer Affekte. An anderer Stelle heißt es über die Sammlung des Instituts:

Die Gerichtsakten erzählen viel. Mehr aber erzählen die Briefe. Gellende Schreie der Not Sexualverirrter. Fürchterliche Abgründe tun sich auf. Ahnt die große Masse das unfassbar endlose Leid der sexuell Geknechteten! Das Satanische der Sadisten, Masochisten, Fetischisten, Travestiten und Metatropisten. (Konta 1930: 3)

Die Vitrinen und Aktenschränke des *Instituts für Sexualforschung* schienen also nicht nur »Kuriositäten aus der ganzen Welt« (vgl. »Erotik in der Vitrine« 1930) zur Schau zu stellen und die Logiken der Inszenierung des kolonialen Spektakels fortzuschreiben, sondern auch eine Sammlung zahlreicher Dokumente zu beherbergen. Dass die Sammlung unter anderem auch Spuren von nicht-normativen Geschlechtsformationen und Subjekten enthielt, wird anhand einiger Fotografien und Zeichnungen von »Transvestiten« und »Hermaphroditen« deutlich, welche in dem vom Institut herausgegebenen *Bilderlexikon der Erotik* abgebildet und mit der Provenienz des Instituts versehen sind. Vermutlich wurden diese entweder durch das Ankaufen spezifischer Nachlässe erworben, dem Institut über seine medizinischen Korrespondenzen zugespielt oder von Hilfesuchenden direkt an das Institut gesendet.

Die Sammlung enthielt einerseits Briefe, Tagebücher, Gerichtsakten, medizinische Fallgeschichten, Zeichnungen und Fotografien, andererseits aber auch historische Zeitungsartikel über lokale Angelegenheiten und Gerichtssaalberichte sowie sexualkundliche Literatur. In seinen Schauräumen zeigte das Institut darüber hinaus eine der »reichsten Sammlungen phallischer Amulette, Votivgaben und Grotesken aus Ägypten, Griechenland und dem vorchristlichen Rom« (Wienbibliothek, Secr-B-1036/2: *Sexualkundliches Wissensmagazin*: 4). Erst die Kategorisierung und Katalogisierung bringt die-

se chaotische Ansammlung von Objekten und Artefakten in eine kohärente Wissensordnung. Die Gesamtheit der Sammlung und deren Katalogisierung wird im zugehörigen Eintrag des *Bilderlexikons der Erotik* folgendermaßen beschrieben:

Das Material des Wiener Instituts gliedert sich in folgende Abteilungen und Sammlungen: I. Anschauungsmaterial: a) Musealobjekte (volkstümliche Gebrauchsgegenstände aus allen Kulturepochen: Objekte, die die Volksbräuche und Volkssitten im Geschlechtsleben aller Völker und Zeiten zum Ausdruck bringen). – b) Lichtbildarchiv. Die Sammlung umfaßt derzeit etwa 10.000 Photos. – c) Sammlung graphischer Darstellungen, d. i. noch nicht reproduzierter Originalgraphiken erotischen Inhalts von künstlerischer Bedeutung und Ausdruckszeichnungen von sexualpathologisch veranlagten Personen. – II. Dokumentenarchiv: Es enthält sowohl historisches Material (Aktenabschriften vom 16. Jahrhundert bis heute), als auch sexualpathologische Dokumente (Originalbriefe und -bekenntnisse sexualpathologischer Personen), ferner Stammbblätter mit Krankengeschichten aus der Beratungsstelle des Institutes selbst und aus den Sprechstunden von mit dem Institut in Korrespondenz stehenden Fachärzten. – III. Institutsbibliothek: Sie teilt sich 1) in die eigentliche Bücherei mit zahlreichen Werken, die in den öffentlichen Bibliotheken meist sekretiert sind, d.h. im sogenannten ›Giftschrank‹ stehen, 2) in eine Separatasammlung mit Hunderten, seit mehr als 10 Jahren gesammelten Sonderabdrücken von einschlägigen Aufsätzen aus medizinischen Wochenschriften, 3. In ein Zeitungsarchiv mit Tausenden, durch etwa 20 Jahre zurückführenden Zeitungsausschnitten und 4. in eine Bibliographische Materialsammlung [...]. – IV. Organisationsaktenarchiv: Es enthält Satzungen, Nachrichten, Erhebungsbögen, Flugschriften u. dgl. (Institut für Sexualforschung 1931: 727f.)

Das *Institut für Sexualforschung* inszenierte seine Sammlung dabei als allumfassendes und bedeutsames Archiv, welches den Anspruch erhob, einen vollständigen Überblick über jegliche Phänomene des Sexualitäts- und Geschlechtslebens vom Mittelalter bis zur Neuzeit, auf allen Kontinenten und in allen Nationen geben zu können. Einige Kategorien seiner Sammlung würden sich teilweise sogar durch eine »100 %ige [...] Komplettheit« (Wienbibliothek, Secr-B-1036/2: *Sexualkundliches Wissensmagazin*: 4) auszeichnen. Durch die durch das Archiv produzierte Klassifikationen und Wissensordnungen sowie den regulierten Zugang zu seinen Schauräumen und Sammlungen, welche nur nach Vorweis eines wissenschaftlichen Interesses besucht werden durf-

ten, schaffte das Institut eine Aura der wissenschaftlichen Autorität rund um dessen Sammlung und verdeckte so gleichsam das der Sammlung zugrundeliegende Chaos der so verschiedenen Artefakte und Objekte, welche erst durch deren Kategorisierung im Archiv in eine vermeintlich kohärente Beziehung miteinander gebracht wurden (vgl. Abb. 5).

Wenige Monate nach der offiziellen Eröffnung des Instituts beteiligte es sich mit Objekten aus seiner Sammlung an einer großen Ausstellung, die anlässlich des im September 1930 in Wien stattfindenden Kongresses der *Weltliga für Sexualreform* gezeigt wurde. Neben als sexualwissenschaftlich relevant eingestuftem Artefakten renommierter Museen sowie Schaustücken der Pharmaindustrie präsentierte das *Institut für Sexualforschung* dort vor allem seine volkscundliche Sammlung. Der breiten Öffentlichkeit blieb der Zutritt zu dieser Ausstellung ebenso wie zu den regulären Schauräumen und dem Archiv des Instituts jedoch verwehrt, es sei denn wissenschaftliches Interesse und eine entsprechende Legitimation konnte nachgewiesen werden (vgl. WStLA, Stiftungen allgemein, A1.121).

Abb. 5: Schauraum des Institutes für Sexualforschung in Wien



Quelle: Wienbibliothek im Rathaus, Secr-B-1036.

Abb. 6: Gegenständliches Material der Sammlung des Instituts für Sexualforschung



Quelle: Wienbibliothek im Rathaus, Secr-B-1036.

Diese Logiken wirken bis heute nach. So findet sich in der *Wienbibliothek im Rathaus*, dem Archiv der Stadt Wien, das einzige erhaltene Exemplar der ersten Ausgabe der vom Institut herausgegebenen Broschüre *Sexualkundliches*

Wissensmagazin. Enthalten im Nachlass des österreichischen Autors und Erotika-Sammlers Felix Batsy, ist dieses Leser_innen jedoch nur unter Angabe eines intelligiblen Forschungsinteresses und begleitet vom aufmerksamen Blick der Archivar_innen möglich. Der Zugang zu diesem als pornografisch gewertetem Artefakt ist also ähnlich wie der Zugang zum Archiv des *Instituts der Sexualwissenschaft* von den Restriktionen und Überwachungslogiken bestimmt.

Der heutige Verbleib des Archivs des Wiener *Institut für Sexualforschung* ist ungeklärt. Nicht nur gilt die Sammlung des Instituts als unauffindbar, auch der weitere Verlauf der Geschichte des Instituts gibt bis heute Rätsel auf. So lässt sich anhand historischer Zeitungsartikel nachvollziehen, dass das Institut ab 1931 eine Vortragsreihe veranstaltete, welche sich unter anderem mit Sexualität und Strafrecht, Vererbung, sexueller Psychopathologie sowie Kultur- und Sittengeschichte befasste. Diese war zwar ausschließlich zur Weiterbildung von Ärzten und Juristen gedacht und »nur für fachlich legitimierte und wissenschaftlich interessierte Hörer bestimmt« (»Das Institut« 1931), die Vorträge wurden jedoch regelmäßig in verschiedenen Wiener Zeitungen beworben, bis diese Ankündigungen im März 1932 schlagartig abbrachen. Zusammen mit den Vortragsankündigungen verschwand auch das *Institut für Sexualforschung* komplett aus der österreichischen Berichterstattung, ohne irgendwelche Spuren seiner weiteren Geschichte oder Ansätze zu einer Erklärung des plötzlichen Verschwindens zu hinterlassen.

Über politische Zusammenhänge mit den österreichischen Gemeinde- und Landtagswahlen im Frühjahr 1932, in denen sich bereits ein Jahr vor Errichtung des austrofaschistischen Ständestaates ein starker Stimmgewinn der Nationalsozialisten abzeichnete, und dem Antritt der Bundesregierung unter Engelbert Dollfuß im Mai desselben Jahres lässt sich nur spekulieren. Sicher ist, dass die Sexualwissenschaft in den Augen der Nationalsozialist_innen als »jüdische Wissenschaft« galt und der Institutsleiter Leo Schidrowitz in diesem Zusammenhang ins Visier antisemitischer Propaganda geriet. Ebenso wie Hirschfeld wurde auch Schidrowitz im antisemitischen Pamphlet *Deutschland und die Judenfrage*, welches die Sexualwissenschaft als Pornografie und Bedrohung von Ehe und Familie darstellte, namentlich genannt und denunziert (vgl. Marschik/Spitaler 2015: 51). Richard Kühl (2024) bezeichnet die antisemitische Hetze gegen das Wiener Institut als »eine in der historischen Forschung weithin übersehene, zeitgenössisch aber vielbeachtete mediale Vorgeschichte der Bücherverbrennung von 1933« (ebd.: 218f.), bei der bekanntermaßen auch Bücher aus der wenige Tage zuvor geplünderten Bibliothek von Hirschfelds Institut verbrannt wurden.

Schidrowitz selbst gelang gemeinsam mit seiner Ehefrau und seinen Kindern kurz nach dem sogenannten Anschluss die Flucht nach Brasilien. Von den anderen Vorstandsmitgliedern überlebten nur Hermann Reuther und Ernst Sträussler. Anton Klima und Bernhard Bauer verstarben vor Ende des Krieges, während der Leiter der Beratungsstelle des Instituts, Oskar F. Scheuer, 1941 im Ghetto Łódź ermordet wurde. Obwohl Schidrowitz den Krieg überlebte und 1949 nach Wien zurückkehrte, griff er seine Arbeit im Feld der Sexualwissenschaft nicht wieder auf, sondern arbeitete stattdessen bis zu seinem Tod 1956 als Referent beim österreichischen Fußball-Bund. Ebenso wie die anderen Mitarbeiter des Instituts, die den NS überlebten, schwieg auch Schidrowitz nach 1945 über seine Arbeit am Institut (vgl. Kühl 2024: 223). Ob das *Institut für Sexualforschung* 1932 seine Arbeit freiwillig oder unter Zwang einstellte, bleibt ebenso unbeantwortet wie die Frage, ob es Schidrowitz im Zuge seiner Flucht gelang, die Besitztümer des Instituts vor der Vernichtung zu retten. Denn das vormals so reiche Archiv des *Instituts für Sexualforschung* gilt als verloren.

(K)Ein »Wiener Magnus Hirschfeld«: Vaterkomplexe und historische Imaginationen

Ein Grund, warum das Wiener Institut innerhalb von trans* Geschichtsschreibung bislang keine Aufmerksamkeit erfahren hat, liegt sicherlich auch darin, dass das *Institut für Sexualforschung* zwar dezidiert als dem Berliner Institut von Magnus Hirschfeld »gleichartige Forschungs- und Lehrstätte« (Institut für Sexualforschung 1931: 725) gegründet wurde, es im Gegensatz zu Hirschfelds Institut jedoch nicht als Klinik fungierte und keine therapeutischen Abteilungen unterhielt. Auch gibt es keine Anhaltspunkte dafür, dass das Wiener Institut in ähnlicher Weise wie Hirschfelds Institut in Berlin als Zufluchtsort oder sozialer Treffpunkt für queere, trans* und geschlechter-nichtkonforme Menschen fungierte.

Dennoch unterhielt das Wiener Institut eine Beratungsstelle und auch wenn deren genaue Tätigkeit aus heutiger Sicht schwer einzuschätzen ist (vgl. Kühl 2024: 215), lässt sich spekulieren, dass die – zumindest laut institutseigenen Angaben – »stark frequentierte« Beratungsstelle als wichtige Schnittstelle zwischen den Personen, die nach geschlechtsangleichenden Behandlungen suchten, und den Ärzten und Chirurgen, die solche anboten, fungiert haben könnte. Aufgrund der alle Bereiche von Geschlecht und menschlicher Sexualität umfassenden Ausrichtung des Instituts lässt sich darüber hinaus vermuten, dass die Beratungsstelle des Wiener *Instituts für*

Sexuallforschung anders als die zeitgleich existierenden Ehe- und Sexualberatungsstellen nicht ausschließlich auf heterosexuelle Paare ausgerichtet war, sondern ein diverseres Publikum ansprach. Es war zumindest darum bemüht, eine breite Klient_innenbasis aufzubauen, wie die *Beratungsscheine* des Instituts suggerierten. Diese waren als abtrennbare Formulare in den Büchern des *Verlags für Kulturforschung* enthalten, luden die Leser_innen ein, persönliche Fragen zu »physiologischen oder pathologischen Sexual- respektive Eheproblemen« per Post an das Institut zu richten und versprachen individuelle, unentgeltliche ärztliche Beratung. In Fällen, wo eine Beratung nicht ausreichend erschien, verwies das Institut die Beratungssuchenden an in Frage kommende Fachärzte (vgl. Institut für Sexuallforschung: 726). Darüber hinaus warb das Institut damit, »in Fällen der Mittellosigkeit des Patienten, [würden] die Kosten der Behandlung bei dem durch den Patienten frei gewählten Arzt durch das Institut getragen« (Wienbibliothek, Secr-B-1036/2: *Sexuallkundliches Wissensmagazin*: 5f.).

Warum also bleibt die Geschichte des Wiener Instituts nicht nur innerhalb der trans* Geschichte, sondern auch der Geschichte der Sexualwissenschaft weitestgehend unerzählt? Warum kehren wir stattdessen immer wieder zu Magnus Hirschfeld und zur Geschichte der Weimarer Republik zurück? Zwar hinkt der Vergleich mit Hirschfeld aufgrund der nicht annähernd so weitreichenden wissenschaftlichen und politischen Bedeutsamkeit des Wiener Instituts und seiner Mitarbeiter und Leo Schidrowitz war bei weitem kein »Wiener Magnus Hirschfeld« (Patka 2022, zit. in Kühl 2024: 198). Doch weitere Gründe für die eklatante Abwesenheit des Wiener Instituts sind sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass Schidrowitz aufgrund seiner doch eigentümlichen Geschichte – vom Verleger zum Sexuallforscher zum Fußballreporter – weniger Anknüpfungspunkte für eine heroische und romantisierte Vergangenheitserzählung bietet und auch das Institut mitsamt seiner maßlos erscheinenden Selbstverherrlichung und seinem obskuren Verschwinden eine solche Narration zu verweigern scheint. Schidrowitz eignet sich nicht gerade als Vaterfigur trans*-historischer Imaginationen: Der fußballbegeisterte, ernst dreinblickende Wissenschaftler lässt einfach nicht die gleiche emotionale Verbundenheit zu, die Magnus Hirschfeld in dominanten Erzählungen der trans* Vergangenheit zu evozieren scheint. In anderen Worten: Die Geschichte des Wiener Instituts und seiner Mitarbeiter passt nicht zu gegenwärtigen Bestrebungen, sich die trans* Vergangenheit entweder als eine unabgeschlossene Emanzipationsgeschichte oder als eine warnende Erzählung über das Wiederaufleben des Faschismus in der Gegen-

wart vorzustellen (vgl. Chu/Drager 2019; Nunn 2024). In diesem Sinne wird das Wiener Institut den affektiven Anforderungen der Trans Studies hinsichtlich der sexualwissenschaftlichen Vergangenheit nicht gerecht, da es uns keine geradlinige Geschichte von Unterwerfung und verhinderter Befreiung bietet, sondern eher ein diffuses Bild eines Instituts, das in seinem Kern ein sehr chaotisches Unterfangen war und versuchte dies unter dem Deckmantel der Wissenschaft zu verbergen. Darüber hinaus bietet es uns – nicht zuletzt aufgrund des verlorenen Archivs – keinen Zugang zu trans* Subjekten in der Vergangenheit. Ganz unabhängig von der Frage, wie problematisch ein solcher Zugang sich gestalten würde, ist er im Fall des Wiener Instituts aufgrund der fehlenden Spuren schlichtweg unmöglich.

Verloren und doch nicht leer: Archivale Affekte und beunruhigende Bindungen

Und dennoch: Das Versprechen der Fülle des Archivs bleibt. Die »quälenden Aufschreie« (»Erotik in der Vitrine« 1930) der verlorenen Dokumente klingen in der Gegenwart nach und animieren nicht zuletzt auch bei mir den Wunsch, jene Subjekte aus den Ruinen des Archivs zu bergen, deren Stimmen diese Schreie ausstießen. Ich bin bei weitem nicht immun gegen die Affekte, die das verlorene Archiv auch in der Gegenwart animiert. Der Verlust des Archivs scheint das Versprechen sogar noch zu intensivieren. »The loss of stories sharpens the hunger for them«, wie Hartman (2008: 8) so treffend formuliert. Angetrieben vom Archivfieber, das Derrida als »compulsive, repetitive, and nostalgic desire for the archive, an irrepressible desire to return to the origin« (1996: 91) beschreibt, bleibt doch stets die Hoffnung auf der nächsten Seite, im kommenden Ordner, an einem anderen Ort endlich die Spur zu finden, die das Archiv und die in ihm gelagerten Geschichten wiederherstellt. Gleichzeitig ist dieses Begehren von seiner eigenen Unmöglichkeit begleitet. Der Verlust des Archivs fordert die Logiken des Extrahierens und Wiederherstellens fundamental heraus.

Was könnte es angesichts dessen bedeuten, diese Hoffnung auf das vergebliche Wiederfinden aufzugeben und anstelle von Verlust und Abwesenheit des Inhalts, die fragmentarischen Anwesenheiten des Archivs als Archiv selbst in den Mittelpunkt zu stellen? Was passiert, wenn wir das verlorene Archiv nicht länger als unauffindbare Quelle betrachten, sondern stattdessen das Archiv und dessen Formation in den Mittelpunkt stellen? Mit Anjali Arondekar

gesprochen, ließe sich fragen: »can an empty archive also be full?« (Arondekar 2009: 1), denn wie Carolyn Steedman (2002: 11) argumentiert, ist Abwesenheit nicht gleichbedeutend mit Leere. Was passiert also, wenn wir das Archiv nicht länger als verlorenes Objekt betrachten, sondern als Gespenst? Gleichzeitig versucht eine solche Herangehensweise auch dem Impuls zu widerstehen, das Institut als wenig vielversprechendes Objekt der trans* Vergangenheit zu verwerfen (vgl. Amin 2017: 9). Wenngleich die Inhalte des Archivs – die Briefe, Tagebücher und Krankenakten – wohl im Abyss der Geschichte verschollen sind, eröffnet die Perspektive auf das, was geblieben ist, den Blick auf eine andere Geschichte der Anwesenheit des Archivs. Statt des unwiederbringlichen Verlusts der Inhalte geraten so Momente der geisterhaften Präsenz des Archivs selbst in den Fokus.

In seiner Analyse des visuellen Archivs der Versklavung bietet Stephen Best (2011) zwei Arten an, über Abwesenheiten im Archiv nachzudenken. Während die erste Perspektive Abwesenheit als das Gegenteil von Anwesenheit versteht, weist das zweite Verständnis von Abwesenheit auf die Erfahrung der Unmöglichkeit der Wiederherstellung hin. Letzteres Verständnis lädt dazu ein, historische Quellen nicht als verloren oder (wieder)gefunden, sondern stattdessen als »undiscovered[,] [u]nanswered[,] [o]bscured« (Best 2011: 156) zu verstehen. Denn die erhaltenen Beschreibungen und Abbildungen des Archivs beschwören nicht nur ein Gefühl der (vergangenen) Fülle des Archivs herauf, sondern sie konfrontieren uns auch mit dem Paradox der (teilweise visuellen) Anwesenheit als abwesend geltender Objekte. Trotz ihrer Dokumentation entziehen sie sich unserem Zugriff, wir können weder ihre Provenienz nachvollziehen noch die Bedeutungen, mit denen sie im Archiv belegt wurden. Sie sind anwesend und abwesend zugleich. Diese anwesende Abwesenheit stellt das Narrativ des leeren Archivs grundlegend in Frage und lädt zu einer Re-Perspektivierung ein, die nicht länger nach dem Inhalt, den verlorenen Objekten des Archivs, sucht, sondern stattdessen die Spuren des Archivs, dessen Form und Konstitution, in den Blick nimmt. Gerade die Art und Weise, wie das verlorene Archiv den affektiven Antrieb herausfordert, Subjekte zu finden, die dem gegenwärtigen Verständnis von queer und trans* Identitäten ähneln, erlaubt es uns nicht nur, die Art und Weise zu sehen, in der die Sexologie Wissen aus einer chaotischen Fülle schuf. Vielmehr rückt eine solche Aufmerksamkeit für die Oberfläche des Archivs auch seine rassistischen und kolonialen Formationen in den Vordergrund. Denn was uns die erhaltenen Texte und Fotografien unter anderem vermitteln, ist die dem Archiv zugrundeliegende Verflechtungsgeschichte.

Bei der Durchsicht der wenigen visuellen Spuren, die das Wiener *Institut für Sexualwissenschaft* hinterlassen hat, fällt auf, dass sich darunter auch zwei Fotografien des Archivs selbst befinden (vgl. Abb. 5 und 6). Beide Bilder zeigen die Sammlung ethnologischer Artefakte, die vermutlich im Zuge kolonialer Reisen und wissenschaftlicher Unternehmungen in das Wiener Archiv gelangten. Während sich diese Objekte unserem Zugriff entziehen und wir weder ihre Herkunft noch die Bedeutungen, die das Archiv ihnen verliehen hat, nachvollziehen können, würde die Behauptung, sie seien abwesend, die sehr konkrete Art und Weise ignorieren, in der sie sich als das Herzstück des sexologischen Archivs präsentieren. Doch auch hier lässt uns das Archiv mit der Gewissheit zurück, den Ursprung dieser Artefakte und ihren Weg in diese Sammlung nicht rekonstruieren zu können. Sie zeigen jedoch auf, dass ein beständiges Kreisen um den Verlust des Archivs und den Topos der Leere mitunter Gefahr läuft, die Quellen zu ignorieren, zu denen wir Zugang haben (vgl. Hachemi Yekani 2021: 279). Anstelle der Suche nach versteckter Bedeutung und verborgener Geschichte kann demnach ein Lesen der Oberfläche des Archivs, eine Praxis die Stephen Best und Sharon Marcus (2009) als *surface reading* bezeichnen, unsere Aufmerksamkeit dafür schulen, die Formen der Anwesenheit und Präsenz im Archiv wahrzunehmen, welche durch das Rezitieren der Abwesenheit und des Verlusts nur allzu oft in den Hintergrund gedrängt werden. Statt nach den verlorenen Tagebüchern und abwesenden Fotografien zu suchen, in der Hoffnung, dass diese Objekte uns einen Zugang zu historischen Subjektivitäten erlauben (vgl. Arondekar 2005: 21), kann eine Abkehr vom Narrativ des Verlusts und der Abwesenheit die historischen Verflechtungen des Archivs sichtbar machen. Eine solche Perspektivierung fördert die Prägung des Archivs durch unerklärliche und unvorhergesehene Ereignisse sowie die Gleichzeitigkeit von Anwesenheit und Abwesenheit, Fülle und Leere sowie das geisterhafte Nachleben, welches das Archiv animiert, zu Tage.

4. Geschlecht als Experiment: Eugen Steinach und die »künstliche Geschlechtsumwandlung«

Hearken unto me, fellow creatures. I who have dwelt in a form unmatched with my desire, I whose flesh has become an assemblage of incongruous anatomical parts, I who achieve the similitude of a natural body only through an unnatural process, I offer you this warning: the Nature you be-devil me with is a lie. Do not trust it to protect you from what I represent, for it is a fabrication that cloaks the groundlessness of the privilege you seek to maintain for yourself at my expense. You are as constructed as me; the same anarchic womb has birthed us both. I call upon you to investigate your nature as I have been compelled to confront mine. I challenge you to risk abjection and flourish as well as have I. Heed my words, and you may well discover the seams and sutures in yourself.

— Susan Stryker, »My Words to Victor Frankenstein«, 1994

In einem Ausstellungsraum eines Berliner Museums sind auf einer massiven Stellwand zahlreiche runden Plaketten mit Abbildungen und Namen befestigt. Sie zeigen Sexologen, Ärzte, ihre Institutionen und Publikationen, darunter auch der bereits erwähnte Magnus Hirschfeld und sein *Institut für Sexualwissenschaften* in Berlin, sowie bekanntere und weniger bekannte trans* Personen

wie etwa Lili Elbe¹ und Christine Jorgensen.² Verschieden schattierte vertikale Säulen unterteilen die Stellwand in räumlich und zeitlich definierte Zonen: Wien (1910–1940), Berlin (1900–1933), New York (1880–1966) und San Francisco (1904–1966) – sowie weniger prominent am Rande zu einer Säule gruppiert: Kopenhagen (1951–1955), Amsterdam (1954–1955) und Casablanca (1956–1976). Diese Einteilung, welche auf bedeutsame medizinische Interventionen und politische Brüche hinweisen soll (vgl. Timm et al. 2020: 12), wird von etlichen roten und schwarzen Fäden durchkreuzt, welche sich zwischen den einzelnen Plaketten zu einem weit gefächerten Netzwerk aufspannen, das sich an bestimmten Knotenpunkten verdichtet. Die Fäden symbolisieren den Austausch und die Mobilität von Ideen, Geschichten aber auch einzelner Körper, die sich vorwiegend zwischen Westeuropa und Nordamerika hin und her bewegten und den Atlantik vielfach überkreuzten (vgl. Abb. 7).

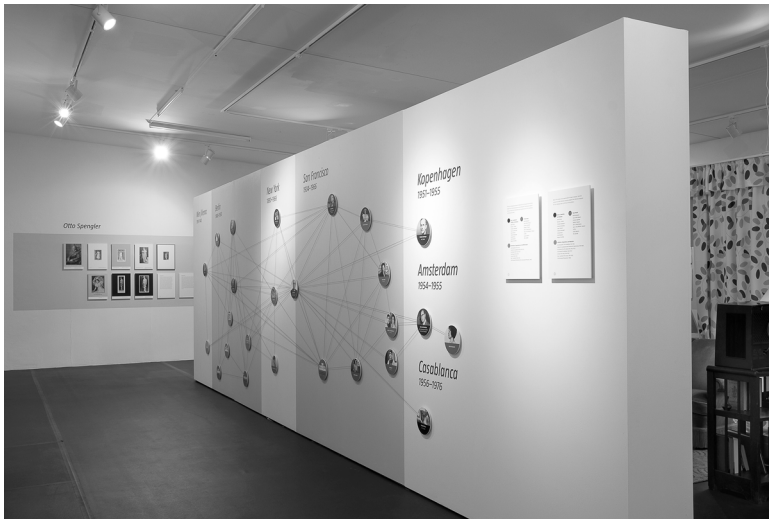
Die Netzwerkwand ist das prominenteste Element der Ausstellung *Trans-Trans: Transatlantische Transgender Geschichte*, welche im November 2019 im Schwulen Museum Berlin eröffnet wurde.³ Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen die unerzählten Geschichten eines Netzwerks von Individuen, die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Briefe und Postkarten schickten, ihre Ideen in professionellen und privaten Kontexten teilten, Bücher und Magazine herausgaben und über Grenzen hinweg gereist sind, um sich zu treffen, Wissen auszutauschen oder medizinische Behandlungen in Anspruch zu nehmen.

Trans* Geschichte – das ist das Kernstatement nicht nur dieser Wand, sondern der gesamten Ausstellung – ist demnach die Geschichte eines zeitliche und geografische Grenzen überschreitenden Netzwerkes, in dem trans* Personen eine entscheidende Rolle spielten. Die Ausstellung greift dafür auf die rei-

- 1 Die dänische Malerin Lili Elbe (1882–1931) wurde durch ihre Biografie *Fra mand til kvinde* (1931), die ein Jahr später als *Ein Mensch wechselt sein Geschlecht: Eine Lebensbeichte* auf Deutsch erschien, berühmt. Zuletzt erhielt ihre stark abgewandelt und fiktionalisierte Geschichte durch den Film *THE DANISH GIRL* (USA, 2015) erneut große Aufmerksamkeit. Elbe wird häufig (fälschlicherweise) zugeschrieben, die »erste« trans* Person zu sein, an der 1931 eine geschlechtsangleichende Operation durchgeführt wurde.
- 2 Christine Jorgenson (1926–1989) wurde nach ihrer Rückkehr in die USA durch sensationalistische Zeitungsberichte, die über ihre geschlechtsangleichende Operation in Dänemark berichteten, zu Beginn der 1950er Jahre international bekannt. Auch sie wurde als die »erste« trans* Person dargestellt, die sich einer geschlechtsangleichenden Operation unterzogen haben soll.
- 3 Kuratiert von Alex Bakker, Rainer Herrn, Michael Thomas Taylor und Annette F. Timm.

chen Archive der europäischen und nordamerikanischen Sexualwissenschaft, Medizin und Endokrinologie zurück und ergänzt diese mit privaten Kollektionen, die aufzeigen, dass trans* Personen an der Wissensproduktion über sich und ihre Körper beteiligt waren. Sie wandten sich selbst an Ärzte und Sexualwissenschaftler, schickten ihnen Fotografien und lange Berichte zu, aber kreierten auch in eigenen Publikationen gemeinsames Wissen. Ein Video zum Abschluss der Ausstellung, das Interviewausschnitte mit trans* und nicht-binären Personen zeigt, spannt den zeitlichen Bogen schlussendlich bis zum 21. Jahrhundert und weist auf die Bedeutung und Kontinuitäten dieser Geschichte hin.

Abb. 7: Die Netzwerkwand in der TransTrans Ausstellung, Schwules Museum, Berlin 2019–2020



Quelle: Schwules Museum Berlin, Foto: Paul Sleev.

Mit der titelgebenden Verdoppelung *TransTrans* kündigte die Ausstellung an, komplexe Verbindungslinien entlang der Grenzüberschreitung von Geschlecht einerseits und Nationalstaaten und Kontinenten andererseits, die die Begriffe *transgender* und *transatlantisch* implizieren, in den Fokus zu rücken. Die Ausstellung wurde in ähnlicher Form bereits 2016 unter dem Titel *Trans*

Trans – Transgender Histories Between Germany and the United States, 1882–1966 in den *Nickle Galleries* der University of Callgary in Kanada gezeigt.⁴ Wenngleich viele der Exponate in Berlin mit dieser früheren Ausstellung identisch zu sein scheinen, fällt auf, dass der explizite Verweis auf den (Trans-)Atlantik damals nicht im Titel enthalten war, sondern stattdessen eine explizitere Verbindungsgeschichte zwischen Deutschland und den USA in das diskursive Zentrum der Ausstellung gesetzt wurde. *TransTrans* verwendet das Präfix *trans-* also nicht nur im doppelten Sinne, sondern verstärkt diese Verdoppelung noch durch das Schließen der Lücke zwischen beiden, wodurch die Nähe zwischen transatlantisch und transgender intensiviert wird.

Trotz seiner Prominenz wird der Atlantik in *TransTrans* allerdings als leerer Raum konzipiert, der zwar vielfach überkreuzt wird, der aber keinerlei Auswirkung auf die roten und schwarzen Fäden, die ihn überspannen, hat. Befreit von Spuren seiner gewaltvollen Geschichte und deren Nachwirkungen wird der Atlantik zu einer bedeutungslosen Schwelle, über welche sich ausschließlich weiße Körper hin und her bewegen. Verdichtet zu einem weißen Beziehungsgeflecht bleiben Schwarze Personen, Personen *of Color*, Indigene Personen und deren transatlantischen und transgender Geschichten abwesend. Stattdessen repräsentiert die Netzwerkwand *trans** Geschichte als weiße Geschichte. Durch diese Repräsentation wiederholt die Ausstellung die Struktur des klassischen Archivs, das, wie Syrus Marcus Ware treffend konstatiert, »always begins with whiteness« (Ware 2017: 171). Anhand von LGBT⁵ Archiven in Toronto beschreibt Ware, dass Schwarze queere Subjekte im Archiv immer wieder als »neu« gerahmt werden, und ihre Geschichten im Archiv als »nachträglich« und auf einer bereits bestehenden langen Tradition weißer queerer Geschichtsschreibung aufbauend konstruiert werden (vgl. ebd.: 172). Obwohl Ware hier über spezifische geopolitisch und kulturell verortete Archive nachdenkt, lässt sich seine Beobachtung nicht nur auf Praxen des Archivierens von *trans** und queerer Geschichte in Europa übertragen, sondern sie deckt sich auch mit der Zuschreibung an Schwarze Menschen und Personen *of Color*, immer wieder gerade erst anzukommen, keine Geschichte in und mit Europa zu haben (vgl. El-Tayeb 2011: 4). Indem Weißsein nicht nur permanent ins Zentrum der Geschichte gerückt wird, sondern darüber hinaus auch immer wieder zum Anfangspunkt jeder Geschichtlichkeit erklärt wird, markiert es die Grenzen des Denkbaren im Archiv.

4 Ebenfalls kuratierten von Rainer Herrn, Michael Thomas Taylor und Annette F. Timm.

5 Akronym für *Lesbian, Gay, Bisexual* und *Transgender*.

Was könnte es demgegenüber heißen, den Asterisk zwischen die beiden trans-Deskriptoren des Ausstellungstitels zu schieben, transatlantisch und transgender nicht länger als zwei voneinander trennbare Begriffe zu konzipieren und Wien als Teil des *Trans*Atlantik* (Sharpe 2016) zu verstehen? In anderen Worten: Wie kann *TransTrans trans** gelesen werden? Welche anderen Geschichten, unsichtbaren Fäden, unaussprechbaren Geschichten, gespenstischen Spuren und zum Schweigen gebrachten Verbindungen scheinen in einer solchen trans*analytischen Perspektivierung auf? Anhand des österreichischen Physiologen Eugen Steinach (1861–1944), dessen Plakette Österreich – oder genauer Wien – auf der *Netzwerkwand* der *TransTrans*-Ausstellung in das globale Geflecht der transatlantischen transgender Geschichten einschreibt, analysiert das folgende Kapitel die verwobenen Geschichten und historischen Verwerfungen, die seiner Forschung zu Drüsen, Hormonen und »künstlicher Geschlechtsumwandlung« zugrunde liegen und stellt dabei jene verdrängten Geschichten und flüchtigen Verbindungen in den Fokus, die dem, was die Ausstellung als »transgender Geschichte« hervorbringt, seine Form geben.

Eugen Steinach und die *Biologische Versuchsanstalt*

Abb. 8: Postkarte der *Biologischen Versuchsanstalt*



Quelle: Archiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften,
Nachlass Fritz Knoll, Karton 1, Mappe 2

Eugen Steinach wuchs in einer jüdischen Ärztefamilie in Hohenems in Voralberg auf und wechselte nach einem kurzen Studium an der philosophischen Fakultät in Genf 1880 an die medizinische Fakultät der Universität Wien, an der er 1886 promovierte.⁶ Nach seiner Habilitation an der Universität Innsbruck besetzte er zunächst eine außerordentliche Professur für Physiologie an der deutschen Universität Prag, bevor er 1912 nach Wien zurückkehrte und dort eine Stelle als Direktor der physiologischen Abteilung der neu gegründeten *Biologischen Versuchsanstalt* im Wiener Prater antrat (siehe Abb. 8; vgl. Soukup 2008: 20).

Die *Biologische Versuchsanstalt* wurde 1902 durch drei junge jüdische Wissenschaftler, den Zoologen Hans Przibram und die Botaniker Leopold von Portheim und Wilhelm Figdor, als private Forschungsinstitution gegründet und entwickelte sich bis zur ihrer Zerstörung 1938 zu einer der »weltweit wichtigsten experimentalbiologischen Forschungseinrichtungen« (Taschwer et al. 2016: 11; vgl. Müller 2017). Die *Biologische Versuchsanstalt* verfolgte ein alternatives Modell zur traditionellen Wissenschaftsorganisation der Universität, in dem sie an der Form des Experiments ausgerichtet ein interdisziplinäres Forschungsprogramm begründete, das Botanik, Zoologie, Physiologie und Chemie miteinander verband, um sich der Erforschung der Ontogenese – der Entwicklung individueller Organismen – und ihrer zeitlichen Abfolge zu widmen (vgl. Hofer 2002: 157ff.; Taschwer et al. 2016: 15). Das besondere Augenmerk der Wissenschaftler_innen lag dabei in der Erforschung physikalischer und chemischer Umweltfaktoren auf die Ontogenese. Die Idee der inhärenten Anpassungsfähigkeit und Formbarkeit von Organismen als Alternative zum biologischen Determinismus bildete das zentrale Paradigma der an der *Biologischen Versuchsanstalt* durchgeführten Forschung (vgl. Logan 2013: 25). Inspiriert von Wilhelm Rouxs Konzept der Entwicklungsmechanik versuchten die Forscher_innen die Entwicklung der Organismen durch mechanische und medizinische Eingriffe – wie etwa künstlich hergestellte Temperaturveränderungen oder Organtransplantationen – zu beeinflussen, um so Rückschlüsse auf die kausalen Zusammenhänge »normaler« Entwicklungsvorgänge anzustellen (vgl. Coen 2006: 496ff.; Sengoopta 2006: 58).

6 Seine wissenschaftliche Auseinandersetzung begann Eugen Steinach am Anatomischen Institut der Universität Wien bei Emil Zuckermandl, einem Anatom und Anthropologen, der 1875 den *Cranien-Band* der Novara-Sammlung veröffentlichte (vgl. Reiter 1999: 604; siehe auch Kapitel 2 im vorliegenden Buch).

Die umgebauten Räumlichkeiten des ehemaligen Aquariums erlaubten es den Forscher_innen der *Biologischen Versuchsanstalt*, zahlreiche Tiere für ihre Experimente zu züchten⁷ und deren Entwicklungsprozesse über einen längeren Zeitraum hinweg zu beobachten – im Gegensatz zur Universität, an der ein solches Forschungsdesign nicht möglich gewesen wäre, da Tierhaltung und experimentelle Zoologie dort verboten waren (vgl. Taschwer et al. 2016: 16). Die *Biologische Versuchsanstalt* galt daher nicht nur als »Brutstätte der modernen Biologie« (ebd.: 26), sondern versprach die zukunftsweisende Forschungsinstitution der gesamten Disziplin zu werden (vgl. Coen 2006: 495).

Doch nicht nur die Möglichkeit zur interdisziplinären und experimentellen Forschung an Versuchstieren zeichnete die *Biologische Versuchsanstalt* aus, vielmehr kann ihre Gründung auch als Reaktion auf antisemitische und sexistische Ausschlüsse an der Universität verstanden werden, die die Arbeits- und Karrieremöglichkeiten von Juden und Jüdinnen sowie Forscherinnen im Allgemeinen⁸ stark beschränkte (vgl. Taschwer et al. 2016: 36ff.; Walch 2016: 54; Coen 2006: 496). Die *Biologische Versuchsanstalt* wurde nicht nur von drei jüdischen Forschern gegründet und geleitet, sondern versammelte zahlreiche jüdische Mitarbeiter_innen und zeichnete sich durch einen besonders hohen Anteil an Forscherinnen aus (vgl. Taschwer et al.: 36; 50). Im Gegensatz zur Universität verstand sich die *Biologische Versuchsanstalt* zwar nicht als Unterrichtsanstalt, ihre Mitglieder engagierten sich aber dennoch in der von den Idealen der Aufklärung getragenen Volksbildung der Wiener Moderne, in dem sie zahlreiche öffentliche Vorträge hielten (vgl. Hofer 2002).

1914 überschrieben Przibram, von Portheim und Fidgeor die *Biologische Versuchsanstalt* mitsamt einem hohen Kapitalbeitrag an die *Kaiserliche Akademie der Wissenschaften*,⁹ um deren Existenz dauerhaft finanziell abzusichern (vgl. Hofer 2002: 171). Als Teil der Akademie der Wissenschaften erhielt die *Biologische*

7 Während viele der Tiere in der Umgebung des *Vivariums* heimisch waren, wie etwa Ratten und Kröten, unternahmen die Wissenschaftler_innen jedoch auch Forschungsreisen, um »tropische Versuchstiere« zu sammeln, zum Beispiel 1904 als Hans Przibram, Leopold von Portheim und Paul Kammerer in den Sudan reisten (vgl. Reiter 1999: 592).

8 Frauen wurden erstmals 1897 an der Universität Wien zugelassen, zunächst jedoch ausschließlich an der Philosophischen Fakultät. Die Medizinische Fakultät folgte 1900, die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät im Jahr 1919, Ende der 1920er die Evangelisch-theologische und, erst nach dem Zweiten Weltkrieg, die Katholisch-theologische Fakultät (vgl. Kniefacz 2019).

9 Heute die *Österreichische Akademie der Wissenschaften* (ÖAW).

Versuchsanstalt auch während des Ersten Weltkrieges und der folgenden Wirtschaftskrise staatliche Unterstützung, was auf ein staatliches Interesse an den Forschungsgebieten der *Biologischen Versuchsanstalt* und insbesondere an der Forschung Eugen Steinachs hindeutet, dessen Abteilung trotz immer knapper werdenden Ressourcen weiterhin Zuschüsse erhielt (vgl. Walch 2016: 54).

Doch auch Steinachs Forschungsarbeiten waren von der starken Inflation nach dem Ersten Weltkrieg betroffen, die Mitte der 1920er Jahre zu einer massiven Einschränkung der finanziellen Mittel der *Biologischen Versuchsanstalt* führte. Nicht zuletzt deshalb dürfte er im Dezember 1923 einen Vertrag für die »Herstellung und kommerzielle Verwertung von Organpräparaten, die aufgrund der Methoden und Forschungsergebnisse Steinachs aufgebaut sind und von denen unverzüglich Hoden- und Eierstockpräparate in Angriff genommen werden sollen« (Schering-Archiv B1-276) mit dem deutschen Pharmakonzern Schering geschlossen haben. Dieser Vertrag sicherte Steinach ein Gehalt sowie die Übernahme der Labor- und Personalkosten zu (vgl. Walch 2006: 156). Im Jahr 1928 führte diese Zusammenarbeit zur Entwicklung von *Progynon*, dem ersten als »Zyklushormon« vermarkteten hochkonzentrierten Ovarien-Organpräparat aus tierischen Substanzen.¹⁰ Zwischen 1920 und 1938 wurde Steinach für seine Arbeiten auf dem Gebiet der experimentellen Biologie, Physiologie und Endokrinologie mindestens neun Mal für den Nobelpreis nominiert, sollte ihn aber nie erhalten (vgl. Hansson et al. 2020).

Nach der Machtübernahme im März 1938 entließen die Nationalsozialist_innen alle jüdischen Forscher_innen der *Biologischen Versuchsanstalt*. Von den drei Gründern überlebte nur von Portheim die nationalsozialistische Herrschaft. Ihm gelang die Flucht nach Großbritannien, wo er seine Forschungen bis zu seinem Tod 1947 fortsetzen konnte. Figdor war noch im Januar 1938 vor der Machtübernahme der Nationalsozialist_innen verstorben. Prziham war zwar zunächst die Flucht nach Amsterdam geglückt, dort wurde er jedoch von Nationalsozialist_innen aufgegriffen und in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, wo er 1944 im Zuge der nationalsozialistischen Ideologie der »Vernichtung durch Zwangsarbeit« ermordet wurde. Die *Biologische Versuchsanstalt* selbst, die durch die Arisierung wissenschaftlich bereits

10 Zur Geschichte der Zusammenarbeit zwischen Eugen Steinach und der Schering A.G. siehe Walch (2016), zur Geschichte der Isolierung der chemischen Komponenten der »Sexualhormone« und der daraus entwickelten medizinischen Präparate (insb. der sogenannten »Antibabypille«) siehe Oudshoorn (1994), Preciado (2013 [2008]) und Osettag (2016).

in den Ruin getrieben worden war, wurde im März 1945 im Zuge der Kämpfe um Wien zwischen der Wehrmacht und der Roten Armee wahrscheinlich von der SS mit Granaten beschossen und endgültig zerstört (vgl. Stoff 2004: 224; Taschwer et al. 2016: 56ff.; Reiter 1999: 609ff.).

Steinach, der sich während des sogenannten Anschlusses Österreichs an das nationalsozialistische Dritte Reich in der Schweiz befand, kehrte nicht mehr nach Wien zurück und verstarb im Mai 1944 in der Nähe von Montreux. Seine Bibliothek, seine Forschungsunterlagen sowie sein privater Nachlass wurden noch im März 1938 durch die Nationalsozialist_innen beschlagnahmt und zerstört (vgl. Soukup 2008: 31, Stoff 2004: 35). Ähnlich wie Hirschfelds Institut in Berlin, das bereits 1933 durch die Nazis zerstört worden war, galt auch die *Biologische Versuchsanstalt* innerhalb der nationalsozialistischen Ideologie als Ort »jüdischer Forschung«, deren Ergebnisse und insbesondere Steinachs Forschungen eine Bedrohung für den als »arisch« imaginierten Volkskörper und dessen geschlechtliche und sexuelle »Reinheit« darstellten.¹¹ Daher sind es neben seinen wissenschaftlichen Publikationen, seiner Vertragsarbeit mit Schering und dem in Teilen erhaltenen Briefwechsel mit Harry Benjamin¹² vor allem die zahlreichen Artikel in Tageszeitungen und populärwissenschaftlichen Magazinen über seine Experimente und Forschungsergebnisse, sowie deren literarische und filmische Verarbeitungen, die Steinachs Spuren archivieren. Wenn ich im Folgenden also über die Archivierung Steinachs spreche, beziehe ich mich auf dieses lose Konglomerat an historischen Quellen, die an unterschiedlichen Orten – in verschiedenen institutionellen Archiven und Sammlungen – aufbewahrt werden.

Während Steinach und seine Forschungen für lange Zeit in Vergessenheit geraten waren, lässt sich ab Mitte der 2000er Jahre eine Wiederentdeckung Steinachs feststellen, und zwar insbesondere im Zuge wissenschaftshistorischer Studien, die sich mit der Geschichte der Hormonforschung und ihrem soziokulturellen und politischen Kontext befassen (vgl. Stoff 2004; Sengoopta

11 Nichtsdestotrotz basierten die unter anderem im Konzentrationslager Buchenwald von den Nazis an schwulen Gefangenen durchgeführten medizinischen Experimente auf den von Steinach und Lichtenstein entwickelten Thesen zur »Heilung« der Homosexualität, welche ich im Laufe des Kapitels noch genauer beschreiben werde.

12 Der Briefwechsel erstreckte sich von 1922 bis zu Steinachs Tod 1944 und wird in der *New York Academy of Medicine* archiviert. Zur Beziehung zwischen Eugen Steinach und Harry Benjamin siehe Chandak Sengooptas Artikel »Tales from the Vienna Labs« (2000), Heiko Stoffs Studie *Ewige Jugend* (2004), sowie Harry Benjamins Nachruf auf Eugen Steinach »Eugen Steinach, 1861–1944: A Life of Research« (1945).

2006; Logan 2013; Walch 2016). Auch innerhalb der *Trans Studies* findet seit einigen Jahren eine Auseinandersetzung mit den Arbeiten Steinachs statt, die sich vor allem auf Steinachs langjährige Zusammenarbeit mit dem Arzt und Sexualwissenschaftler Harry Benjamin bezieht. Dieser verstand sich zeitlebens als »Steinach-Schüler« und legte 1966 mit *The Transsexual Phenomenon* den Grundstein für die bis heute – wenn auch unter anderen Vorzeichen – andauernde diagnostische Klassifizierung von »Transsexualität«, was gleichzeitig auch die medizinische Transition als Behandlungsweg dieser Diagnose etablierte. *The Transsexual Phenomenon* enthält zudem mehrere Passagen, in denen sich Benjamin explizit auf Steinachs Forschungen bezieht. Steinach und Benjamin werden als ambivalente »[k]ey figures in trans research« (Gherovici 2017: 552) angesehen, die trotz der ihren Thesen zugrunde liegenden Pathologisierungen als Wegbereiter geschlechtsangleichender Operationen und Hormontherapien und nicht zuletzt auch als Ausgangspunkte von trans* Geschichte stilisiert.

Insbesondere die in den letzten Jahren erschienenen Arbeiten von Jules Gill-Peterson haben jedoch auf die Gefahren einer solchen Narration aufmerksam gemacht. Sie problematisiert nicht nur die mit einer solchen Erzählung einhergehende Überdeterminierung der medizinischen Deutungsmacht, welche Gefahr läuft, trans* Geschichte ausschließlich innerhalb dieser Logiken zu denken und somit einen Technodeterminismus (Gill-Peterson 2018a: 94) zu wiederholen, der behauptet, dass medizinische Wissensproduktion im 20. Jahrhundert trans* Subjektivitäten erst hervorgebracht hätte. Gill-Peterson verdeutlicht auch, dass eine an den verfügbaren Archivierungen von Steinachs Arbeiten – oder den Archiven anderer prominenter Mediziner und Sexualwissenschaftler – orientierte Geschichtsschreibung riskiert, zu einer unwägbaren Entwertung und Reduktion der Intelligibilität von *Trans of Color* und Schwarzem trans* Leben zu führen (vgl. Gill Peterson 2018b: 607). Die im Folgenden diskutierten Analysen von Steinachs Forschungsarbeiten und deren populärer Rezeption (s. Kap. 5 und 6) schließen an diese wichtigen Kritikpunkte an und folgen dabei Gill-Petersons Aufruf, die Archive der Medizin (und der Endokrinologie) nicht aufgrund ihrer epistemischen Limitationen zu verwerfen. Vielmehr gelte es stattdessen Lesepraxen zu entwickeln, die sich den in diese Archive eingeschriebenen Formen historischer Desubjektivierung zuwenden (vgl. ebd.: 617). Aufbauend auf den methodologischen Überlegungen zu trans* als Analytik und einem Denken von Trans* Geschichte(n) mit und durch den Asterisk (s. Kap. 1), widme ich mich zunächst Steinachs Theoriekorpus, um herauszuarbeiten, welches (kulturelles) Wissen

über Geschlecht Steinachs Forschungen leitete und durch ihn (re)produziert wurde. Sodann frage ich, welche Rolle dabei desubjektivierte rassifizierte und nicht-menschliche Körper einnahmen und welche zum Schweigen gebrachten Geschichten und Verflechtungen an den Rändern dieser Archive auftauchen, wenn diese nicht länger für ihre (verlorenen) Subjekte durchforstet werden.

Ratten im Archiv: Formbare Körper, moderne Transformationen

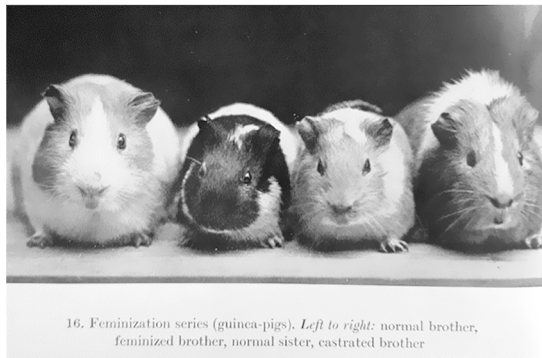
Eugen Steinachs Theoriekorpus, der sich thematisch von Thesen zur Bestimmung und Wandelbarkeit von Geschlecht, über Homosexualität bis zu Verjüngung und Vererbung erstreckt, kreist um ein zentrales Organ, das Steinach als »Pubertätsdrüse« bezeichnet. Dieses Organ, dessen Existenz Steinach seit Beginn seiner Forschungsarbeiten in der *Biologischen Versuchsanstalt* behauptete und schon bald als wissenschaftliche Tatsache und epistemisches »Ding« etablieren konnte (vgl. Walch 2016: 254), wurde von Steinach in den Gonaden – also in den Eierstöcken und Testikeln – lokalisiert. In Steinachs Konzeption ist die Pubertätsdrüse jedoch von den Keimdrüsen, die Eizellen und Spermien produzieren, zu unterscheiden, da sie unterschiedliche Funktionen hätten. Beide Drüsen befänden sich zwar in den Gonaden, stünden jedoch in einem gegensätzlichen Verhältnis zueinander, in der die Wucherung der einen das Gewebe der jeweils anderen verdränge. Die Pubertätsdrüse dient laut Steinach im Gegensatz zur Keimdrüse nicht der Fortpflanzung, sondern bilde ein eigenständiges Organ, dessen Aufgabe es sei, durch »innere Sekrete« beziehungsweise Hormone den Geschlechtscharakter des Organismus hervorzubringen und zu stabilisieren. Diese inneren Sekrete sind nach Steinachs Verständnis »the hub of life itself« (ebd.: 5), denn der gesamte Organismus stehe unter der »Herrschaft der Pubertätsdrüsen« (Steinach 1911: 5). Für Steinach symbolisierte die Pubertätsdrüse also nicht nur die Essenz von Geschlecht, sondern auch die des Lebens selbst, da letzteres durch und durch von Geschlecht geprägt sei, worauf der Titel seines englischsprachigen Lebenswerkes *Sex and Life* (Steinach/Loebel 1940) anspielt.

Eine zentrale These Steinachs war, dass die Pubertätsdrüsen und die von ihnen produzierten Hormone zugleich geschlechtsspezifisch und antagonistisch seien. Steinach schrieb den Pubertätsdrüsen und den von ihnen produzierten Hormonen demnach zu, selbst weibliche oder männliche Objekte zu sein. Es gäbe also laut Steinach eine weibliche und eine männliche Pubertätsdrüse. Er ordnete diese entlang ihrer geschlechtlichen Zuschreibung nicht nur

entgegengesetzt an, sondern verstand sie als einander feindlich. Während die Wirkung der Hormone streng geschlechtsspezifisch sei, also ein weibliches Hormon nur weibliche Effekte im Organismus auslösen könne und umgekehrt ein männliches Hormon beziehungsweise eine männliche Pubertätsdrüse den Körper und die Psyche in Steinachs Terminologie männlich »erotisiere«, stünden diese – sofern sie in einem Körper aufeinanderträfen – im »Kampf« (Steinach 1916b: 310) miteinander, wobei die männliche Pubertätsdrüse und ihre Wirkung dominant sei. Steinach verlagerte somit dominante Vorstellungen von Geschlecht, Geschlechterdifferenz und männlicher Überlegenheit in den Körper, die Organe und sogar dessen unsichtbare Sekrete hinein. Diese kulturellen Vorstellungen bestimmten nicht nur Steinachs Theorien, sondern sie bildeten das Grundgerüst seines gesamten Forschungsdesigns (vgl. Fausto-Sterling 2000: 161).

Geschlecht und Sexualität trans*plantieren

Abb. 9: Eugen Steinachs Feminisierungs-Serie



Quelle: Steinach/Loebel (1940): *Sex and Life*

Steinachs stereotypes Verständnis von Weiblichkeit und Männlichkeit tritt in seiner ersten Versuchsserie besonders zu Tage. Diese widmete sich der Aufgabe, die geschlechtsspezifische und vor allem geschlechtsbestimmende Wirkung der Pubertätsdrüsen im Tierexperiment zu beweisen (vgl. Steinach 1911; 1913). Überzeugt von der »umstimmende[n] Kraft« (Steinach 1913: 7) der Pubertätsdrüsen entfernte Steinach dazu zunächst operativ die Ovarien und Testikel

der jungen Ratten und Meerschweinchen, die als seine Versuchstiere dienten. In Steinachs Logik, die in der Pubertätsdrüse das grundlegende Wesen des Geschlechts verortete, kam eine solche Entfernung einer Ent-Geschlechtlichung gleich; ein Prozess, den Steinach in *Sex and Life* auch als »unsexing«¹³ (Steinach/Loeble 1940: 47) bezeichnete. In die als geschlechtslos imaginierten Körper der kastrierten Tiere transplantierte Steinach nun die vermeintlich gegen-geschlechtlichen Pubertätsdrüsen. Um zu beweisen, dass deren geschlechts-spezifische Wirkung über unsichtbare chemische Stoffe funktionierte, anstatt wie bis dato angenommen über mechanische Reize des Nervensystems, setzte er die transplantierten »Pubertätsdrüsen« frei unter der Bauchdecke der Nagetiere ein.¹⁴ Das Ergebnis dieser experimentellen Transplantationen waren Steinachs Ansicht nach »feminierte Männchen« und »maskulierte Weibchen«, deren Geschlecht aufgrund der eingepflanzten Pubertätsdrüsen komplett umgestimmt worden sei. Damit war für Steinach der Beweis erbracht, dass die Pubertätsdrüsen »streng spezifisch« (Steinach 1913: 4) wirken, da sie nur »die homologen, nicht aber die heterologen Geschlechtsmerkmale« (ebd.) hervorrufen konnten. Mit anderen Worten zeigte die Versuchsserie für Steinach, dass Pubertätsdrüsen selbst geschlechtlich spezifisch waren, es also weibliche und männliche Organe gäbe, deren Wirkung nicht identisch sei. Darüber hinaus seien die Organe aber imstande, »ihre Wirkung auch im anders-geschlechtlichen Individuum durchzusetzen« (ebd.) und deren ursprüngliches Geschlecht »vollkommen zu transformieren« (ebd.: 5). Durch Vergleiche mit anderen, nicht-operierten oder nur kastrierten Tieren desselben Wurfs meinte Steinach die Umwandlung der somatischen Geschlechtscharaktere messen zu können (vgl. Abb. 9). Das Skelett und die Schädelform *feminierter Männchen* wiesen in Röntgenaufnahmen die »charakteristische Grazilität und Figur von Weibchen« (ebd.: 5) auf, ihr Fell sei feiner, glatter und geschmeidiger als das

13 Der englische Begriff *unsexing* kann auf Deutsch sowohl mit »kastrieren« als auch mit »geschlechtslos machen« übersetzt werden und verweist somit auf den engen Zusammenhang zwischen Geschlechtsidentität und den reproduktiven Organen, der auch Steinachs Arbeit zugrunde liegt.

14 Damit knüpfte Steinach an die Experimente des deutschen Physiologen Arnold Berthold (1803–1861) an, welcher bereits Mitte des 19. Jahrhunderts feststellte hatte, dass männliche Küken nach der Kastration weder krächten noch einen markanten Hahnenkamm entwickelten, eine solche Entwicklung aber einsetzte, nachdem er den kastrierten Tieren ihr eigenes Keimdrüsengewebe an einer anderen Stelle in der Bauchhöhle wieder einsetzte. Damit erbrachte Berthold den experimentellen Beweis für die »innere Sekretion« (vgl. Ostertag 2016: 26).

der männlichen Vergleichstiere und ihre Brustdrüsen nähmen die »weibliche« Form an. Die *maskulierten Weibchen* seien wiederum durch ihr Körperwachstum, ihren größeren Schädel und ihre grobe, struppige Behaarung von ihren weiblichen Geschwistern zu unterscheiden (vgl. ebd.: 7f.).

Allerdings gehe die Geschlechtsumwandlung laut Steinach über die körperlichen Eigenschaften hinaus und umfasse auch die »Umstimmung« (Steinach 1911) des psychischen Geschlechtscharakters der Versuchstiere. Die Feminisierung, über die Steinach weitaus mehr berichtete als über die Maskulierung, bewirke eine »Umwandlung von Männchen in Individuen mit vollständig weiblichem Geschlechtscharakter *und* weiblicher Psyche« (ebd.: 5, Herv. J.G.). In der Beschreibung der psychischen Eigenschaften, die Steinach anhand des Verhaltens der Tiere zu beobachten meinte, wird die Projektion kulturell geprägter, sexistischer Geschlechterbilder auf die Ratten und Meerschweinchen besonders deutlich:

Der Gesamteindruck der feminierten Männchen ist vollständig der von natürlichen Weibchen. Aber nicht allein die körperlichen Geschlechtsmerkmale, auch die psychosexuellen Charaktere sind weiblich geworden. Die feminierten Tiere haben keinen männlichen Trieb, keinen männlichen Mut oder Rauflust, sie sind eher feige und furchtsam, zeigen die ganzen typischen weiblichen Reaktionen und Bewegungen und werden – was das beweisendste ist – von normalen Männchen sofort als Tiere mit weiblichem Reiz agnosziert, leidenschaftlich verfolgt, besprungen, kurz als Weibchen behandelt. (Steinach 1913: 5f.)

Neben dem passiven Verhalten und der Bestätigung der Weiblichkeit durch die männliche heterosexuelle Objektwahl ist laut Steinach der absolute Beweis der erfolgreichen »Feminisierung«, dass die Tiere den »höchste[n] Grad weiblicher Eigenart« (ebd.: 6) zeigen, indem sie die Rolle der sorgenden Mutter einnehmen:

Sie nehmen die Jungen an, sie säugen und zeigen bei diesem komplizierten physiologischen Akt einen Wohlgefallen, eine Geduld, Haltung und Aufmerksamkeit, wie solches sonst nur bei normalen säugenden Weibchen zu beobachten ist. Die umstimmende Kraft der weiblichen Pubertätsdrüsen hat aus dem ursprünglichen Männchen im Äußeren und im Wesen ein Weibchen, eine säugende, liebeich sorgende Mutter gemacht. (ebd.: 6f.)

Steinachs Konzeption von Geschlecht folgte einem Stufenverständnis, dem gemäß verschiedene Entwicklungsstufen zeitlich aufeinander folgen: Von einer undifferenzierten, mit Steinachs Worten bisexuell angelegten Grundform aller Organismen hin zu einer geschlechtlich ausdifferenzierten Form (vgl. Gill-Peterson 2018a: 50). Die Transplantation der Pubertätsdrüsen wirke, so Steinach, dabei wie ein Zeitraffer, indem sie die schnellere Abfolge dieser Stufen fördere. Dadurch trete ein Effekt der Hyperfeminisierung ein, »indem das Transplantationsstier in ununterbrochener Fortentwicklung, also in einem Anlauf gleich auf die zweite Stufe weiblicher Reife, wie sie der Mutterschaft entspricht, emporgehoben wird« (Steinach 1916b: 317). Die Drüsen und ihre Sekrete scheinen in der Lage zu sein, die als natürlich wahrgenommene (Lebens-)Zeit eines Organismus zu beeinflussen. Demgegenüber beschreibt Steinach die maskulierten Tiere folgendermaßen:

Das ganze Aussehen gleicht dem des ausgewachsenen normalen Männchens; in bezug [sic!] auf Robustheit und die Größe des Kopfes wird dieser sogar oft übertroffen. Parallel mit der somatischen vollzieht sich die psychosexuelle Wandlung. Die maskulierten Weibchen erhalten ausgeprägt männlichen Sexualtrieb, sie unterscheiden sofort ein nichtbrünstiges von einem brünstigen Weibchen. Sobald sie ein solches agnoszieren, verfolgen sie es unaufhörlich, umwerben es leidenschaftlich und springen auf. Normalen Männchen gegenüber benehmen sie sich mit männlicher Eigenart. Setzt man ein solches in ihren Käfig, so wittern sie sogleich den Rivalen, rüsten zum Angriff und setzen sich mutig zur Wehr. Die Erotisierung des Zentralnervensystems ist also bei den maskulierten Weibchen in männlicher Richtung erfolgt. (Steinach 1913: 8)

Analog zu den »feminierten Männchen«, die alle Anzeichen der Weiblichkeit aufwiesen, zeichneten sich die »maskulierten Weibchen« in Steinachs Beschreibung durch männlichen Körperbau aus – sie sind robust und stark, ihr Fell grob, lang und struppig – und ihr Verhalten, inklusive ihrer Sexualität – ist »typisch männlich«.

In der Gegenüberstellung der Beschreibungen der so genannten feminisierten und maskulierten Versuchstiere wird deutlich, dass Steinach die von ihm untersuchten Ratten und Meerschweinchen nicht nur aufgrund ihrer Anatomie geschlechtsspezifisch kategorisierte, sondern auch kulturell geprägte Geschlechterbilder auf sie projizierte und deren Verhalten vermenschlichte. Dabei erfolgt seine Interpretation entlang eines strikt binären und stereoty-

pen Geschlechterverständnisses, in der Weiblichkeit mit (sexueller) Passivität, Schwäche und Mütterlichkeit gleichgesetzt wird, während Männlichkeit mit (sexueller) Aktivität, Kraft und Aggression gleichgesetzt wird. Das Stereotyp der sorgenden Mutter steht dem Stereotyp des kämpferischen Casanova gegenüber: Männlichkeit und Weiblichkeit der Versuchstiere werden entlang kultureller Vorstellungen konstruiert, die den Idealen der bürgerlichen und *weißen* Geschlechterordnung entsprechen.¹⁵ Zugleich zeigte Steinachs Forschung aber auch, dass die binäre Unterscheidung keineswegs naturgegeben ist, sondern dass Geschlecht gleichermaßen instabil und potential veränderbar ist und Weiblichkeit – entgegen der dominanten kulturellen Vorstellung – nicht zwangsläufig an die reproduktiven Fähigkeiten eines Organismus geknüpft ist. Dadurch bestätigten Steinachs Versuche die dominante Geschlechterordnung paradoxerweise im gleichen Moment, in dem sie sie unterwanderten (vgl. Sengoopta 2010: 117).

Die Idee der Stufenentwicklung von Geschlecht, dessen Instabilität und Veränderbarkeit sowie die These vom Antagonismus der Pubertätsdrüsen und ihrer Hormone vertiefte Steinach in seiner zweiten Versuchsserie, die er der sogenannten experimentellen »Zwitterbildung« widmete (vgl. Steinach 1916a; 1916b). Zu diesem Zwecke transplantierte Steinach gleichzeitig Ovarien- und Testikelgewebe in zuvor kastrierte junge Meerschweinchen, die dort zu einer, so Steinach, »zwitterigen Pubertätsdrüse« zusammenwuchsen. Die daraus hervorgehenden somatischen Eigenschaften beschrieb Steinach im Detail als eine Mischform weiblicher und männlicher Merkmale. Interessant ist, dass Steinach ebenso wie bei seinen Versuchen zu Feminierung und Maskulierung davon ausging, dass auch hier die Transplantation der Pubertätsdrüsen einen Effekt auf die Psyche der Tiere hätte, die in Folge »unter dem Zeichen der Zwitterigkeit« (Steinach 1916a: 2) stünden. Allerdings bleibt im Gegensatz zu den lebhaften Berichten über die psychosexuellen Folgen der Feminierung und Maskulierung eine genauere Beschreibung dieser Anzeichen aus. Es lässt sich vermuten, dass im Gegensatz zu den stereotypen Bildern von Weiblichkeit und

15 Im Kontext des antisemitischen Klimas der österreichischen Zwischenkriegszeit, in welchem zunehmend auch Jüdinnen und Juden als von der Geschlechterordnung abweichend markiert wurden, ließe sich diesbezüglich auch fragen, inwiefern Steinachs Forschungen eine Reaktion auf antisemitische Geschlechterbilder darstellte, welche Jüd_innen zugleich als schwach und übermächtig konstruierten, jüdische Männlichkeit feminisierten und jüdische Weiblichkeit maskulinisierten (vgl. Stögnér 2014: 170f.).

Männlichkeit keine vergleichsweise verbreitete kulturelle Imagination über typische Verhaltensweisen von so genannten Zwittern vorherrschte, auf die Steinach hätte zurückgreifen können, um dieses Argument zu untermauern. Stattdessen beschrieb er das Verhalten der Tiere als von sich abwechselnden Perioden männlicher und weiblicher Eigenschaften geprägt (vgl. Steinach 1916b: 323f.).

Steinach war davon überzeugt, durch diese Beobachtung den biologischen Ursprung dessen, was später Intersexualität genannt wurde, aber auch jenen des »psychischen Hermaphroditismus« und der Homosexualität in der »zwittrigen Pubertätsdrüse« ausgemacht zu haben (vgl. Steinach 1916a; Steinach/Lichtenstern 1918; Steinach 1920a). Für Steinach waren Phänomene, die wir heute als trans*, inter*, und homosexuell bezeichnen würden, allesamt »Zwitterscheinungen« (Steinach 1916b: 330). Zwitterbildung sei, wenn nicht im Experiment künstlich erzeugt, die Folge einer »unvollständigen Differenzierung der embryonalen Keimstockanlage« (Steinach 1916a: 3), während die »normale eingeschlechtliche Entwicklung durch die vollständige durchgreifende Differenzierung derselben zu einer männlichen oder weiblichen Pubertätsdrüse bedingt« (ebd.) sei. Während Steinach in seinen Publikationen zu Feminierung und Maskulierung noch eine Übertragung seiner Thesen auf den menschlichen Organismus vermied, verband er die »Experimente zur Zwitterbildung« dezidiert mit den klinischen Studien und Theorien der Sexualwissenschaftler Albert Moll (*Die konträre Sexualempfindung*, 1891), Magnus Hirschfeld (*Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, 1914), Iwan Bloch (*Das Sexualleben unserer Zeit*, 1907) und Franz Ludwig von Neugebauer (*Hermaphroditismus beim Menschen*, 1908). Steinach versuchte durch seine These der zweigeschlechtlichen, sprich zwittrigen Pubertätsdrüse sämtlichen durch die Sexualwissenschaften als Abweichungen konstruierten geschlechtlichen wie sexuellen Variationen einen gemeinsamen biologischen Ursprung zu verleihen. Denn, so Steinach,

die vorliegenden Ergebnisse genügen bereits vollkommen, um mit allem Nachdruck auf die dankbare Aufgabe hinzuweisen, die in medizinischer, soziologischer und juridischer Hinsicht gleich bedeutsame Kasuistik der sexuellen Varietäten beim Menschen auf Grund der neuen *biologischen Tatsachen* zu beleuchten und insbesondere die bezüglichliche Ätiologie aus ihrer verwickelten und nebelhaften Spur auf die nunmehr eröffnete Bahn der *objektiven Erklärung* zu geleiten (Steinach 1916b: 325, Herv. J.G.).

Deutlich wird dabei, dass Steinach seine physiologische Forschung als objektive Wissenschaft verstand, die dazu im Stande sei, sexualwissenschaftliche Theorien durch biologische Erkenntnisse zu unterfüttern.

Insbesondere dem durch Medizin, Recht und Sexualwissenschaft konstruiertem »Problem« der männlichen Homosexualität wandte sich Steinach in Zusammenarbeit mit seinem Kollegen, dem Urologen Robert Lichtenstern, in Folge vertiefend zu. Dabei führte er erstmals auch Experimente an menschlichen Patienten durch (vgl. Steinach/Lichtenstern 1918; Steinach 1920a). Dass sich Steinach hierbei ausschließlich auf männliche Homosexualität fokussierte, ist insofern überraschend, als dass seine Theorien bis zu diesem Zeitpunkt zwar ebenfalls meistens den als männlich verstandenen Organismus zum Ausgangspunkt nahmen, jedoch immer auch eine analoge Übertragung der Thesen auf den weiblichen Organismus skizzierten. Homosexualität wird bei Steinach jedoch ausschließlich als Eigenschaft eines männlichen Organismus diskutiert und problematisiert, obwohl sexuelle Beziehungen zwischen Frauen in Österreich im öffentlichen und rechtlichen Diskurs ebenfalls als »Abweichung« konstruiert und kriminalisiert wurden. Steinach vermutete den Ursprung der männlichen Homosexualität in einer nicht vollständig differenzierten, zwittrigen Pubertätsdrüse; mehr noch, er erklärte die Pubertätsdrüse selbst zur Quelle der Homosexualität, von welcher aus der gesamte Organismus samt seines Geschlechtscharakters und sexuellen Verhaltens gesteuert sei. Damit lag nicht zuletzt aufgrund seiner Versuche zur Feminisierung und Maskulierung der Umkehrschluss nahe, dass Homosexualität durch die Transplantation einer vermeintlich »gesunden« Pubertätsdrüse »heilbar« sei:

Wenn diese Vorstellung der Wirklichkeit nahek kommt, so drängt sich der Gedanke auf, den *unheilvollen Zustand* der Homosexualität zu *beseitigen*, indem man die zwittrigen Pubertätsdrüsen des Individuums durch Kastration entfernt und demselben nachweisbar eingeschlechtigt wirkende Pubertätsdrüsen einpflanzt. (Steinach/Lichtenstern 1918: 4f., Herv. J.G.)

Neben der offenkundigen Abwertung von Homosexualität als »unheilvollen Zustand« ist es bemerkenswert, dass sich in Steinachs Theoriebildung hier zum ersten Mal eine klinische Anwendung seiner experimentellen Thesen andeutete und diese – im Gegensatz zu seinen Experimenten der »künstlichen Geschlechtsumwandlung« und »Zwitterbildung« – auf die (Wieder-)Herstellung heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit abzielte. Die Formbarkeit von Geschlecht »schien damit ebenso »machbar« zu sein wie die »Renorma-

lisierung« sexueller Praktiken« (Stoff 1998: 256). Die Transplantation einer vermeintlich »normalen«, »eingeschlechtlich wirkenden« Pubertätsdrüse könne zur »heterosexuellen Erotisierung« (Steinach/Lichtenstein 1918: 9) des Organismus führen, denn Sexualität sei letztendlich nicht mehr als das Ergebnis der Wirkung innerer Sekrete.

Diese These zu beweisen, war das Ziel der Versuchsserie, die Steinach und Lichtenstein gemeinsam durchführten. Die gemeinsam mit Robert Lichtenstein verfasste Publikation »Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen« (1918) beschreibt nicht nur eine analoge Übertragung der Steinachschen Thesen von den Versuchstieren auf den menschlichen Organismus, sondern geht einen Schritt weiter und legt der Diskussion eine experimentelle Operation am Menschen zugrunde. Dabei zeigt sich noch einmal deutlich, dass Steinach Homosexualität als Krankheit verstand, denn an gesunden Menschen dürfe »by law and common humanity« (Steinach/Loebel 1940: 60) nicht operiert werden. Steinach und Lichtenstein legitimierten den Eingriff dennoch in mehrfacher Hinsicht: So argumentierten sie, dass es sich bei dem »Kranken« um einen »schweren Fall passiver Päderastie« gehandelt habe, der »ausgeprägt weibliche Sexuszeichen« aufweise und dessen Hoden aufgrund einer tuberkulösen Erkrankung ohnehin entfernt werden sollten (vgl. Steinach/Lichtenstein 1918: 6). Lichtenstein und Steinach schrieben, der dreißigjährige Patient W.V. sei ein »[m]ittelgrosser, blonder, gut genährter Mensch [der sich] von Jugend an homosexuell betätigt [hat] und zwar war seine Rolle ausnahmslos eine passive, rein weibliche« (ebd.: 7). Auch darüber hinaus sei seine Erscheinung und sein Wesen von weiblichen Eigenschaften geprägt. Diese in der modernen Sexualwissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts weit verbreitete konzeptionelle Verknüpfung von männlicher Homosexualität und Weiblichkeit verfolgte Steinach bis in die Zellen der Pubertätsdrüse zurück. Dort finde sich seiner Analyse zufolge ein Zelltypus, der in seiner Form und Struktur an die Gelbkörper erinnere, die während des Eisprungs entstünden. Von diesen Zellen, die Steinach als F-Zellen bezeichnete, gehe eine feminisierende Wirkung auf Körper und Sexualität der Betroffenen aus (vgl. Steinach 1920a: 33 f.). Um dieser entgegenzuwirken, entfernten Steinach und Lichtenstein das ihrer Meinung nach kranke Gewebe und ersetzten es durch jenes eines »verheiratete[n] Landsturmmann[s] mit völlig normalem Geschlechtstrieb« (Steinach/Lichtenstein 1918: 7).¹⁶ Die Ent-

16 Der Landsturm umfasste alle wehrtauglichen, nicht im aktiven Militärdienst stehenden Staatsbürger im Alter von 19 bis 42 Jahren sowie in den Ruhestand getretene Offi-

fernung des gesunden Gewebes des heterosexuellen Organspenders war für Steinach und Lichtenstern wiederum durch eine Lageanomalie des Hoden legitimiert. Den Erfolg ihres Experiments stellten Steinach und Lichtenstern folgendermaßen dar:

12 Tage nach der Operation meldet der Kranke, dass er Erektionen habe und dass der Geschlechtstrieb wieder erwacht und zu seinem Erstaunen andersgeschlechtlicher Natur sei. Der Inhalt seiner Träume seien Mädchen, nicht mehr Männer. [...] Es entwickelt sich zur zugeteilten Schwester eine gewisse zärtliche Beziehung, der entgegengetreten werden muss. Das vor der Operation zugunsten des bisherigen Freundes errichtete Testament wird vernichtet. Die heterosexuelle Libido nimmt in den folgenden Wochen zu. Erinnerungen an das frühere Triebleben werden als äusserst peinlich empfunden, aber verlangte Aufklärung erfolgen jetzt frei und offen ohne Erröten und Augenniederschlag. [...] Ausserdem tritt vermehrt Aktivität, Arbeitslust und auffallend besseres Gedächtnis ein. Die Stimme klingt lauter, tiefer. Das ganze Auftreten macht ausgeprägt männlichen Eindruck. (Steinach/Lichtenstern 1918: 9)

Den endgültigen Beweis für die erfolgreiche und anhaltende »Heilung« der »homosexuellen Erotisierung« ihres Patienten erbrachte dessen Hochzeit ein Jahr nach der Operation (vgl. ebd.).

In einem später publizierten Text wird deutlich, dass es sich bei dieser Operation keinesfalls um einen Einzelfall gehandelt hat, denn Steinach berichtete, durch weitere Operationen über das Hodengewebe von »sechs Homosexuellen« zu verfügen (vgl. Steinach 1920a: 29). Auch scheint die Erkrankung des Gewebes nicht mehr notwendig zu sein, um die Kastration zu legitimieren, denn Steinach beschreibt seine späteren Untersuchungsobjekte als »herrührend von durchwegs gesunden, kräftigen Homosexuellen im Alter von 22 bis 43 Jahren« (ebd.: 30); vielmehr erscheint die Annahme einer »angeborenen Homosexualität« (ebd.: 33), die sich im vermeintlich degenerierten Gewebe nachweisen ließe, das ausschlaggebende Rational für die operativen Eingriffe zu sein. Aufgrund seiner vergleichenden Analyse des Gewebes der homosexuellen Männer stellt Steinach die These auf, dass diese »unverkenn-

ziere und Militärbeamte bis zu ihrem 60. Lebensjahr. Die Landsturmpflicht trat nur im Ausnahmefall ein, wenn das Land gegen einen feindlichen Überfall verteidigt werden sollte.

bare Zeichen von Degeneration« (Steinach 1920a: 30) aufweisen, die aufgrund der unvollständigen Differenzierung der Pubertätsdrüse auftreten.

Allerdings mutmaßt Steinach, dass diese Differenzierung nie vollständig und somit jede Pubertätsdrüse zu einem gewissen Grad zweigeschlechtlich sei:

Vielleicht ist die Differenzierung des Keimstocks nie absolut vollständig und durchgreifend, sondern bloß vorwiegend männlich oder vorwiegend weiblich; vielleicht hat also jede Pubertätsdrüse einen Einschlag zur *Bisexualität*. (Steinach 1920a: 35, Herv. J.G.)

Hier zeigt sich ein Bruch zu Steinachs früherer Konzeption, die die Pubertätsdrüsen als eindeutig männlich oder weiblich ansah (vgl. Steinach 1913). In Steinachs neu entworfener Theorie der Bisexualität der Pubertätsdrüsen wird eindeutige geschlechtliche Differenzierung und die damit verbundene Heterosexualität nicht mehr so sehr durch die bloße Anwesenheit des einen oder anderen Organs hervorgebracht, sondern ist vielmehr das Ergebnis eines Antagonismus der inneren Sekrete, der bis in die Zellen greift und dort diejenigen verweiblichende oder vermännlichende Wirkung entfaltet, deren Sekrete in der Mehrzahl vorhanden sind. Ihre Dominanz hemme wiederum die Entfaltung der jeweils gegengeschlechtlichen Wirkung. Geschlecht und Sexualität sind somit vollständig von den entsprechenden Organen gelöst und ausschließlich durch das Gleichgewicht der von ihnen ausgesonderten chemischen Stoffe bestimmt.

Mit der These der Bisexualität der Pubertätsdrüse lieferte Steinach auch die theoretische Grundlage für die von ihm propagierte »Stufenleiter der somatischen und funktionellen Geschlechtscharaktere« (Steinach 1920b: 12), die große Anlehnung an Hirschfelds Theorie der sexuellen Zwischenstufen aufweist. Männlichkeit und Weiblichkeit seien demnach Ideale, die die jeweils höchste Stufe der Geschlechtsdifferenzierung abbilden, könnten aber als solche nie verkörpert werden: »Perfect specimens of one single sex are in reality theoretical ideals; a complete man is as non-existent as a complete woman« (Steinach/Loebel 1940: 113). »Absolute« Weiblichkeit und Männlichkeit seien kollektive Imaginäre, aber keine biologischen Tatsachen (vgl. ebd.: 20). Vielmehr sei jeder Organismus von Grund auf zweigeschlechtlich (»bisexuell«) und lediglich die unterschiedliche Gewichtung der Pubertätsdrüsenzellen für die Ausbildung der verschiedenen geschlechtlichen Stufen und den damit verbundenen sexuellen Ausrichtungen ausschlaggebend.

Die These der angeborenen Zweigeschlechtlichkeit jedes Organismus sowie die Annahme der Veränderbarkeit von Geschlecht und die damit verbundene Möglichkeit der »Renormalisierung« (Stoff 1998) muss vor dem Hintergrund des Eindrucks tiefgreifender Veränderungen der Geschlechterordnung zur Jahrhundertwende gelesen werden. Die Eindrücke der durch die Frauenbewegung(en) geförderte und im späten 19. Jahrhundert erstarkenden Diskussion über politische Rechte für Frauen, die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, im Zuge dessen viele Frauen neben den weiblich konnotierten fürsorgenden Berufen an der »Heimatfront« auch traditionelle »Männerberufe« – etwa als Schaffnerinnen oder als Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie – ergriffen, während Männer zwar als Soldaten heroisiert, gleichzeitig aber mit ihrer eigenen Verletzlichkeit konfrontiert wurden und oftmals verwundet und durch Gewalterfahrungen traumatisiert von der Front zurückkehrten,¹⁷ die Einführung des Frauenwahlrechts 1918 nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie und der Ausrufung der Ersten Republik sowie die auf den Krieg folgende Wirtschaftskrise und deren Auswirkungen auf den Arbeitsmarkt führten zu einer »kollektiv wahrgenommenen Kulturkrise« (Walch 2016: 06), in deren Zentrum die Erschütterung der bürgerlichen Geschlechterordnung und die Verunsicherung traditioneller Rollenbilder stand.

Insbesondere der männliche (»verweiblichte«) Homosexuelle und die »vermännlichte Frau« symbolisierten diese aus den Fugen geratene Ordnung (vgl. Stoff 1998: 257). Die Forderungen feministischer Aktivistinnen nach politischen Rechten, Zugang zu höherer Bildung, sexuellen und reproduktiven Freiheiten und der Eintritt von Frauen in männlich konnotierte Arbeitssphären führten zu vehement geführten öffentlichen Debatten über die Gefahr der »Vermännlichung der Frau« und schürten Ängste über den Verlust hegemonialer Männlichkeit. »It was the end of civilization as the intellectuals knew it, and the specter of feminism encouraged much misogyny as well as new, anxious quests for the meaning of masculinity«, wie Chandak Sengoopta (1998: 472) festhält. Im Kontext dieser als Krise wahrgenommenen Veränderung der Geschlechterrollen wurden die Grenzen des Weiblichen und Männlichen neu tariert. Für diejenigen, die den Verlust traditioneller Geschlechterrollen befürchteten, ging diese Aushandlung einher mit einer Angst vor dem Verlust

17 Für eine geschlechtergeschichtliche Perspektive auf die Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit sowie deren Brüchigkeit in Österreich-Ungarn während des Ersten Weltkrieges siehe *Heimat/Front* (Hämmerle 2014).

der Eindeutigkeit von Geschlecht und Sexualität an sich. Die zu Mitte der 1920er Jahre geführten Diskussionen um die Mode des Bubikopfs können dies veranschaulichen. So beschrieb ein Kommentar im *Neuen Wiener Journal* die Mode dieses Kurzhaarschnitts folgendermaßen:

Er verwandelt doch das Weib in einen Mann. Diese Mode steht also in derselben Linie wie die des Hosenrockes, der sportlichen Betätigung der Frauen, des Zigarettenrauchens, der männlichen Berufstätigkeit und des Transvestitismus, das Tragen von Kleidern des anderen Geschlechts. (Mitzriegler 1924: 7)

Der Eindruck einer Krise der Eindeutigkeit von Geschlecht und Sexualität ging so weit, dass ein anderer Kommentator besorgt gleich die gesamte Epoche zur »Zeit der sexuellen Zwischenstufen« (»Tagesbericht« 1926: 6) erklärte. Die Popularität Steinachs begründete sich nicht zuletzt darin, dass seine Forschung paradoxerweise versprach, trotz der von ihm dargelegten Instabilität von Geschlecht, dieses wieder vereindeutigen zu können (vgl. Stoff 1998: 257; Walch 2016: 96). In einer Atmosphäre der geschlechtlichen und sexuellen Verunsicherung verhießen Steinachs Experimente Gewissheit, dass die moderne Wissenschaft die Lösung parat hielt:

Even if 100 percent men and 100 percent women did not exist, medicine was capable of creating them. [...] Thanks to biological expertise, gender would be clear and unambiguous in utopia: ever sharper gender differentiation, in fact, would *create* utopia. (Sengoopta 2006: 110, Herv. i.O.)

Doch es war weder das Versprechen der Vereindeutigung von Geschlecht und Sexualität noch der Wunsch nach einer Wiederherstellung einer verloren geglaubten Geschlechterordnung, die Steinach in den Mittelpunkt einer internationalen öffentlichen Auseinandersetzung rückten. Vielmehr sorgte eine andere, eng mit diesem Versprechen verknüpfte Utopie dafür, dass Steinach in den 1920er Jahren zur internationalen Berühmtheit wurde und seine Forschungen weit über die Grenzen der Wissenschaft hinaus hohe Wellen schlugen. Denn neben der Differenzierung von Geschlecht und der damit verbundenen »Erotisierung« kam der Pubertätsdrüse laut Steinach noch eine weitere zentrale Aufgabe zu, nämlich eben jene Wirkungen langfristig aufrechtzuerhalten.

Kriegswunden und die Utopie der Verjüngung

Die These, dass die Pubertätsdrüse nicht nur die Entwicklung von Geschlecht bestimme, sondern auch dessen Beständigkeit beeinflusse, bildet die Grundlage für die Versuchsserie, für die Steinach in Folge die größte Aufmerksamkeit erfuhr: Seine These zur »Verjüngung« oder – wie er es später bezeichnen sollte – »Reaktivierung« der »alternden Pubertätsdrüse« (vgl. Steinach 1920b).¹⁸

Steinachs Verjüngungsexperimente beruhten auf zwei grundlegenden Annahmen: Zum einen, dass die Entfaltung des somatischen und psychischen Geschlechts mit Jugend und Potenz einhergehe, während der Alterungsprozess sowohl mit Impotenz als auch einer Rückbildung der Geschlechterdifferenzierung einhergehe. Ähnlich wie in der vorpubertären Kindheit seien auch im Alter die Geschlechtsunterschiede weniger prägnant: »Just as it is often difficult to distinguish between the face of a little girl and that of a little boy, so the shaven face of an old man resembles that of an old woman« (Steinach/Loebel 1940: 21f.). Geschlechtswerdung ist demnach laut Steinach ein zeitlicher Prozess, der mit der Pubertät einsetzt und im Alter wieder abnimmt. In dieser Logik birgt der Prozess des Alterns die Gefahr des Verlusts von Männlichkeit (und Weiblichkeit). Den Grund für diese Beobachtungen vermutete Steinach in einer »alternden Pubertätsdrüse« (Steinach 1920b). Um dem Alterungsprozess Einhalt zu gebieten und der Gefahr des Verlusts der Geschlechtlichkeit entgegenzuwirken, müsse der Prozess des Alterns an seinen Wurzeln bekämpft werden – und diese liegen für Steinach, wie schon bei seinen vorherigen Experimenten, in der Pubertätsdrüse und ihrer Bedeutung für die Herausbildung des Geschlechts. Zweitens ging Steinach davon aus, dass die Pubertätsdrüse in einem antagonistischen Verhältnis zu denjenigen Gewebeanteilen der Keimdrüse stehe, die Keimzellen produziert, so dass eine Störung der Balance zwischen den beiden zu einer Verdrängung des eines und Wucherung des anderen Gewebes führen würde. Aus diesen beiden Annahmen schloss Steinach, dass eine Neubelebung der Pubertätsdrüse zu einem Anhalten des Alterungsprozesses und einer Verjüngung des gesamten Organismus führen würde, und dass eine solche Reaktivierung durch eine künstlich herbeigerufene Wucherung der Pubertätsdrüse möglich sei. Eine

18 Angesichts der populären Rezeption seiner Arbeit in den 1920er Jahren distanzierte sich Steinach zunehmend davon, diese als »Verjüngung« zu bezeichnen, da er glaubte, dass dadurch falsche Hoffnungen auf ewiges Leben geschürt würden und bevorzugte stattdessen den Begriff der »Reaktivierung« (vgl. Steinach 1940: 24).

Unterbrechung und Durchtrennung der Samenleiter sollte in Steinachs Auffassung ausreichen, um die Funktion der Keimdrüse einzuschränken und somit die Pubertätsdrüse zu erneutem Wachstum und vermehrter Hormonproduktion anzuregen (vgl. Steinach 1920b: 37).

Seine Thesen zur Verjüngung beziehungsweise Reaktivierung entwickelte Steinach erneut im Tierexperiment anhand von gealterten Rattenböcken, deren »Greisenhaftigkeit« sich nach Steinach an ihrem erloschenen Geschlechtstrieb und ihrer Antriebslosigkeit deutlich zeige (vgl. Steinach 1920b: 18). Der Erfolg der Verjüngung der männlichen Ratten ließe sich demnach laut Steinach nicht nur an deren Gewichtszunahme, dem Dichterwerden des Fells, der wiederhergestellten Potenz, sondern vor allem am Erstarken der sekundären Geschlechtsmerkmale und der Wiederherstellung der Geschlechterdifferenz eindeutig feststellen. Steinach war der Meinung, dass die

durchgreifendste Veränderung [...] beim Geschlechtstrieb vor sich [geht]. Vollständige Indifferenz und Impotenz oder schwaches Interesse wandeln sich in stürmische Leidenschaft und stärkste Potenz. Der Eindruck dieses Wechsels wirkt auch für das kritische Auge in jedem Fall bezwingend. (vgl. ebd.: 38f.)

Die durch die Unterbindung der Samenleiter hervorgerufene Verjüngung der Pubertätsdrüse lasse das »alte Tier die große Wandlung, die es in seiner Jugend von der Unreife zur Reife durchlaufen hat, ein zweitesmal erleben« (ebd.: 37). Hier zeigt sich deutlich, dass Steinach der Pubertätsdrüse zuschrieb, Zeit selbst – verstanden als biologischen Ablauf aufeinanderfolgender Entwicklungsstufen – zu beeinflussen und zu manipulieren. So ließe sich auch sagen, dass die »Reaktivierung« der Pubertätsdrüse einen Looping-Effekt produziert, der den Organismus auf ein früheres Entwicklungsstadium zurückwirft, das dann erneut durchlaufen wird. Steinach entwickelte diverse Kriterien, um diese wiederhergestellte Jugend der Ratten im Verhaltensexperiment zu beweisen: Kraft- und Mutproben, Prüfen der Angriffslust und des Spielverhaltens, aber vor allem die Beobachtung des Sexualverhaltens waren zentral für seine Behauptungen.

In Zusammenarbeit mit Lichtenstern führte Steinach auch an menschlichen Patienten Reaktivierungs-Operationen durch. Die Patienten wurden teilweise ohne ihr Wissen operiert, um eine suggestive Beeinflussung auszuschließen (vgl. ebd.: 53f.). Hier zeigt sich ebenso wie in den Experimenten zur »Umstimmung« der Homosexualität, dass Steinach den alternden Körper

als krank verstand und so den operativen Eingriff legitimierte. Der alternde Körper sei im Gegensatz zum elastischen jugendlichen Körper kondensiert, »vertrocknet« und defizitär (vgl. Steinach/Loebel 1940: 151ff.; 178) und zeichnet sich durch »Muskelschwäche, Ermüdbarkeit, Arbeitsunlust, Apathie, Trägheit, Abnahme des Gedächtnisses, Erlöschen der Libido und Potenz« (Steinach 1920b: 45) aus. Der durch die Wucherung der Pubertätsdrüse reaktivierte Körper stelle den Zustand der Jugend wieder her, er werde kräftiger, leistungsfähiger und blühe auf, so Steinach. Diese Veränderungen gingen mit einer »Erneuerung« der Geschlechtsmerkmale einher, was Steinach schließlich zu der Aussage führt, »a man is as old as his endocrine glands« (Steinach/Loebel 1940: 164). Insbesondere für Männer versprach, »sich steinachen zu lassen«, wie die Operation kurzerhand genannt wurde, eine wiederhergestellte, gestärkte Männlichkeit, die den sozialen und kulturellen Normen entsprach. Heiko Stoff bezeichnet daher die durch Steinach angestoßenen Verjüngungsoperationen, die bald in allen größeren Städten Europas und Nordamerikas angeboten wurden, als markante Punkte »einer geschlechtsspezifischen Endokrinologie« (Stoff 1998: 251). Doch die Wirkung der reaktivierten Pubertätsdrüsen ging noch über die Wiederherstellung von Potenz und Libido hinaus. Die Operation versprach etliche wundersame Verbesserungen, die sich nicht auf optimierte Körper beschränkten; so berichtet Steinach unter anderem auch von einem siebzehnjährigen Analphabeten, der nach der Operation plötzlich Lesen lernte (vgl. Steinach/Loebel 1940: 226). Die Versprechen zeigten ihre Wirkung. In dem Glauben, dass diese Operationen zu einer Verjüngung führten, unterzogen sich so viele Menschen diesem Prozedere, dass Steinach Ende der 1920er Jahre zu den bekanntesten Physiologen Österreichs zählte (vgl. Logan 2013: 35). Steinach selbst spricht von »many thousands – perhaps even tens of thousands – of successful repetitions« (Steinach/Loebel 1940: 210) – unter ihnen auch Sigmund Freud, der irische Dichter William Butler Yeats und die US-amerikanische Autorin Gertrude Atherton, die der Verjüngungsoperation mit ihrem Roman *Black Oxen* (1923) sogleich auch ein fiktives Denkmal setzte.¹⁹

Steinach ging in seinen Verjüngungsexperimenten zunächst erneut vom männlichen Organismus aus; Versuche, auch den weiblichen Organismus

19 Gertrude Atherton ließ sich in New York von Harry Benjamin behandeln. Ihr durch diese Behandlung inspirierter Roman *Black Oxen*, dessen Protagonistin sich ebenfalls hatte verjüngen lassen, wurde zum »bestverkauftesten Buch Nordamerikas und zur rasch verfilmten Sensation des Jahres 1923« (Stoff 2004: 32).

durch Röntgenbestrahlung der Eierstöcke zu »verjüngen«, folgten erst später. Dies erscheint wenig verwunderlich, wenn der gesellschaftliche und historische Kontext des Verjüngungsdiskurses in Betracht gezogen wird. Die zentralen Arbeiten Steinachs erschienen kurz nach der Beendigung des Ersten Weltkrieges, der in Österreich nicht nur den Zerfall der Habsburgermonarchie zur Folge hatte, sondern auch zu Inflation, Armut, Hunger und allgemeiner sozialer Verunsicherung führte (vgl. Spencer 2008: 56). Steinach selbst schrieb retrospektiv über diese Zeit: »Then came the years of the World War, when the chief task of surgery was to restore what had been destroyed by wounds« (Steinach/Loebel 1940: 97, Herv. J.G.). Die Wunden des Weltkriegs waren sowohl sozialer, politischer, ökonomischer, kultureller als auch körperlicher Art; sie betrafen nicht nur den Verlust vormals geglaubter Größe und kultureller Überlegenheit des Imperiums als maskulinistischer Regierungsform (vgl. Ludwig 2014: 54), sondern bezogen sich ebenso auf den Verlust einer ganzen Generation junger Männer, die als Soldaten im Krieg gefallen oder traumatisiert und verwundet zurückgekehrt waren. Der Ausbruch der Spanischen Grippe im Herbst 1918 verstärkte den Eindruck der Sterblichkeit und die damit verbundenen Affekte der Verunsicherung und Verletzlichkeit zusätzlich. Vor diesem Hintergrund erschienen Steinachs Arbeiten als ein utopisches Glücksversprechen, das nicht nur verheißte, die Geschlechter- und Sexualitätsordnung wiederherzustellen, sondern obendrein die unmittelbaren Kriegsfolgen über die Revitalisierung alter Männer zu überwinden.

Das Versprechen, der von den Folgen des Krieges geprägten Gegenwart eine bessere Zukunft entgegensetzen zu können, betonte auch Hirschfeld, der mit seiner Publikation *Künstliche Verjüngung, künstliche Geschlechtsumwandlung* (1920) eine begeisterte Zusammenfassung von Steinachs Werk vorlegte. Er schrieb:

Eines leuchtet doch aus dem genialen Forschungswerke Steinachs und seinen ärztlichen Anwendungen hervor – etwas, was wir in diesen trüben Zeiten, in denen unser ganzes Land so tief gebeugt ist, dringend notwendig haben: Hoffnung, Verheißung! Aus der trüben Gegenwart entringt sich uns die Gewißheit einer glücklicheren Zukunft. (Hirschfeld 1920: 30)

Die Tatsache, dass der Sexualwissenschaftler Hirschfeld Steinachs Experimente und Theorien zur künstlichen Verjüngung so enthusiastisch rezipierte, weist bereits darauf hin, dass die auf den ersten Blick so verschiedenen Diskurse über Verjüngung, Sexualität und Geschlecht in den 1920er Jahren eng

miteinander verknüpft waren. Tatsächlich verbreitete sich der von Steinachs Experimenten beflügelte Verjüngungsgedanke rasant im Feld der europäischen Sexualwissenschaften. So wurde auch auf fachspezifischen Kongressen und in den dazugehörigen Publikationen Steinachs Verjüngungstheorien vielfach, wenn auch zum Teil kritisch, diskutiert (vgl. Stoff 2004: 83). Neben Magnus Hirschfeld war es vor allem der Arzt und Sexualwissenschaftler Harry Benjamin, der Steinachs Thesen zur Verjüngung gegen den bald aufkommenden Vorwurf der Quacksalberei vertrat und sich in den USA zunächst als »Verjüngungsarzt« und Steinach-Schüler etablierte, bevor er ab den 1950er und 1960er Jahren den medizinischen Diskurs zu Transsexualität entscheidend prägte. Nicht zuletzt deshalb bezeichnet Kadji Amin (2018) Verjüngung als Teil der biopolitischen Genealogie von Transsexualität.

Die Versprechen der Verjüngung standen aber nicht nur im Kontext der Folgen des Ersten Weltkrieges sondern waren auch zutiefst verknüpft mit den biopolitischen Diskursen über den »neuen Menschen«, der gleichermaßen die junge Republik wie auch die Verheißungen der Moderne verkörpern sollte.²⁰ Denn die kollektiv wahrgenommene Krise der Nachkriegszeit wurde »gleichermaßen als soziale, kulturelle und biologische Niedergangsgeschichte« (Walch 2016:97) verstanden, die dementsprechend sowohl dem individuellen als auch dem Volkskörper anhaftete, der von den Gefahren der Degeneration, des Alters und der Auflösung eindeutiger Geschlechtlichkeit bedroht schien. Steinachs Forschungen stellten der Körperpolitik, die im Roten Wien vor allem durch Sport, Hygiene und Sexualberatung geprägt war, eine weitere Maßnahme zur »Verbesserung« des als krisenhaft verstandenen Körpers zur Seite.

Geschlecht als die Wurzel des Lebens

Die »Verjüngungsoperationen« popularisierten Steinachs Namen und stellten den Wissenschaftler für eine gewisse Zeit in das Rampenlicht der internationalen Presse, bevor sie in Verruf gerieten und Steinach zunehmend zum Ob-

20 Der Hype um Steinachs Verjüngungsoperationen, der bald nach seiner Publikation einsetzen sollte, war keinesfalls auf Österreich oder den deutschsprachigen Raum begrenzt. Wie Heiko Stoff in seiner extensiven Studie *Ewige Jugend* zu Verjüngungsdiskursen des frühen 20. Jahrhunderts dargestellt hat, »war es in den zwanziger Jahren schwierig, ein Land zu finden, in dem nicht an einem Institut oder in einer Klinik Verjüngungsoperationen [...] praktiziert wurden« (Stoff 2004: 69).

jekt antisemitischer Karikaturen wurde (vgl. Logan 2013: 174). Hingegen waren es die der »Verjüngung« zugrundeliegenden Theorien zur Entwicklung, Erhaltung und Veränderung von Geschlecht, die ihm wissenschaftliche Anerkennung brachten und die bis heute als »Grundlagenforschung [der] modernen Endokrinologie« (Stoff 2004: 36) angesehen werden können. Die von Steinach entworfenen Theorien übersteigen die Bedeutung von Geschlecht im selben Atemzug wie sie Geschlecht zugleich als fundamental für alle Erscheinungen menschlichen Lebens verankern. Denn »sex«, so Steinach, »is the root of life« (Steinach/Loebel 1940: 24). Als solche »Wurzel des Lebens« liegt Geschlecht allen anderen Formen der Differenz zugrunde und hat das Potential diese zu verstärken oder abzuschwächen. Geschlecht wird in Steinachs Verständnis omnipotent und zum grundlegenden Prinzip biopolitischer Interventionen zur Verbesserung des Menschen (vgl. Amin 2018: 597).

Das Steinachs Forschungen innewohnende Versprechen der Optimierung des menschlichen Körpers war zutiefst verbunden mit dem Glauben an die Lösungsversprechen der modernen Medizin und Biologie. Neue Operationstechniken, moderne bildgebende Verfahren wie die Ende des 19. Jahrhunderts entwickelten Röntgenstrahlen und der immer akribischer werdenden Blick in das Innere des menschlichen Körpers, der diesen zunehmend in seine kleinsten Einheiten und ihre Funktionen aufteilte, bedeuteten für Steinach und seine Anhänger_innen nicht nur eine rationale und wissenschaftlich begründete Lösung der krisenhaften Konstitution des modernen Menschen hinsichtlich seiner »Degeneration, Neurasthenie, Überalterung, Verweiblichung und Vermännlichung« (Stoff 2014: 37), sondern entwarfen auch die Utopie, zuerst im Labor und dann in der Klinik einen neuen Menschen zu erschaffen. Steinach selbst war sich sicher, dass die von ihm entwickelten Behandlungsansätze »a wish-fulfilment for humanity« (Steinach/Loebel 1940: 94) darstellen würden.

Das zentrale Prinzip dieser Utopie bestand in Steinachs Konzept der ontologischen Wandelbarkeit und Transformierbarkeit des Körpers – dessen inhärenter Plastizität. Dem lag eine grundlegende Verschiebung der Konzeption des Körpers und dessen inneren Funktionen und Abläufen selbst zugrunde: Während der Körper im 19. Jahrhundert als von Nerven und elektronischen Impulsen gesteuerte stabile Einheit verstanden wurde, erschien der moderne Körper zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die unsichtbaren Kräfte innerer Sekretionen produziert, somit fluide und damit form- und wandelbar.

Beide Körperbilder, sowohl der nervengesteuerte als auch der durch Hormone gelenkte Körper, korrespondierten mit den jeweiligen technologischen und industriellen Errungenschaften ihrer Zeit, die sich in entsprechenden

Metaphern niederschlugen. Sengoopta verdeutlicht dies für den nervenges-
teuerten Körper:

The notion of a neurally governed body seemed especially plausible because [...] the nervous system communicated by electrical signals. Electricity was the object of extraordinary scientific and popular fascination at the time, and analogies between the nervous system and the telegraph were frequent. As streets and houses began to be lit with electric lamps and telegraph wires hummed across the planet, physicians began to represent the body as an electrical battery. (Sengoopta 2010: 109)

Dementsprechend wurde im 19. Jahrhundert die Ursache von als krankhaft gedeuteten Körpern in einer Fehlfunktion eben jener Nerven vermutet; »Nervenschwäche« war eine beliebte Diagnose für eine Vielzahl unterschiedlicher Symptome und Elektrotherapie die bevorzugte Behandlungsmethode (vgl. ebd.)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte das Konzept der inneren Sekretion zu einer radikalen Umdeutung des Verständnisses des Körpers, seiner Pathologien und den Möglichkeiten ihrer Behandlung und Heilung. Damit ging auch eine Verschiebung der Metaphern einher, in denen diese abstrakten Theorien abgebildet wurden. Steinach selbst beschreibt diese Transformation folgendermaßen:

The body offers only two possibilities for the conveyance of a message from one point to the other: either it must go by telegraph along the nerves, or by the special messenger called hormone. Such a hormone must be manufactured by the sex glands and, by way of the blood stream, reach the far distant brain, where it delivers its message. (Steinach/Loebel 1940: 51)

Noch im selben Absatz bezeichnet Steinach die von ihm etablierte Pubertätsdrüse als »dispatching-station« (ebd.: 51) eben jener Nachrichten und zementiert damit die Metapher der modernen Massenkommunikation als Abbild des endokrinen Körpers. Analog zur Modernisierung der Kommunikation von der elektronischen Telegrafie des 19. Jahrhunderts zur drahtlosen Kommunikation des frühen 20. Jahrhunderts mit unsichtbaren Radiowellen, Frequenzen und Signalen, wurde auch der moderne Körper durch Hormone gesteuert, die ihre Nachrichten auf unsichtbare Weise durch den Körper sandten. In einer Zeit, die durch das Aufkommen neuer Formen der Massenkommunikation gekenn-

zeichnet war, kann die Endokrinologie demnach als »biologization of a theory of broadcasting, distribution, and treatment of information« (Preciado 2013: 159f.) verstanden werden. Der moderne, endokrine Körper selbst war ein Abbild der Modernisierung und des technologischen Fortschritts. Forscher_innen wie Steinach bedienten sich ihrer Symbole, um das Versprechen der Erneuerung und Verbesserung des Menschen zu artikulieren.

Die Transformation vom nervengesteuerten soliden zum hormongesteuerten fluiden Körper ermöglichte es, diesen als Einsatzort für alle möglichen Formen direkter biopolitischer Eingriffe zu imaginieren. Denn als das Produkt einer Balance unsichtbarer Stoffe konzipiert, erschien der neue hormongesteuerte Körper im Gegensatz zum alten nervengesteuerten Körper form- und veränderbar:

[...] much of the messianism associated with glandular science stemmed from its message that the body was modifiable – significantly, if not infinitely, and in relatively painless ways. The new body, at the physiological level, was far more complex than the older, pre-glandular one, but it was also far more plastic, far more modifiable. The grounds for such modifications were, of course, shaped in large measure by cultural, moral and social imperatives [...] but the means were dazzlingly modern and scientific. (Sengoopta 2006: 6)

Dem neuen Körper-Verständnis gemäß waren Pathologien nicht länger in einer Fehlfunktion der Nerven begründet, sondern einem Ungleichgewicht der Hormone geschuldet. Die damit einhergehenden »Gefahren« der Verweiblichung, Vermännlichung, Überalterung und Degeneration schienen mit den Mitteln der modernen Wissenschaft und Medizin leicht zu beseitigen. Der leistungsfähige, potente, geschlechterkonforme und verjüngte Mensch, den Steinachs Experimente versprachen, symbolisierte zugleich also eine neue moderne Gesellschaftsordnung und eine bessere Zukunft. Geschlecht wurde zum zentralen Ankerpunkt dieser Utopie.

Steinachs Forschungen stehen somit einerseits im Kontext einer zunehmenden Modernisierung der Medizin und Naturwissenschaften im frühen 20. Jahrhundert sowie andererseits im Kontext einer kulturellen Utopie des »neuen Menschen« – »[t]he longing of an entire generation for ›new men‹ and ›new women‹ – in short, for a modern human being« (George 2020: 24) und den damit verbundenen Biopolitiken. Innerhalb dieses Begehrens nach einem »neuen«, »modernen« Menschen fungierte Steinachs Idee der Plastizität des Kör-

pers als Scharnier, über das dieses neue Selbst ausverhandelt und entworfen wurde. Als unendlich form- und wandelbar wurden Geschlecht und Geschlechterdifferenz zum Zeichen einer modernen Gesellschaft erklärt.

Der form- und verbesserbare Körper des modernen Selbst wurde jedoch immer auch in Beziehung zu und in Abgrenzung von dem Körper eines imaginierten »Anderen« und dessen Plastizität konstruiert (vgl. George 2020: 24; Beauchamp 2012: 62). Dieses »Andere« wird in der Form rassifizierter Körper an den Rändern von Steinachs Forschungen sichtbar und demonstriert die Art und Weise, in der diese in die verwobenen Geschichten der Moderne mitsamt ihrer Kolonialität eingebettet waren.

Verwobene Geschichten: Steinachs Forschungen im kolonialen Gefüge der Moderne

Diese Verflechtungen und die Art und Weise, in der Steinachs Experimente in die Geschichten der Moderne mitsamt ihrer Gewalt und Dehumanisierung eingeschrieben sind, möchte ich im Folgenden anhand von Steinachs Forschungsarbeiten und dem Labor als Ort der Wissensproduktion veranschaulichen.

Koloniale Geografien des Wissens zwischen Schaulust und Belehrung

Es liegt an der Kopfstation der Liliputbahn, ringsum umgeben von den Stätten der Volksbelustigung. Von der Hochschaubahn sieht man direkt in die Fenster des Steinachschen Laboratoriums, die Fenster, hinter denen die weltberühmten Entdeckungen gemacht wurden, Umwandlungen von Weibchen in Männchen und von Männchen in Weibchen, die Verjüngung und die jüngste wissenschaftliche Großtat Steinachs, die Darstellung des Hirnhormons, des Saftes, der die Gehirntätigkeit fördert. An der Front zur Hauptallee das Museum: in Spiritus und Formol konserviert die Wunder der Lebensforschung. Ein einzigartiges Raritätenkabinett, Tiere mit überzähligen Beinen und Köpfen, Insekten mit Kiemen und Augen – am Rücken, abenteuerliche Monstren mit artfremden Augen, Krebse denen aus der Augenhöhle ein fremdes Organ sproßte, Eidechsen mit drei Schwänzen, und die so tragisch berühmt gewordene Geburtshelferkröte, die den Wiener Biologen Paul Kammerer in den Freitod getrieben haben soll... Ein einzigartiges Raritätenkabinett, nicht Naturfunde, sondern Kuriosa, willkürlich vom Experimentator erzeugt, um dem tiefen Geheimnis des Lebens auf den

Grund zu kommen. Auf der anderen Seite, zum Kinderspielplatz hinaus, der Arbeitssaal des Zoologen, wo die wundersamen Ueberpflanzungs- und Regenerationsversuche ausgeführt wurden. Zu Anfang des Jahrhunderts wurde das Gebäude von Dr. Friedrich Knauer, zu dessen Andenken eben in Wien eine Straße benannt wurde, als Vivarium geschaffen. Für einige Kupferstücke konnte man in das Paradies hinein, konnte den berühmten Menschenaffen des Vivariums, seine drolligen Kunststücke und sein menschenähnliches Gebaren bewundern, in großen Aquarien und Terrarien exotische Schlangen, Riesenechsen, farbenprächtige Meeresfische – »alles lebend!« – betrachten. Die Wunder fernster Länder waren hier im Wurstelprater zusammengetragen. So im Vorübergehen, zwischen Fünfkreuzertanz, Drehorgellärm, Ringelspiel, der Dame ohne Unterleib, der tätowierten Frau, den Künstlerpantomimen, zwischen Kalafati²¹ und der Deutschmeisterkapelle im Dritten Kaffeehaus lag das Vivarium [...], das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden, befriedigte die Schaulust und bot zugleich Belehrung. (Finkler 1930: 10)

So beschreibt der Biologe und Wissenschaftsjournalist Walter Finkler²² im August 1930 die *Biologische Versuchsanstalt*, in der Eugen Steinach seit Beginn des 20. Jahrhunderts seine Theorien zu Plastizität, Geschlechtsumwandlung und Verjüngung entwickelte. Zwischen Liliputbahn, Kinderspielplatz, Ringelspiel und Kaffeehaus an der Prater Hauptallee Nr. 1 gelegen, verortet Finkler die *Biologische Versuchsanstalt* als festen Bestandteil der räumlichen Organisation des Wiener Praters und dessen Unterhaltungskultur. Doch die von Finkler beschriebene Vermengung von Wissenschaft und Unterhaltung geht noch weiter, sie betrifft auch das Innere des Labors. Denn dort finden sich neben den klassischen Insignia der Wissenschaft – dem Labor, dem Arbeitssaal, die in Spiritus und Formaldehyd eingelegten Präparate – und den dort getätigten

21 »Kalafati« oder auch der »Große Chinese« ist der Name einer neun Meter hohen Figur eines früheren Ringelspiels und ein Wahrzeichen des Wurstelpraters.

22 Walter Finkler (1902–1960) war selbst zunächst als Zoologe an der *Biologischen Versuchsanstalt* beschäftigt. Nach der Publikation seiner umstrittenen Studie über die Transplantation von Insektenköpfen »Vertauschte Köpfe: aus der Werkstatt der modernen Lebensforschung« (1923) musste er seine wissenschaftliche Karriere jedoch beenden und war ab Mitte der 1920er als Wissenschaftsjournalist u.a. für die Zeitungen *Neues Wiener Tagblatt*, *Neues Wiener Journal* und *Neue Freie Presse* tätig. In dieser Funktion berichtete er, bis er 1938 nach England floh, laufend über die neuesten Forschungen der *Biologischen Versuchsanstalt* und hegte ein besonderes Interesse für Steinachs Experimente (vgl. Stoff 2008).

»weltberühmten Entdeckungen« und Experimenten auch allerlei »Wunder«, »Raritäten«, »Monster« und andere »Kuriosa«. Dabei vermengen sich in Finklers Beschreibung die Fantasien über »exotische« Tiere und die Sehnsucht nach »fernen Länder« und »paradiesischen« Zuständen auf unheimliche Weise mit den als »Freaks« konstruierten Attraktionen des Wurstelpraters, der »Dame ohne Unterleib« und der »tätowierten Frau« sowie den »Raritäten«-Sammlungen der *Biologischen Versuchsanstalt*. Trotz ihrer historischen Distanz reihen sie sich aneinander zu einem anachronistischen Konglomerat des Absonderlichen, Außergewöhnlichen und Monsterhaften. Sie sind zugleich familiär (neben Kinderspielplatz und Kaffeehaus) und fremd, abstoßend und unterhaltsam. Als »nicht-natürlich«, »monsterhaft« und »anders« konstruiert bilden die sich in Finklers Beschreibung überlappenden monsterhaften Versuchstiere, ihre »exotischen« Artgenossen sowie die zur Schau gestellten »Freaks« und »Fremden« zusammen jene sich überlappenden Figurationen des Nicht-Menschlichen oder Nicht-Ganz-Menschlichen, die historisch betrachtet im Mittelpunkt der Unterhaltungskultur des Wiener Praters standen. Dabei verwischt der Artikel die Grenzen zwischen Außen und Innen, zwischen Unterhaltung und Wissenschaft, zwischen den Museen, Menagerien und Schaubuden, die ringsum die *Biologische Versuchsanstalt* angesiedelt waren, und dem Labor als wissenschaftlicher Forschungsstätte. Entgegen der dominanten Vorstellung des modernen Labors als vermeintlich neutraler Ort der Wissensproduktion, als »placeless place« (Livingstone 2003: 3), der sich dadurch auszeichne, von seiner äußeren Umgebung unbeeinflusst zu sein, weist der Artikel somit auf deren besondere Position zwischen »Belehrung« und »Schaulust« hin und macht dabei deutlich, dass die Geschichte der *Biologischen Versuchsanstalt* und Steinachs Forschungen in ihr nicht ohne deren spezifische Lokalität im Wiener Prater erfasst werden kann.

Alys George (2018) argumentiert, dass diese Vermengung von Wissenschaft und Unterhaltung einer Demokratisierung des Zugangs zu wissenschaftlichem und insbesondere medizinischem und biologischem Wissen gleichkommt, da der Prater als öffentlicher Ort »für alle« zugänglich sei – im Gegensatz zu den traditionellen Orten der Wissensproduktion über den menschlichen Körper, den Laboratorien, Kliniken und Sezierräumen, sowie den Orten der Wissensvermittlung, den Museen, Büchereien und Auditorien, die vorwiegend im sogenannten Mediziner-Viertel Wiens rund um die Universität angesiedelt waren und sich fast ausschließlich an eine gebildete, elitäre Öffentlichkeit richteten. Diese Vermengung von Belehrung und Schaulust ausschließlich als eine Demokratisierung des Wissens darzustellen

len, die öffentlich und damit »für alle« zugänglich sei, trägt jedoch erneut zu einem Unsprechbar-Werden jener Gewalt bei, die dieses Wissen überhaupt erst ermöglichte. Diese Entnennung legitimiert die zugrundeliegende Entmenschlichung und Verdinglichung der Ausstellungs-*Objekte*. Stattdessen ließe sich behaupten, dass der Prater als Ort der öffentlichen Wissensproduktion zwar durchaus eine Gegenöffentlichkeit zu der bürgerlich-elitären Öffentlichkeit des Mediziner-Viertels darstellte, sich aber auch jene Figurationen der Demokratisierung und Öffentlichkeit gerade dadurch auszeichnen, dass sie (informelle) Ausschlüsse produzieren und aufrechterhalten (vgl. Fraser 1990: 63f.).

Der Prater, dessen Auenlandschaften noch heute das größte innerstädtische Naturerholungsgebiet in Wien darstellen, diente bis ins späte 18. Jahrhundert als kaiserliches Jagdgebiet und war nur dem Hofadel zugänglich. Erst als der Prater im April 1766 durch ein Dekret des Kaisers Joseph II. zur allgemeinen Benutzung freigegeben wurde, was wenig später auch die Ansiedlung von Kaffee- und Wirtshäusern beinhaltete, wandelte sich das Gebiet zu einem beliebten Ausflugsort, der der Bevölkerung Wiens gleichermaßen Erholung wie Unterhaltung versprach. Mit der Entfernung der Gitter am Eingang des Praters 1775 wurde schließlich auch die zunächst verhängte Sperrstunde aufgehoben und das Gelände war zu allen Tages- und Nachtzeiten zugänglich. Zugleich etablierte der Prater sich ab seiner Öffnung als ein Ort des sozialen Experiments und der Transgression, ein »Versuchslabor[...] für die wachsende Großstadt in sozialer, technischer und globaler Hinsicht« (Storch 2016: 9), wo sich die dominanten sozialen und räumlichen Grenzziehungen zwischen Proletariat, Bürgertum und Adel verflüssigten sowie bürgerliche Moral- und Wertevorstellungen hinterfragt und neu ausverhandelt wurden. Aufgrund seiner einzigartigen Topografie war der Prater weniger der staatlichen Kontroll- und Ordnungsgewalt ausgesetzt als die übrige Stadt (vgl. Mattl/Schwarz 2004: 133). Entsprechend war der Prater von Beginn an auch ein Ort, an dem Begehren und Sexualität ausverhandelt wurden, boten doch die dichtbewaldeten Auen einen guten Sichtschutz für allerlei (verbotene) sexuelle Anbahnungen und Abenteuer und auch Sexarbeit war bereits seit dem Eröffnungsfest 1766 ein fest etablierter Bestandteil des Sozialraums Prater.

Mit der schrittweisen Öffnung des Praters für die allgemeine Bevölkerung siedelten sich in den aus Holz gebauten Praterhütten zunehmend auch allerlei Unterhaltungsetablissemments – Tanzlokale, Schaubuden, Ringelspiele und Schaukeln – an; vor allem im nordwestlichen Bereich des Praters, der daher

bald den inoffiziellen Namen *Wurstelprater*²³ erhielt (vgl. Pemmer/Lackner 1974). 1895 eröffnete mit *Venedig in Wien* ein Themen- und Vergnügungspark mit im venezianischen Stil errichteten Bauwerken sowie künstlich angelegten Kanälen und Gondeln. In dessen Mitte wurde 1897 anlässlich des fünfzigsten Thronjubiläums Kaiser Franz Josephs I. das Wiener Riesenrad errichtet. Auch die Anfänge des Kinos in Wien lassen sich im Prater verorten; von der ersten Kinematografen-Vorführung 1896 in einer Praterschaubude zur Entstehung der ersten Kinogebäude Wiens ab 1901 (vgl. Storch 1999: 145f.).

Insbesondere die Wiener Weltausstellung von 1873, deren Schauplatz ebenfalls der Prater war, hatte weitreichende Auswirkungen auf die räumliche, aber auch soziokulturelle Organisation des Gebietes. Durch die für die Weltausstellung ab 1871 eingesetzte »Praterregulierung« wurden nicht nur weitere Zufahrtswege geschaffen, die Praterhütten des *Wurstelpraters* modernisiert und nummeriert, die Böden umgegraben und neu aufgeschüttet, die Rotunde und weitere prunkvolle Gebäude errichtet und die Donau reguliert, sondern es wurden auch zahlreiche Wohnungslose, die in den alten Praterhütten Notunterkünfte gefunden hatten, vertrieben und weiter an die Ränder der Stadt gedrängt; mitunter in die neugebauten Kanalsysteme (vgl. Sinhuber 1993: 101). Außerdem wurden im Zuge der Weltausstellung Sexarbeiter_innen erstmals in einem »Gesundheitsbuch« registriert und insgesamt 1.600 Personen erfasst, wobei die Zahl jener, die ohne Registrierung Sexarbeit im Prater anboten, weitaus höher liegen dürfte (vgl. Mauthner-Weber 1995: 155ff.; Kaldy-Karo/Marschall 2017: 120). Gleichzeitig etablierte die durch die Weltausstellung angestoßene Umstrukturierung des Praters auch dessen Konstitution als einen Ort, der durch voyeuristische Blicke und »imaginäre Reisen« (vgl. Storch 1999) geprägt war, in dem die Faszination mit dem »Anderen« und »Fremden« eine zentrale Rolle spielte.

Das Gebäude, das ab 1902 die *Biologische Versuchsanstalt* beheimatete, wurde ebenfalls 1873 im Zuge der Wiener Weltausstellung errichtet. Ursprünglich als Aquarium konzipiert wurde das Gebäude ebenso wie die historischen Prachtbauten der Wiener Ringstraße an der Hauptallee des Praters im Stil der Renaissance gebaut und verweist somit, wie Brigitte Fuchs anmerkt, auf jenen »Geschmack des ›Zeitalters des Reisens und Entdeckens« (Fuchs 2003:

23 Die Bezeichnung Wurstelprater geht auf die Figur des Hanswurst oder Wurstel zurück, ein dem Kasperl ähnlicher, derb-komischer Charakter (vgl. Pemmer und Lackner 1974: 28).

125), den das Projekt der Weltausstellung zu bedienen suchte und der die Imagination von Österreich als kolonialer Großmacht schürte. Das Aquarium beherbergte mehrere große Wassertanks, in denen eine Vielzahl an unterschiedlichen Salz- und Süßwassertieren zur Schau gestellt wurden, und galt schon kurz nach seiner Eröffnung als eines der »bedeutendsten Aquarien Europas« (»Unser Prater« 1874: 14), das zahlreiche Besucher_innen anzog (vgl. Taschwer 2007: 38ff.). Aquarien etablierten sich ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Europa als eine populäre Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Unterhaltung. Während die Haltung von Fischen und im Wasser lebenden Tieren eine lange Tradition hatte, zeichneten sich Aquarien dadurch aus, mit Hilfe von speziellen Technologien wie etwa Filtern und Temperaturregulationen die natürlichen Lebensräume der gezüchteten Tiere und Pflanzen künstlich herzustellen, so dass sich selbst regulierende künstliche Ökosysteme entstanden. Als solche dienten sie nicht nur der Unterhaltung ihrer Besucher_innen, sondern ermöglichten auch die wissenschaftliche Erforschung der Tiere und Pflanzen abseits der oft weit entfernten Meere, Seen und Gewässer, die ihre natürlichen Lebensräume waren (vgl. Reiß 2017: 119). Als »techno-natural assemblages« (Reiß 2017) war es ihr Ziel, die Natur nicht lediglich abzubilden, sondern ihre Abläufe und Funktionen durch elaborierte Technologien künstlich nachzubilden. Nach Beendigung der Weltausstellung diente das Aquarium ab 1888 unter der Leitung des Zoologen Friedrich Knauers als Zoo für die unterschiedlichsten Säugetiere, Vögel und Reptilien. Schon 1891 umfasste dieser Zoo »fast 100 Varietäten und mehr als fünfzehn-hundert lebende Thiere« (»Notizen« 1891: 7). Im Zuge dieser Umstrukturierung erhielt das Gebäude den neuen Namen *Vivarium*, der in goldenen Buchstaben den Eingang zierte. Wie bereits das Aquarium zuvor sollte auch das *Vivarium* mit seiner Artenvielfalt, die unter möglichst naturnahen Bedingungen erhalten wurde, sowohl der Unterhaltung als auch der Belehrung dienen. So wurde das *Vivarium* wenige Monate nach seiner Eröffnung folgendermaßen angepriesen:

Das Vivarium im Prater, dessen Besuch ein ebenso lohnender als belehrender ist, erfreut sich bereits einer bedeutenden Anziehungskraft [...]. Dasselbe muß in seiner gegenwärtigen Form als ein hervorragendes Mittel für den Anschauungsunterricht bezeichnet werden [...]. Das Vivarium, welches als Ersatz für einen in Wien noch immer fehlenden Thiergarten angesehen werden kann, beherbergt aber so viel des Interessanten und Sehenswerthen, daß der Besuch desselben auch dem großen Publikum – namentlich aber jenem Theile der Bevölkerung, welcher neben der Erheiterung auch die Belehr-

rung sucht – in ernstester Weise empfohlen werden kann. (»Das Vivarium« 1888: 5)

Der im Artikel beanstandete fehlende Tiergarten wurde ebenfalls durch Knauer wenige Jahre später in unmittelbarer Nähe des *Vivariums* als *Tiergarten am Schüttl* gegründet. Der Tiergarten und der Zoo waren, so David Livingstone (2003), einerseits wichtige Vorläufer des Labors und gleichzeitig ein zentraler Ort der Grenzziehung zwischen Mensch und Tier, Beobachter_innen und Beobachteten, dem Rationalem und dem »Wilden« (vgl. ebd.: 61). Nicht länger lediglich für Süß- und Salzwassertiere konzipiert, bot das *Vivarium* nach seiner Umgestaltung so den geeigneten Ort für die 1897 von Carl Hagenbeck inszenierte »Größte Reptilienausstellung der Welt«, während die ebenfalls von Hagenbeck kuratierte »Zoologische Ausstellung und Arena« mitsamt »indischem Palmenhain« und »Affen-Paradies«, in der zeitweise auch eine »Singhalesen-Truppe« zu sehen war, nicht weit entfernt in der Rotunde stattfand. Zur gleichen Zeit stellte die »Egyptische Ausstellung« im neben dem *Vivarium* gelegenen *Venedig in Wien* ein »Beduinen-Lager« samt Bewohner_innen zur Schau und im gegenüberliegenden Tiergarten am Schüttl, auf der anderen Seite der Hauptallee, wurden die »Aschanti« exponiert. Das *Vivarium* war ein fester Bestandteil dieser inszenierten kolonialen Spektakel des späten 19. Jahrhunderts, dessen geisterhafte Vergangenheit und verdrängte Gewalt auch der eingangs zitierte Artikel wachruft.

Es waren die Architektur und die Infrastruktur des Aquariums und *Vivariums* mit seinen großen Wassertanks und Gehegen sowie den bereits etablierten Technologien zur künstlichen Imitation natürlicher Verhältnisse, die das Gebäude zum perfekten Standort für die *Biologische Versuchsanstalt* machten. Einerseits erforderte der experimentalbiologische Schwerpunkt die längerfristige Haltung und Zucht von zahlreichen Tieren, andererseits boten die bereits dort angesiedelten Technologien zur künstlichen Herstellung natürlicher Verhältnisse die optimale Voraussetzung zur Erforschung der Frage nach dem Einwirken von Umwelteinflüssen auf die Entwicklung von Organismen, die im Zentrum des Forschungsinteresses der *Biologischen Versuchsanstalt* stand. Hier ist Christian Reiß zuzustimmen, der schreibt, die *Biologische Versuchsanstalt* »as a laboratory space was co-produced by the particular history of its building« (Reiß 2017: 116). Gleichzeitig ist es aber auch die spezifische Geschichte des Praters, die es Finkler in seiner Beschreibung der *Biologischen Versuchsanstalt* ermöglichte, in einer anachronistischen Geste deren wissenschaftliche Forschung inmitten dieser kolonialen Imaginationen

und der im Prater generierten Schaulust zu platzieren. Finklers Beschreibung ist jedoch nur insofern anachronistisch, als dass er zwar explizit auf die Schaustellungen vor der Gründung der *Biologischen Versuchsanstalt* Bezug nimmt, diese aber keineswegs endeten, als diese 1902 gegründet und ein Jahr später eröffnet wurde. Walter Schwarz argumentiert in seiner Analyse anthropologischer Schaustellungen in Wien zwar zurecht, dass diese nach 1900 deutlich abnehmen – oder zumindest weniger über sie berichtet wurde – und dies nicht zuletzt mit dem Scheitern des *Tiergartens am Schüttel*, der auch das *Vivarium* betrieb, in Verbindung bringt (vgl. Schwarz 2001: 224). Auch zeitgenössische Zeitungen bemängelten das »Seltenerwerden der gas-tierenden wilden Stämme« (»Ein bisschen Wunder« 1913). Dennoch lassen sich bis in die 1930er Jahre zahlreiche Inszenierungen von »afrikanischen Dörfern« und Performances »exotischer Menschen« im Prater feststellen. So fand noch 1903, im selben Jahr als die *Biologische Versuchsanstalt* eröffnet wurde, eine große »Indien«-Schau in der Rotunde statt, 1906 gastierte dort »Buffalo Bill's Wild West«, 1909 war eine »Javanertruppe« im nahe gelegenen *Zirkus Busch* zu sehen, 1910 wurde in *Venedig in Wien* ein »Somalidorf« errichtet und ein »afrikanisches Dorf« wurde als »Hauptattraktion« der ebenfalls 1910 stattfindenden internationalen Jagdausstellung in der Rotunde angepriesen. Auch nach dem Ersten Weltkrieg fand 1923 eine »Riesen-Wildwestschau« im Prater statt, der *Zirkus Krone* inszenierte 1927 »Cowboys und I[...]«, »Japaner« und »Afrikaner« und 1928 wurde ein »Araberdorf« zur Schau gestellt, 1929 ein »senegalesisches Dorf« und noch 1930 wurde mit »Afrika im Prater« die Schaulustigen Wiens angelockt.²⁴

Diese Performances und Inszenierungen fanden zwar seltener im Format der anthropologischen Schaustellungen statt, sondern waren zunehmend im Rahmen von Zirkussen organisiert (vgl. Schwarz 2001). Dadurch waren sie weniger durch ein vermeintlich wissenschaftliches Interesse legitimiert, sondern präsentierten sich dezidiert als Teil der Unterhaltungskultur. Ihre Faszination auf das weiße Publikum verloren sie jedoch nicht. Dennoch fanden auch die klassischen Schaustellungen weiterhin statt, wie beispielsweise die »große In-

24 Siehe u.a.: »Buffalo Bill« (1906); »Hagenbecks Riesen-Raubtierschau« (1909); »Ein Somalidorf« (1910); »Die neue Saison« (1910); »Internationale Jagdausstellung« (1910); »Olympia-Zirkus-Riesenarena« (1923); »Zirkus Krone« (1927); »Vor dem Richter« (1928); »Fünfzig vom Senegal« (1929); »Ein N[...]dorf im Prater« (1929); »Afrika in Wien« (1930); »Afrika im Prater« (1930).

dienschau«, die 1930 durch *Circus Zentral* und die Firma Hagenbeck ausgerichtet wurde, deren Namensgeber bereits 1913 verstorben war.

Ähnlich verhält es sich mit den Zurschaustellungen von menschlichen »Abnormitäten«, die ab Mitte des 19. Jahrhunderts in Wien populär waren. Auch ihre Inszenierungen erlebten zwischen 1870 und 1910 ihren Höhepunkt, lassen sich aber weit bis in die 1930er Jahre hinein verfolgen. Während die im Eingangszitat von Finkler erwähnte »Dame ohne Unterleib« nicht selten eine Illusion war, sorgfältig aufrecht erhalten durch den Einsatz von Spiegeln und Vorhängen, wurden in den Schaubuden des Praters Menschen zur Schau gestellt, die aufgrund ihres Körpers als »außergewöhnlich« konstruiert wurden – »Zwerge« und »Riesen«, »siamesische Zwillinge«, »Rumpfmenschen«, »Kolosse« und »Skelettmenschen«, »Haarmenschen« sowie »bärtige Damen« (vgl. Pemmer 1968; Storch 2016: 56ff.; Kaldy-Karo/Marschall 2017: 173f.). Als »Wunder der Natur« angepriesen und vermarktet, war es die kulturelle Praxis der Zurschaustellung selbst, die diese als solche hervorbrachte, wie Eli Clare festhält: »[N]ature did not make them into freaks. The freak show did, carefully constructing an exaggerated divide between »normal« and Other, sustained in turn by rubes willing to pay good money to stare« (Clare 2009 [1999]: 87). Dabei weist Clare auf zwei wichtige Punkte hin: Einerseits, dass sich die Konstruktion der Figur des »Freaks« im Rahmen der Schaustellungspraxis vollzog, an der Schausteller, Publikum, aber auch die Performer_innen selbst beteiligt waren. Andererseits macht Clare deutlich, dass die Anziehungskraft aber auch die sozio-kulturelle Funktion dieser Performances in der Konstruktion und Betonung der Differenz zwischen »Abnormalität« und »Normalität« lag. Zusammen mit den »anthropologischen Schaustellungen« versicherten diese Inszenierungen die Zuschauer_innen in ihrer Überlegenheit und konstruierten »Normalität« entlang von Weißsein, Nicht-Behinderung und Zweigeschlechtlichkeit (vgl. ebd.: 91).

In *Putting Science in Its Place: Geographies of Scientific Knowledge* (2003) argumentiert David Livingstone, dass die Räume und Orte, an denen Wissen produziert wird, konstitutiv für dessen Generierung sind, denn Wissenschaft ist auf entscheidende Weise kein Blick aus dem Nirgendwo, sondern immer auch lokalisiert und verortet: »Place is essential to the *generation* of knowledge. It is no less significant in its *consumption*« (Livingstone 2003: 11, Herv. i. O.). Die verwobenen und gewaltvollen Geschichten des Wiener Praters und des Gebäudes an der Hauptallee Nr. 1, dessen einzigartige Infrastruktur und Umgebung beeinflussten nicht nur die Art und Weise, *wie* – also mit welchen Mitteln und unter welchen Umständen – in der Biologischen Versuchsanstalt Wissen produ-

ziert wurde. Als »Geografien des Wissens« (Livingstone 2003) hatte der Prater mitsamt seinen transatlantischen und kolonialen Verstrickungen auch Auswirkungen darauf, *welches* Wissen produziert wurde, welche Fragen gestellt wurden, welche Deutungsmuster zur Verfügung standen und welche Gewissheiten und welche Zweifel das Forschungsinteresse leiteten.

Tropenfantasien im Labor: »Hitzeratten« und »experimentelle Anthropologie«

Im selben Jahr als seine Theorien zur Verjüngung publiziert wurden, erschien mit »Klima und Mannbarkeit« (1920) ein weiterer Text, in dem Eugen Steinach seine Theorien zur Wandel- und Formbarkeit von Körpern und die zentrale Rolle von Geschlecht darlegte. Gemeinsam mit seinem Kollegen Paul Kammerer²⁵ verfasst, widmete sich der achtzigseitige Forschungsbericht der Frage nach dem Einfluss der Umwelt auf die Entwicklung von Geschlecht und Sexualität. Kammerer, der ebenfalls an der *Biologischen Versuchsanstalt* forschte, war ein Vertreter der neo-lamarcksistischen Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften²⁶ und Anhänger austromarxistischer Ideologie der »positiven Eugenik«²⁷. Die Zusammenarbeit mit Steinach, dessen Experimente und dessen

-
- 25 Paul Kammerer (1880–1926) war ein österreichischer Biologe, der ab 1902 an der *Biologischen Versuchsanstalt* arbeitete und dort vornehmlich mit der These der Vererbung erworbener Eigenschaften beschäftigt war. Nachdem seine an Geburtshelferkroten durchgeführten Experimente, die diese These beweisen sollten und aufgrund derer er zunächst gefeiert wurde, als Fälschungen denunziert wurden, beging Kammerer Suizid (vgl. Logan 2013).
 - 26 Anders als die ab Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend akzeptierte Evolutionstheorie Charles Darwins, die Evolution als Folge natürlicher Selektion darstellte, ging der französische Zoologe Jean-Baptist Lamarck in seiner Evolutionstheorie davon aus, dass die Weiterentwicklung der Arten auf der Fähigkeit von Organismen beruhe, Eigenschaften, die sie während ihres Lebens erworben haben, an ihre Nachkommen weiterzuvererben.
 - 27 Im Gegensatz zu einer an Eliminierung ausgerichteten Eugenik, die vermeintlich »schlechtes Erbgut« durch Maßnahmen wie Sterilisation und Eheverbote auszumerzen versuchte, war der eugenische Diskurs des Austromarxismus an Regeneration und Reform orientiert und verstand sich selbst als »positive Eugenik«. Die eugenischen Maßnahmen fokussierten demnach unter anderem auf die Verbesserung von Umweltbedingungen (z.B. in den Bereichen Hygiene und Wohnbau), in der Annahme, dass diese eine positive Auswirkung auf das Erbgut und somit eine »verbesserte« Nachfolgeneration zur Folge habe. Während Paul Kammerer sich als Sozialdemokrat engagierte und seine Forschungsinteressen im Dienste der politischen Ideale des Austro-

Ansehen innerhalb der Forschungsgemeinschaft zu Beginn der 1920er Jahre lieferten Kammerer die Möglichkeit, seine Theorie der Vererbung erworbener Eigenschaften anhand bereits anerkannter Wissensbestände zu artikulieren, was konkret hieß, dass er Geschlecht und insbesondere die von Steinach etablierte und gleichsam mysteriöse »Pubertätsdrüse« zu den zentralen Scharnieren der Vererbung erklärte (vgl. Logan 2007). Ausgehend von Steinachs These, dass die Pubertätsdrüse und insbesondere die in ihr enthaltene Anzahl so genannter Zwischenzellen in einem direkten proportionalen Verhältnis zur Geschlechtsentwicklung, Geschlechtsdifferenzierung und zum Geschlechtstrieb eines Organismus stehe, entwickelten Steinach und Kammerer ihre Argumentation in »Klima und Mannbarkeit«. Hierbei machten sie sich Steinachs Experimente mit Ratten zunutze, die in temperatur-regulierten Käfigen gehalten wurden. Die Forscher verfolgten das Ziel, zu beweisen, dass die Menge jener Zwischenzellen durch die Temperatur beeinflusst werden konnte und dementsprechend Unterschiede und Schwankungen in Geschlechtsentwicklung, Geschlechtsdifferenzierung und Geschlechtstrieb durch die Umwelt induziert wurden.

Für das Experiment teilten Steinach und Kammerer die Versuchstiere in eine Versuchs- und in eine Kontrollgruppe. Während die Ratten der Kontrollgruppe in Käfigen untergebracht waren, in denen sie den jahreszeitlichen Temperaturschwankungen Wiens ausgesetzt waren, wurde die Versuchspopulation in Wärmekammern, die in Abstufungen zwischen 25 und 40 Grad Celsius einer konstanten Temperatur unterlagen, aufgezogen. Dabei unterstützen die Autoren den Objektivitätsanspruch ihres Versuches durch die Betonung der präzisen Kontrolle weitere Einflussfaktoren wie Licht, Nahrung und Feuchtigkeit in der gesamten Experimentalanordnung, »so daß die an ihnen beobachteten Veränderungen ausschließlich auf Temperaturdifferenzen zurückgeführt werden dürfen« (Steinach/Kammerer 1920: 397).

Im Vergleich zur Kontrollpopulation zeichneten sich die »Hitzeratten« laut Steinach und Kammerer einerseits durch stark vergrößerte Geschlechtsorgane aus, während andererseits die Geschlechtsdifferenzierung zwischen den Tieren, die sich in der Kontrollkultur als Unterschiede in Gewicht, Wachstum, Bau des Skeletts und Struktur des Fells äußerte, abnehme:

marxismus verfolgte, war Sonja Walch zufolge die gesellschaftspolitische Relevanz ihrer Forschung für Eugen Steinach weniger relevant (vgl. Walch 2016: 139).

Von den übrigen somatischen Geschlechtsunterschieden der Hitzeratten empfängt man – soweit sie äußerlich in Erscheinung treten – nicht den Eindruck, als ob sie der mächtigen Scrotumentwicklung entsprechend gesteigert wären. Sonst ist ja das Rattenmännchen seinem Weibchen gegenüber durch überragende Körpergröße, robustes Skelett, breite Schädelform, aus längeren und dickeren Haaren bestehendes Fell ausgezeichnet. In der Hitzepopulation dagegen lassen sich die Geschlechtsunterschiede nicht in demselben Maße feststellen, können sogar fehlen oder verwischt werden. (ebd.: 400)

Die paradoxe Gleichzeitigkeit von Hypersexualisierung einerseits und abnehmender oder sogar fehlender Geschlechtsdifferenzierung der »Hitzeratten« andererseits führten Steinach und Kammerer auf den Einfluss der Temperatur auf die Pubertätsdrüse zurück, deren Gewebe sich durch Einfluss der Temperatur verdickt habe und zellreicher geworden sei, wie der mikroskopische Befund zeige (vgl. ebd.: 404). Den Widerspruch, dass eine solche vergrößerte Pubertätsdrüse laut Steinachs Transplantationsversuchen auch in Bezug auf die somatischen Geschlechtsunterschiede zu einer »Hyperfeminisierung« oder »Hypermaskulisierung« führen müsste (vgl. Steinach 1916b), können Steinach und Kammerer dabei nicht vollständig auflösen. Sich dessen wohl bewusst, suchten sie in der Postulation eines »Konfliktes« zwischen inneren und äußeren Faktoren, dem Einwirken der Pubertätsdrüse einerseits und den Anforderungen des Klimas andererseits, einen Erklärungsversuch:

Wie lässt sich diese auffällige Unstimmigkeit deuten? Die Vorstellung dürfte zulässig sein, daß dabei gewissermaßen Außen- und Innenfaktoren – selbstredend kraft ihrer organischen Wirkungen – in Konflikt geraten. Sprechen wir, um es ganz klar werden zu lassen, vorerst wieder von unserem Testobjekt, der Albinoratte. Die männliche Pubertätsdrüse (der innere Faktor) würde längere, steifere Haare des Rattenmännchens verlangen; die ständige Hitze (der äußere Faktor) jedoch erfordert kurze, dünne, schmiegsame Haare, wie sie sonst nur das Rattenweibchen trägt. Hier – an der Peripherie des Körpers – siegt der Außenfaktor; an anderen Körperpartien siegt die Pubertätsdrüse: und es ist kennzeichnend, daß sie ihr förderndes Ziel am vollständigsten bei Organen erreicht, die – in der annähernd homoiothermen Leibeshöhle verborgen – den Anforderungen der Außenwelt so gut wie entrückt liegen. Das alles soll nicht teleologisch, sondern energetisch aufgefaßt werden: die Pubertätsdrüse, ihrerseits von der Temperaturerhöhungen vergrößert, erstrebt Vergrößerung des Se-

xuszeichen; wo die Temperaturbedingungen dieser Vergrößerung keinen Widerstand leisten (äußere Genitalien) oder ihn mit Rücksicht auf die regulative Stenotherie des Warmblütlerorganismus nur im geringsten Ausmaße leisten könnten (innere Genitalien), da treten die uns geläufigen Folgen des Pubertätsdrüsenwachstums auch ein. Wo aber die Temperaturbedingungen sich solchen Folgen aus energetischen Gründen nachdrücklich genug entgegenstemmen, da bleiben sie aus. (Steinach/Kammerer 1920: 449)

Diese These legt nahe, dass die durch Hitze vergrößerte Pubertätsdrüse eine vollständige Verstärkung aller Geschlechtszeichen anstrebe, dieser Entwicklung jedoch in bestimmten Gebieten des Körpers Umwelteinflüsse entgegenwirken. Inwiefern der von Steinach und Kammerer behauptete Ausgleich der psychischen Geschlechtsdifferenzierung, den sie ebenfalls auf die Einwirkung des Klimas und der Pubertätsdrüse zurückführen (vgl. ebd.: 417), in dieses Bild passt, führen die Autoren nicht aus. Darüber hinaus stellen Steinach und Kammerer fest, dass im Vergleich zur Kontrollgruppe die Pubertät der »Hitzeratten« früher eintrete und mit einem stärker ausgebildeten Sexualtrieb einhergehe. Dieser sei bereits im jungen Alter der »Hitzeratten« deutlich von den »bloßen Spielereien und Neugierdeaktionen gleichjunger Normaltierchen« (ebd.: 402) zu unterscheiden. Diese Intensität sei während des gesamten Lebens der Ratten unter Einwirkung der künstlichen Hitze gesteigert. Schlussendlich habe die Hitze laut Steinach und Kammerer auch eine Auswirkung auf die Fruchtbarkeit der Tiere, die ab einer Temperatur von 25 Grad konstant abnehme. Dies führen Steinach und Kammerer abermals auf die Vergrößerung der Pubertätsdrüse zurück, die wie Steinach in seinen früheren Arbeiten bereits dargestellt hatte, in einem antagonistischen Verhältnis zum generativen Gewebe der Keimdrüse stehe. Je größer die Pubertätsdrüse, desto mehr würde das Keimzellen produzierende Gewebe verdrängt und dementsprechend geringer sei die Fruchtbarkeit (vgl. ebd.: 403). Diese Eigenschaften, so Steinach und Kammerer, wurden nicht nur durch den Einfluss der Hitze erworben, sondern auch an die nächsten Generationen weitergegeben, unabhängig davon, ob diese ebenfalls in den Wärmekäfigen aufgezogen wurde (vgl. ebd.: 409).

Typischerweise hätte der Text an dieser Stelle nach der Beschreibung des Experimentaufbaus und der mikroskopischen Befunde mit der Zusammenfassung der Ergebnisse und ihrer Interpretation abgeschlossen. Stattdessen folgt auf diesen ersten, den Konventionen der Experimentalbiologie folgenden physiologischen Teil, ein zweiter, umfassender Abschnitt, in dem Steinach und

Kammerer ihre Ergebnisse zunächst knapp auf Beobachtungen an »tropischen Tieren« und dann ausführlich auf anthropologische Forschungen übertrugen. Für den anthropologischen Teil führten Steinach und Kammerer keine eigenen anthropologischen Forschungen durch, sondern stützten sich auf einen umfassenden »Streifzug durch anthropologische Literatur« (ebd.: 411), welche sie dank zahlreicher Hinweise des renommierten österreichischen Anthropologen Rudolf Pöschl²⁸ zusammenstellen konnten, dem sie sich »zu wärmstem Dank verpflichtet« (ebd.) fühlten. Sie meinten, mit ihrem Ansatz die Anthropologie, die sie als »notgedrungen rein deskriptive Wissenschaft« (ebd.: 435) verstanden, durch die »modernen Methoden« (ebd.: 411) ihrer Tierversuche auf »gesicherte Grundlagen« (ebd.) stellen und sie ihrer Widersprüche bereinigen zu können. Ihrer Ansicht nach machten sie damit einen wichtigen Schritt in Richtung einer objektiv begründeten »experimentelle[n] Anthropologie« (ebd.: 435). Ihr Interesse galt dabei der unter anderem in der Anthropologie verhandelten Frage, ob es das Klima oder die »Rasse« sei, die die Ausbildung von Geschlecht und Sexualität in den Tropen bestimme. Um diese Frage zu beantworten, übertrugen Kammerer und Steinach auf den über vierzig Seiten des anthropologischen Teils die Ergebnisse ihres »Hitzeratten«-Experiments auf die Beobachtungen kolonialanthropologischer Literatur über Geschlecht und Sexualität bei sogenannten »Naturvölkern« in den »Tropen« und »Kulturvölkern« in Europa. Sie begründeten dies folgendermaßen: »[e]in gleiches wie die in verschiedenen Temperaturkammern lebenden Ratten offenbarten uns die unter verschiedenen Breitengraden lebenden Menschenrassen« (ebd.: 448).

Die Aufteilung der Welt in kalte, heiße und gemäßigte Zonen sowie die Zuschreibung spezifischer durch das Klima beeinflusster Eigenschaften an die Bewohner_innen jener Zonen hat eine lange Tradition, die bis in die Philosophie der Antike zurückreicht und in der Ideengeschichte der Aufklärung ihren Höhepunkt erreichte.²⁹ Die Vertreter_innen eines solchen Klimadeterminis-

28 Zu Pöschl und dessen Lehrmittelsammlung siehe Abschnitt »Genese moderner Wissenschaft und kolonialer Wissensobjekte« in Kapitel 2.

29 Bereits griechischen Gelehrte wie Hippokrates von Kos (ca. 460–370 v. Chr.) und Aristoteles (384–322 v. Chr.) teilten die Welt in kalte, heiße und gemäßigte Zonen ein und gingen davon aus, dass das Klima einen Einfluss auf die Körper, Eigenschaften und Gemeinschaftsformen der Menschen ausübe. Daran schlossen im 18. Jahrhundert Philosophen der Aufklärung wie etwa Herder, Hegel und Montesquieu an und versuchten, eine angebliche Prädisposition von Afrikaner_innen zur Versklavung über das Klima und die damit verbundenen Formen der Zivilisation zu begründen (vgl. Horn 2016: 89f.; Jackson 2020: 29f.).

mus gingen davon aus, dass das Klima eine zentrale Auswirkung auf die politische Organisation einer Gesellschaft, ihren Charakter, ihr Verhalten, ihre Körper und somit eben auch auf Geschlecht und Sexualität ausübe, und dass es klimatische Zonen gäbe, die bestimmte Entwicklungen und Eigenschaften begünstigten, während andere diese hemmten oder verhinderten. Unterschiede zwischen Gesellschaften sowie deren Hierarchisierung wurden so über die Unterschiede der klimatischen Zonen, die sie bewohnten, erklärt. Wie Eva Horn festhält, bezeichnete Klima dabei nicht den mit meteorologischen Methoden erfassten Durchschnitt des physikalischen Zustandes der Erdatmosphäre, also einen Mittelwert von Temperatur, Niederschlag und Wind, sondern definierte vielmehr »den Ort des Menschen in einer Welt, deren Natur ihm gewisse Vorgaben macht« (Horn 2016: 90, Herv. i.O.). Diese räumliche Bestimmung des Klimas geht nicht zuletzt aus dessen Begriffsgeschichte hervor, denn das griechische κλίμα bezeichnete die Neigung der Sonne oder des Himmelsgewölbes und verwies somit auf einen geografischen Ort (vgl. ebd.: 89). Das Klima galt im 19. und frühen 20. Jahrhundert also im Gegensatz zu aktuellen, von globalem Klimawandel und Klimakrise geprägten Verständnissen als eine stabile und unveränderliche räumliche Einheit (vgl. ebd.: 91). Dementsprechend waren es neben der Zoologie und Botanik vor allem die Disziplinen der Geografie und der Anthropologie, die sich mit der Frage des Klimas und dessen Beziehung zum Menschen beschäftigten.

Innerhalb dieses Denkens nahmen die »Tropen« eine besondere Stellung ein. Als zwischen den Wendekreisen liegende Klimazone fassten sie eine Reihe von als »anders«, »fremd« und »exotisch« wahrgenommenen Regionen zusammen, deren Landschaften, Vegetationen und Bewohner_innen einen Kontrast zu Europa und dessen Selbstbild als zivilisiert, gemäßigt und aufgeklärt zu bilden hatten (vgl. Driver/Yeoh 2000). Der Historiker David Arnold (2000; 2006) spricht in diesem Zusammenhang von einer mit der europäischen Expansion einsetzenden »Tropikalisierung« Afrikas, Asiens und Teilen Amerikas. Die wissenschaftliche »Erfindung« der Tropen durch Geografie, Anthropologie, Zoologie und Botanik, die in kolonialen Reiseberichten, Romanen und weiteren künstlerischen Ausdrucksformen ihr populäres Pendant hatte, konstruierte die Tropen als einen zugleich paradiesischen und bedrohlichen Ort der europäischen Fantasie. Während Vorstellungen von ansteckenden Krankheiten wie dem sogenannten Tropenfieber, zerstörerischen tropischen Stürmen, giftigen Pflanzen und gefährlichen Raubtieren die Tropen als Ort der Zerstörung und Gefahr erscheinen ließen, wurden diese zugleich mit Imaginationen von einer endlos scheinenden Reichhaltigkeit und Fülle an

üppiger Vegetation, exotischen »Paradiesvögeln«, tropischen Früchten und Gewürzen als Ort des Überflusses und als »landscapes of desire« (Arnold 2000: 7) konstruiert. Dieses Begehren nach Überfluss und Reichhaltigkeit erstreckte sich nicht nur auf die Landschaft als solche, sondern auch auf ihre Bewohner_innen, wie Anne McClintock (1995) mit ihrem Begriff *porno-tropics* verdeutlichte.³⁰ Denn in der europäischen Fantasie waren die Tropen auch ein Ort sexueller Freizügigkeit und Verfügbarkeit, »a fantastic magic lantern of the mind onto which Europe projected its forbidden sexual desires and fears« (McClintock 1995: 22). In dieser porno-tropischen Fantasie verkörperten die Bewohner_innen der Tropen eine bestialische und ungezügelte Sexualität und wurden zum Inbegriff sexueller Perversion und sexuellen Überflusses; zugleich wurden sie aber auch feminisiert und dadurch als bereit für die männlich konnotierte (sexuelle) Eroberung imaginiert.³¹

Der gemeinsame Nenner dieser ambivalenten Imagination der Tropen zwischen Gefahr und Verheißung, Zerstörung und (sexuellem) Überfluss, lag laut David Arnold darin, dass »die Tropen« als eine Landschaft repräsentiert wurden, in der die Natur die allumfassende Macht besaß, nicht nur die Flora und Fauna, sondern auch die Menschen und ihre Eigenschaften zu beherrschen (vgl. Arnold 2000: 7). Die Tropen und die in ihnen ansässigen Bevölkerung galten, anders als die die Natur beherrschenden Europäer_innen, als in besonderem Maße durch die Natur und das Klima, in dem sie lebten, bestimmt. Dies spiegelt sich nicht zuletzt in dem Begriff der »Naturvölker« wider. Gleichzeitig wurde diese vermeintliche Naturverbundenheit der Tropen auch in zeitlicher Differenz zu Europa imaginiert, als etwas, das Europas Vergangenheit repräsentiert, aber zugleich nostalgisch für einen Verlust des vormodernen Stadiums steht. Diese Gegenüberstellung, so macht

30 Bernhard C. Schär entwickelt in seiner Analyse der Beteiligung von Schweizer Naturforschern am niederländischen Imperialismus mit dem Begriff der »Tropenliebe« ein ähnliches Konzept, dessen Doppeldeutigkeit einerseits die *Liebe in den Tropen* als Sphäre kolonialer Intimität als auch die *Liebe für die Tropen* als Projektionsfläche europäischer Imaginationen umfasst (vgl. Schär 2015: 7).

31 Sowohl McClintock (1995) als auch Marianna Torgovnick (1990) haben eindrücklich herausgearbeitet, dass in viktorianischen Kolonialromanen wie *King Solomon's Mines*, *Heart of Darkness* und der *Tarzan*-Serie die koloniale Eroberung als Penetration beschrieben wurde. »The phallic semiology accompanies the imperialist topoi, a conjunction based on the assumption that if explorers (like Stanley and Tarzan) are ›manly,‹ then what they explore must be female. Lost civilizations must (once again like women) be laden, ornamented, worth ›penetrating,‹ raping and plundering« (Torgovnick 1990: 61).

Patricia Purtschert deutlich, dient der Rückwendung Europas auf sich selbst und erlaubt ein »reflexives Moment der europäischen Selbstbetrachtung« (Purtschert 2006: 176), in dem die Tropen einerseits zum Spiegelbild der eigenen Geschichte werden, andererseits aber auch einen kritischen Blick auf den imaginierten Verlust ermöglichen. So bleibt die »Moderne [...] mit den verlorenen Tropen in einer melancholischen Wendung verbunden« (ebd.).

Es sind diese beiden Diskurse, der Klimadeterminismus einerseits und die sexuell aufgeladenen porno-tropischen und zugleich melancholische Imaginationen andererseits, auf die Steinach und Kammerer Bezug nahmen, als sie die Ergebnisse ihres »Hitzeratten«-Experiments vom Labor auf die kolonial-anthropologisch beschriebenen Phänomene übertrugen, um darzulegen, inwiefern auch Geschlecht und Sexualität der »menschlichen Bevölkerungen der Tropengegenden« (Steinach/Kammerer 1920: 401) durch das Klima bestimmt seien. Auch sie beziehen ihr Wissen über die Tropen von »Reisende[n] und Forscher[n]« (ebd.: 437). In Analogie zu den im Hitzeexperiment zur Anwendung gekommenen Kriterien ordnen sie die anthropologische Literatur entlang folgender Aspekte: Der Entwicklung der somatischen und psychischen Geschlechtscharaktere, dem Eintritt der Pubertät, dem Sexualverhalten sowie der Fruchtbarkeit (vgl. ebd.: 412).

Die im folgenden Abschnitt aufgezählten, größtenteils kolonial fabrizierten Bezeichnungen von weit über fünfzig außer-europäischen Bevölkerungsgruppen stehen einer noch längeren Liste an europäischen Wissenschaftlern gegenüber, die sie »beforscht« haben. Deren Namen – Friedrich Ratzel, Alexander von Humboldt und viele weitere, die noch heute in Texten und Büchern, auf Straßenschildern und Ortsbezeichnungen fortbestehen – stehen einer Vielzahl an kolonisierten Körpern gegenüber, die trotz der Unmenge an kolonialanthropologischen Bezeichnungen, unter derer sie im Text aufgerufen werden, zu einer namenlosen Masse verschimmen. Sie sind lediglich Objekte des anthropologischen Wissens, austauschbar und anonym, ihre Leben zu statistischen Schnittmengen zusammengefasst, ihre Körper vermessen und zu numerischen Daten abstrahiert. Es ist unmöglich, anhand dieser Texte bzw. Steinachs und Kammerers Rezeption etwas über ihre Identitäten, ihre Perspektiven auf sich selbst und ihr Leben oder ihr Wissen zu erfahren. Ihre Handlungsmacht und möglicher Widerstand gegen die Vermessungs- und Klassifizierungspraktiken bleiben fast undenkbar. Ich versuche mir vorzustellen, dass eine der jungen Frauen – vielleicht hieß sie Akua oder Fatou – sich mit Händen und Füßen gegen ihre gewaltsame Vermessung wehrte. Sie stieß den Stuhl um, auf dem sie sitzen sollte, und spukte einem der Männer,

der ihre Brüste vermessen wollte, ins Gesicht. Ich stelle mir Zuri vor, der als Mann lebte, durch die europäischen Anthropologen jedoch aufgrund seiner Anatomie als Frau kategorisiert wurde. Er schaffte es, dem Fotografen, der seinen Körper von allen Seiten abfotografierte, in einem unaufmerksamen Augenblick das Geld aus der Tasche zu stehlen und so sich und seine Familie für einige Wochen ernähren konnte. Vielleicht war da auch Elok, die die Faszination der Anthropologen mit ihrem Körper zu nutzen wusste, um sich hier und da Vorteile zu verschaffen. Vor meinem inneren Auge erscheint auch Enola, die sich noch an die Geschichten ihrer Vorfahren über die ersten weißen Männer erinnert, die an die Küste ihres Landes ankamen, völlig ausgehungert und geschwächt, ihre Körper von Skorbut gezeichnet. Sie erinnert sich an die Erzählungen darüber, wie ihre Vorfahren diesen Männern halfen, die völlig nutzlos waren, nicht jagen konnten und immer wieder Gefahr liefen, sich an ihnen unbekannten Pflanzen zu vergiften. Als ein junger Bursche beginnt, eifrig ihren Schädel von Ohr zu Ohr abzumessen, denkt sie an diese Geschichten und murmelt leise jeden einzelnen Fluch, der ihr einfällt. Doch die Gewalt des anthropologischen Diskurses hält ihre »Forschungsobjekte« fest in ihrer Position. Als »Andere« markiert, wird es ihnen verunmöglicht, ihre Geschichten zu erzählen. Ihr Widerstand ist undenkbar. Unter dem Vorwand, Wissen über sie zu produzieren, offenbaren die anthropologischen Texte lediglich den Blick und die Fantasien der Anthropologen selbst.

Die kolonialen Diskurse und Fantasien zeigen sich besonders deutlich in Steinachs und Kammerers Darlegungen zu Geschlecht und Sexualität bei sogenannten Naturvölkern. In Analogie zu ihrem »Hitzeratten«-Experiment meinten die Autoren auch hier einen Ausgleich der Geschlechtsunterschiede »bei Völkern warmer Klimate« (ebd.: 412) festzustellen, der sich sowohl in Körperbau, Wachstum, Behaarung aber auch in einer fehlenden oder geringen geschlechtlichen Arbeitsteilung niederschläge. Diese von Steinach und Kammerer in Anschluss an die von ihnen rezipierten Anthropologen imaginierte »Weibähnlichkeit des Mannes, Mannähnlichkeit des Weibes« (ebd.: 412) zwischen den Wendekreisen, deuten die Autoren als Ausdruck davon, »dass primitive Rassen zeitlebens dem kindlichen Zustande näher bleiben« (ebd.: 413). Da dieses »Stehenbleiben auf verhältnismäßig kindlicher Stufe« (ebd.) jedoch im Gegensatz zu Europa, wo dies lediglich ein »Geschlechtsattribut des Weibes« sei, im Falle der »Völker, die in heißen Gegenden wohnen« (ebd.: 416) sowohl Männer als auch Frauen beträfe, kommen Steinach und Kammerer zu dem Schluss, dass dies ein Kennzeichen ihres übergreifenden »infantile[n] Endzustand[es]« (ebd.: 413) sei. Diese Logik greift den zentra-

len Topos der »Verkindlichung« in kolonialrassistischen Diskursen auf und verknüpft diesen mit rassifizierten Vorstellungen von Geschlecht, so dass kolonisierte Menschen gleichzeitig als kindlich und geschlechtslos, aber auch als weiblich konstruiert werden. Diese Konstruktion kindlicher (fehlender) beziehungsweise weiblicher Geschlechtlichkeit wird aber – ebenso wie zuvor im »Hitzeratten«-Experiment – paradoxerweise von einer Hypersexualisierung begleitet, die das Ausmaß der im Labor (re-)produzierten pornotropischen Fantasien verdeutlicht. Denn während Steinach und Kammerer die Tropenbevölkerung in Übereinstimmung mit der von ihnen rezipierten Literatur als geschlechtlich kaum differenziert imaginierten, beschrieben sie sie zugleich als durch exzessive Genitalien gekennzeichnet: »Penis und Vulva« seien »bei gesunden Eingeborenen der Tropenländer oft »ausgiebig entwickelt [und] üppig entfaltet« (ebd.: 419). Und ebenso wie bei den »Hitzeratten« würde auch bei Menschen das Klima den Eintritt der Pubertät beeinflussen, wobei Steinach und Kammerer aufgrund der »viel schwieriger feststellbare[n] erste[n] Pollution« (ebd.: 439) stattdessen das leichter feststellbare Einsetzen der Menstruation als Indikator von Pubertät und Ausdruck der eintretenden »Erotisierung« und des »Geschlechtstriebes« ansahen. Dementsprechend gerieten nur bestimmte, von den Anthropologen und Mediziner:innen als »weiblich« kategorisierte Körper in den Fokus ihres von patriarchalen, heteronormativen und kolonial-rassistischen Bildern geprägten Blickes. Laut den Berichten der anthropologischen »Periodologie« setze die Menstruation »je weiter gegen den Äquator zu, desto früher [...]; und je weiter gegen die Pole zu, desto später« ein (ebd.: 420), wobei sie im warmen Klima in Extremfällen sogar mehrmals im Monat aufträte. Unregelmäßigkeiten und Widersprüche in den erhobenen Daten erklärten Steinach und Kammerer mit dem Verweis auf »künstliche Klimata«, die etwa durch »heiße Bäder«, »animalische Kost« oder eine »sitzende Lebensweise« auch in gemäßigteren Klimazonen erzeugt würden, wo diese ebenfalls einen steigernden Einfluss auf den Menstruationseintritt nehmen würden (vgl. ebd.: 422). Der Objektivitätsanspruch ihrer These wurde für Steinach und Kammerer durch Widersprüche jedenfalls nicht in Frage gestellt.

Die kolonial-anthropologische und medizinische Erfassung von und Befassung mit Menstruation als rassifiziertes Differenzmerkmal und deren klimadeterministische Deutung hat eine lange Tradition, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreicht und Mitte des 19. Jahrhunderts im Zuge der wissenschaftlichen Konstruktion von »Rasse« eine erneute Aufwertung erfuhr. Zwar büßte die These des Klimadeterminismus zur Mitte des 19. Jahrhunderts

durch Darwins Theorien der Vererbung und der natürlichen Selektion, die einen Einfluss des Klimas auf die (vererbaren) Eigenschaft des Menschen ausschloss, an Popularität ein, der Glaube an den Einfluss des Klimas auf die Menstruation konnte sich aber dennoch – insbesondere in den Sexualwissenschaften – bis weit über die Jahrhundertwende hinweg halten (vgl. Tambe 2011: 115ff.). Ashwini Tambe (2011) zufolge lag dies nicht zuletzt daran, dass die These des fördernden Einflusses des warmen Klimas auf Menstruation und sexuelle Reife in Einklang mit jenen Tropenfantasien stand, die die tropische Bevölkerung als sinnlich, freizügig und sexuell exzessiv imaginierten. Ähnlich wie das tropische Klima verlaufe auch der pubertäre Reifungsprozess »stürmisch« und »sprunghaft« im Gegensatz zum »gelinderen« und »schrittweisem« Verlauf der Pubertät der Europäer_innen, der mit dem gemäßigten Klima Europas korrespondiere (vgl. Steinach/Kammerer 1920: 438). Zugleich wurde diese entlang der Menstruation konstruierte Differenz in die Register kolonialer Macht eingeordnet, so dass frühe Menstruation als Zeichen von Primitivität und Unzivilisiertheit gedeutet wurde, während der spätere Eintritt der Menstruation als Zeichen der Modernität und Zivilisiertheit galt (vgl. Tambe 2011: 119). Steinach und Kammerer beriefen sich auf diese Tradition, wenn sie den Menstruationsbeginn in der »alten« und »neuen Welt« tabellarisch miteinander verglichen und dabei Daten, die sie bestimmten Städten in Nordeuropas zuordneten, jenen gegenüberstellten, die sie unterschiedlichen »I[...]stämmen« Nord- und Südamerikas zuordneten. Die kategoriale Verschiebung von geografischen Ortsnamen in Europa zu rassifizierten Gruppenbezeichnungen in den Amerikas als Marker klimatischer Differenz zeigt einmal mehr, wie stark die Vorstellung, dass insbesondere kolonisierte Menschen durch ihre natürliche Umwelt geprägt seien, das Denken der beiden Autoren durchzieht.

Diese Theorien über menstruierende Körper von Frauen oder so kategorisierten Personen wurden entwickelt, ohne dass deren Stimmen vorkommen. Dies weist auf die enge diskursive Verbindung von Sexismus und Rassismus, von patriarchaler Gewalt und kolonialer Anthropologie hin, in die sich auch Steinach und Kammerer als Biologen einschreiben. Hierbei war es die vermeintliche Naturnähe von Frauen einerseits und rassifizierten Bewohner_innen der Tropen andererseits, die dieses als Wissensobjekte der anthropologischen Debatte erscheinen ließen. Es handelt sich um eine Unterhaltung zwi-

schen weißen Männern³² über die rassifzierten und vergeschlechtlichten Körper der »Anderen«, denen gegenüber der weiße europäische Mann als rational, kulturell und fortschrittlich entworfen wird (vgl. Honegger 1991: 112f.). Der angenommene Universalismus des eigenen Standpunktes, die Raster der Intelligibilität, der Glaube an die Objektivität der empirischen Methoden und die Art und Weise, wie gewusst wurde, standen dabei nicht zur Debatte.

Die Verschränkung von Geschlecht und Rassifizierung wird besonders deutlich, wenn Steinach und Kammerer sich der Frage nach der Erbllichkeit der durch das Klima erworbenen Eigenschaften widmen. Auch hier waren sie sich sicher, dass insbesondere das Kriterium des Menstruationseintrittes geeignet sei, die gleichzeitige Einflussnahme vermeintlich innerer und äußerer Faktoren, »klimatisch bedingter Kondition und rassenmäßiger Konstitution« (ebd.: 415) auf die Entwicklung von Geschlecht und Sexualität und deren Vererbung zu beweisen. Steinach und Kammerer war daran gelegen, die von ihnen vermeintlich im Hitzeexperiment festgestellten und in Analogie mit anthropologischen Berichten gebrachten Unterschiede in der sexuellen und geschlechtlichen Entwicklung durch Unterschiede im Klima und nicht ausschließlich durch vermeintliche »Rassen«-Unterschiede zu erklären. Letztere hinterfragten sie nicht, betonten aber, sie könnten in Bezug auf ihr Vorhaben dazu führen, ihr »Erkenntnisvermögen zu trüben« (Steinach/Kammerer 1920: 423). Sie plädierten stattdessen für eine Theorie »doppelter (exogener und endogener) Bedingtheit der Reife« (ebd.: 427), die sowohl Klima wie »Rasse« einbezog, aber die Temperatur zur Hauptursache erklärte (vgl. ebd.: 434). Um ihre These des Beständigwerdens der klimatisch erworbenen Eigenschaften zu begründen, bezogen sich Steinach und Kammerer auf den Diskurs der Akklimatisierung. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Frage nach der Anpassungsfähigkeit individueller Organismen an andere klimatische Bedingungen war im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu einem zentralen Thema des europäischen Kolonialprojekts avanciert. Der Akklimatisationsdiskurs bestimmte koloniale Siedlungspolitiken, militärische Entscheidungen,

32 Steinachs und Kammerers Weißsein war zugleich brüchig und kontingent, wurden sie doch als jüdische Männer – oder im Fall Kammerers als »Halbjude« – selbst strukturell aus der weißen Norm des österreichischen Nationalstaates und dessen antisemitischer Imagination ausgeschlossen. Mir erscheint es dennoch wichtig, die rassifizierte Differenz zwischen ihnen und ihren »Forschungsobjekten« innerhalb des (post)kolonialen Gefüges zu benennen, in dem sie eine epistemisch und materiell privilegierte Position einnahmen, welche ich hier provisorisch als »weiß« bezeichne.

Transportregulationen und die Entwicklung landwirtschaftlicher Projekte in einem so umfassenden Maße, dass er von vielen als *die* Kolonialwissenschaft schlechthin aufgefasst wurde (vgl. Osborne 2000). Dabei standen jedoch nicht nur die Anpassungsfähigkeit von Nutzpflanzen und -tieren im Mittelpunkt des Interesses, sondern es ging auch zentral um die Fähigkeit europäischer Kolonisator_innen und Siedler_innen, sich an die klimatischen Bedingungen in den außereuropäischen Kolonien anzupassen.

Für Steinach und Kammerer war eine solche »Anpassung bei Kolonisten« ein vergeschlechtlichtes Problem. Denn während weißen Frauen laut Steinach und Kammerer bei längerem Aufenthalt in den Tropen angeblich Zyklusstörungen, ein »In-Unordnung-Geraten ihrer mitgebrachten Monatsperiodizität« (ebd.) und auf längere Sicht der Verlust der Reproduktionsfähigkeit drohten, seien weiße Männer von gesteigerten »sexuellen Bedürfnissen« betroffen (vgl. Steinach/Kammerer 1920: 430).

Klimawechsel, über den Auswanderer durch deren Ortswechsel verhängt, hat Änderung in deren sexuellen Bedürfnissen zur Folge. Doch gehen diese Änderungen bei Mann und Weib nicht konform [...]. [Es] nehmen die geschlechtlichen Anforderungen des männlichen Europäers in den Tropen zu, aber die Widerstandsfähigkeit des Weibes geht zurück: Menstruelle Störungen, bis zur Amenorrhöe, machen den Anfang; uterine Erkrankungen, leichter Abortus, Milchverlust, Sterilität den Beschluß. [...] Wenn die Begattungsfähigkeit des Mannes in den Tropen zunimmt, die Gebärfähigkeit des Weibes ebendort abnimmt, so hat dieses scheinbar divergierende Doppelphänomen wahrscheinlich dennoch seine gemeinsame Ursache: Volumszunahme der Pubertätsdrüse als Folge erhöhter Temperatur; nur daß jene Volumszunahme bei der weiblichen Pubertätsdrüse bereits auf Kosten der eigentlichen Keimdrüse geht, wenn Ausdehnung der männlichen Pubertätsdrüse die Samendrüse noch unbehelligt läßt. (ebd.: 436f.)

Diese These Steinachs und Kammerers verbindet unterschiedliche Elemente des kolonialen Diskurses mit ihren biologisch begründeten Theorien zum Einfluss des Klimas auf Geschlecht und Sexualität zu einem Geflecht, das die koloniale Ordnung von Geschlecht und Sexualität naturalisiert. Indem Steinach und Kammerer den drohenden Verlust der weiblichen Reproduktionsfähigkeit und die gesteigerte männliche Lust in den außereuropäischen Kolonien auf den Einfluss des Klimas auf die Pubertätsdrüse zurückführen, liefern sie eine vermeintlich natürliche Legitimation für die sexuelle und geschlechtliche Ordnung innerhalb der Kolonien.

Weißer Männer wurden von Steinach und Kammerer durch den Einfluss des »tropischen« Klimas als »begattungsfähiger« imaginiert und die Autoren schrieben ihnen ein gesteigertes sexuelles Begehren zu – was in Kombination mit der zuvor dargelegten »verführten Mannbarkeit« in den Tropen fast schon den Eindruck einer biologisch begründeten Legitimation sexualisierter Gewalt gegenüber kolonisierten Mädchen und jungen Frauen erweckt. Hingegen erscheinen weiße Frauen durch die Umweltfaktoren der Tropen in ihrer Reproduktionsfähigkeit bedroht. Letzteres kommt in weiterer Folge einer Gefährdung der kolonialen Bevölkerungspolitiken gleich, in dessen Zentrum die Reproduktion der weißen Nation und die Verhinderung sogenannter »Mischehen« standen (vgl. Walgenbach 2005; Dietrich 2007). Dieses imaginierte biologische *going native* weißer Frauen konstruiert diese als stärker durch die Natur beeinflussbar als weiße Männer, welche laut Steinach und Kammerer »widerstandsfähiger« (Steinach/Kammerer 1920: 436) seien. Gleichzeitig postulierten die Autoren, dass diese durch den Einfluss des Klimas erworbene Eigenschaften an die folgenden Generationen vererbt würden. Steinach und Kammerer implizierten durch ihre These demnach, dass weiße Frauen weniger für koloniale Siedlungsprojekte geeignet seien, da sie auf Dauer die Fähigkeit zur Reproduktion verlieren würden. Schlussendlich wäre durch die Vererbung dieser Eigenschaften auch das bevölkerungspolitische Projekt der Reproduktion der weißen Familie in den Kolonien auf Dauer »ohne frische Blutzufuhr« (ebd.: 436) nicht umsetzbar.

Diese These hätte zwar das Potential gehabt, konkreten Einfluss auf kolonialpolitische Entscheidungen zu nehmen, Steinach und Kammerer vermieden es jedoch, eine klare politische Position zum kollektiven Projekt des europäischen Kolonialismus zu beziehen. Es interessierte sie vielmehr, den von Anthropologen und Kolonialadministratoren wahrgenommenen Problemen eine biologische fundierte Erklärung gegenüberzustellen. Dabei entwickelten sie eine Theorie, die Geschlecht, Sexualität, »Rasse« und Plastizität auf das Engste miteinander verband. Plastizität verstanden sie im neolamarck'schen Sinne sowohl als individuelle Anpassungsfähigkeit und Wandelbarkeit von Organismen an die Bedingungen der äußeren Umwelt als auch als die Vererbung erworbener somatischer Veränderungen. Entsprechend ist es wenig überraschend, dass es laut Steinach und Kammerer die Pubertätsdrüse war, die diese Prozesse vermittelte. Mit anderen Worten, »Steinach and Kammerer mobilized the endocrine system's now established developmental plasticity to bind sex to race« (Gill-Peterson 2018a: 52).

Damit argumentierten sie zwar, wie Cheryl Logan (2007: 696) und Sonja Walch (2016: 139) zurecht betonen, gegen eine strikt deterministische Vorstellung von Vererbung und eine damit verbundene Konzeption unveränderlicher (»rassischer«) Differenzen, dennoch postulierten sie Plastizität als ein rassifiziertes Potential, das nicht allen Körpern gleichermaßen zu eigen sei (vgl. Gill-Peterson 2014: 411). In ihrer Konzeption von »klimatisch bedingter Kondition« einerseits und »rassenmäßiger Konstitution« (Steinach/Kammerer 1920: 415) andererseits gingen Steinach und Kammerer davon aus, dass Körper aufgrund ihrer »Rasse« ein bestimmtes organisches Beharrungsvermögen in sich trügen, dass je nach Intensität und Geschwindigkeit der durch Migrationsbewegung erfahrenen klimatischen Veränderungen stärker sei als die Plastizität:

Mäßige oder allmähliche Klimaveränderung, wie sie wohl sämtlichen Völkerwanderungen der alten Zeit, ja den Wanderungen von Naturvölkern aller Zeiten zugrunde lagen, gestatteten der Rasse das Festhalten an der mitgebrachten Eigenart u.a. des Pubertätseintrittes, und erzeugten dann die diesbezüglichen Abstände zwischen eingeborener und eingewanderter Rasse; große und jähe Klimaveränderungen aber, wie sie den neuzeitlichen Reisen und Kolonisierungen zugrunde liegen, zwingen die eingewanderte Rasse, das Hergebrachte abzustreifen, das Landesübliche anzunehmen. (ebd.: 445)

In dieser These sind zwei Dinge auffällig: Zum einen, dass Steinach und Kammerer Migrationsbewegungen zwischen Europa und den kolonisierten Gebieten lediglich in eine Richtung konzeptionalisierten. Während die sogenannten »Naturvölker« aus ihrer Perspektive zwar durch stetige Migration und Nomadentum charakterisiert seien, war eine Migration aus den Kolonien in die europäischen Metropolen abseits der Rückkehr europäischer Kolonialist_innen nicht denkbar. Außerdem entwerfen Steinach und Kammerer ein Bild, in dem Schwarze und Braune Körper als weniger plastisch, weniger wandelbar, träge und stärker durch ihre vermeintliche »Rasse« geprägt erschienen als weiße Körper. Als somatisches Potential erscheint Plastizität hier als eine positiv gewertete Eigenschaft, die verbunden mit der Kapazität geschlechtlicher Differenzierung zu den Markern von »Fortschritt« und »Zivilisation« zählt (vgl. Gill-Peterson 2018b: 610).

Gleichzeitig erscheint die rassifizierte Plastizität von Geschlecht in Steinachs und Kammerers Text aber auch in einer weiteren, fast schon gegenteiligen Bedeutung, insofern sich die Eigenschaften rassifizierter und infantilisierten Körper, laut Steinach, durch ein besonders hohes Maß an

Plastizität auszeichneten. Gemäß dieser These erscheint Plastizität jedoch nicht als Marker von »Fortschritt«, sondern vielmehr als Zeichen einer Rückständigkeit, »a form where form shall not hold« (Jackson 2020: 3). Schwarze und Braune Körper seien qua ihres Zustandes, den Steinach und Kammerer mit dem eines Kindes vergleichen, durch einen Mangel an geschlechtlicher Differenzierung geprägt, der diese zugleich in einem Zustand der unendlichen Formbarkeit festschreibt. Zakiyyah Iman Jackson (2020) beschreibt dies als »ontologized plasticity« (ebd.: 10). Gemäß dieser Logik steht weniger die Formbarkeit und Anpassungsfähigkeit an sich, als die Fähigkeit, eine feste (binäre) Form annehmen zu können, im Mittelpunkt eines rassifizierten Verständnisses der Plastizität von Geschlecht. Hier liegt scheinbar ein Paradox vor, insofern rassifizierte Körper einerseits als *weniger* plastisch gelesen wurden (vgl. Gill-Peterson 2018b: 610), während sie andererseits als *zu* plastisch und damit als »everything and nothing at the register of ontology« (Jackson 2020: 48) gerahmt wurden. Dieses Paradox kann aber auch als zwei Seiten derselben Medaille angesehen werden, insofern es schlussendlich die Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit – die Plastizität – kolonialer Epistemologien in ihrer Verkettung von »Rasse«, Geschlecht und Sexualität sichtbar macht. Für Steinach und Kammerer war es das Wissens-Objekt der Pubertätsdrüse, das diese epistemologische Plastizität ermöglichte.

Laboratorien der Kolonialität, Laboratorien der Moderne

Die Idee, dass Geschlecht wandel- und formbar ist, hat eine Geschichte und diese ist nicht nur zutiefst mit der Moderne verbunden, sondern ebenso durch koloniale Fantasien, koloniale Gewalt, koloniale Geografien und deren Gespenster konstituiert. Eugen Steinachs Forschungen und experimentellen Drüsentransplantationen haben, wie dieses Kapitel zeigt, nicht nur zu einem neuen Verständnis von Geschlecht und Körpern beigetragen, welches diese als zunehmend plastisch und mit dem Mitteln der Medizin formbar konzipierte, sondern waren zugleich auch eingelassen in das Projekt der Moderne, dessen Utopien und Krisen. Insbesondere Steinachs Experimente der »künstlichen Geschlechtsumwandlung« führten dazu, einerseits die Konturen des Normalen neu zu bestimmen, indem sie eine biologische Ursache für jene geschlechtlichen Uneindeutigkeiten anboten, die die Geschlechterordnung der Moderne ins Wanken zu bringen schienen, und versprachen andererseits durch die Drüsenüberpflanzungen die Wiederherstellung und Stabilisierung

einer als im Niedergang wahrgenommenen Ordnung von Geschlecht und Sexualität (vgl. Amin 2020: 54).

Eine trans*analytische Perspektive auf Steinachs Arbeiten zeigt darüber hinaus auf, dass die Vorstellung der Wandelbarkeit von Geschlecht zutiefst verwoben war mit der Frage, in welche Körper Leben investiert wurde, welche Körper der Intervention bedurften und welche Organismen das Rohmaterial für diese biopolitischen Interventionen lieferten. Aufgrund dieser Verwicklungen mit eugenischen Diskursen der »Verbesserung« und »Verjüngung« bezeichnet Kadji Amin (2018) Steinachs Arbeiten als einen »false start in the history of transsexuality« (ebd.: 592). Gleichzeitig ist es aber dieser »falsche Start«, der die vormals leer wirkenden Archive auf einmal voll erscheinen lässt – nicht nur bevölkert von seltsamen Drüsen, Ratten, und anderen »bad objects« (ebd.: 592), sondern auch durchzogen von den Spuren rassifizierter Anderer, die nur als namenlose Objekte am Rande von Steinachs Forschungen auftauchen und dennoch zentral für seine Konzeption von Geschlecht und dessen Wandelbarkeit sind. In diesem Sinne ist trans* Geschichte nicht nur »littered with the corpses of gender and sexual deviants« (Love 2007: 1), so Heather Loves Formulierung in Bezug auf queere Geschichte, sondern gleichermaßen übersät mit den Kadavern zahlreicher Tiere sowie rassifizierten, exotisierten, vermessenen und zur Schau gestellten Körpern. In einer solchen Perspektivierung erscheinen Steinachs Arbeiten nicht länger als ein singulärer Knotenpunkt in einer von »Rasse« und Kolonialität bereinigten Geschichte transatlantischer Mobilität und transgeschlechtlicher Subjektivität, sondern vielmehr als ein Kristallisationspunkt der kolonialen/modernen Wissensproduktion über Geschlecht. Die spezifische Nähe, die dabei zwischen den von Steinach im Experiment eingesetzten Ratten und Meerschweinchen und jenen namenlosen rassifizierten Subjekten evoziert wird, schreibt sich auch in der populären Rezeption von Steinachs Forschungen und der Idee der »Geschlechtsumwandlung« fort, wie sich noch zeigen wird.

Schlussendlich verdeutlicht der oben behandelte Artikel »Klima und Mannbarkeit« (1920), dass das Verhältnis zwischen Kolonialismus, Moderne und Labor nicht lediglich ein metaphorisches ist, wie postkoloniale Theoretiker_innen vielfach festgehalten haben, wenn sie die Kolonien als experimentelle Orte Europas, als metaphorische »laboratories of modernity« (Stoler/Cooper 1997: 5) gefasst haben. Während Steinach und Kammerer zwar behaupten, dass ihre Experimente dazu dienen, den Beobachtungen der Anthropologie eine »objektive« Basis zu verleihen, verdeutlichen sowohl der Umfang als auch die Art und Weise, in der sie sich auf die anthropo-

logische Literatur beziehen, dass das Umgekehrte ebenso der Fall ist: Die Tropenfantasien der Anthropologie geben den von Steinach und Kammerer künstlich im Labor produzierten Phänomenen einen vermeintlich natürlichen Referenzrahmen. In diesem Sinne zeigt sich gegenüber der Theorie von den Kolonien als Laboratorien der Moderne, dass umgekehrt auch die europäischen Laboratorien mit ihren Messgeräten, Versuchsanordnungen und Tierexperimenten Orte der Reproduktion kolonialer Fantasien und kolonialer Macht waren. Diese waren zutiefst von Geschlecht – und zwar sowohl in seiner zweigeschlechtlichen Organisation als auch in seiner androzentrischen Interpretation –, von Sexualität und von »Rasse« durchzogen.

5. Animalische Verbindungen: Transgressionen der natürlichen Ordnung der Dinge

It matters what matters we use to think other matters with; it matters what stories we tell to tell other stories with; it matters what knots knot knots, what thoughts think thoughts, what descriptions describe descriptions, what ties tie ties. It matters what stories make worlds, what worlds make stories.

— Donna J. Haraway, *Staying with the Trouble*, 2016

Im Frühjahr 1931 sorgte eine seltsame Nachricht für Schlagzeilen in der österreichischen Tagespresse. Gleich mehrere Zeitungen berichteten über eine sensationelle Operation, zu deren Protagonist_innen neben dem Patienten und einem angesehenen Wiener Chirurgen auch ein schwarzer Widder zählte.¹ Am Anfang dieser Geschichte stand laut den Zeitungen der Wunsch von

1 Es ist denkbar, dass es sich bei diesem unbenannten Chirurgen – »ein[em] Professor der Wiener Schule, dessen Name internationalen Klang hat« (»Eine Frau zum Mann operiert« 1931: 2) – um den Gynäkologen Josef Halban gehandelt haben könnte, der zwischen 1910 und 1937 als Primarius am *Wiedner Spital* arbeitete. Über Halban kurstierte bereits einige Jahre zuvor die Meldung, er habe die erste »echte Geschlechtsumwandlung« am Menschen durchgeführt. Laut den Zeitungsberichten handelte es sich damals um eine intergeschlechtliche Person, die sich als Frau identifizierte, deren Körper intergeschlechtliche beziehungsweise als »männlich« klassifizierte Merkmale aufwies. Durch eine Transplantation weiblicher Keimdrüsen habe Halban »dem Als-ob-Weib die volle Weiblichkeit« verschafft. Halban selbst ließ jedoch einige Tage nach Bekanntwerden der Operation, welche gleich von mehreren Tageszeitungen aufgegriffen wurde, eine Feststellung veröffentlichen, in der er sich von den Darstellungen und Interpretationen der von ihm durchgeführten Operation distanzierte, oh-

R.,² ein tierisches Keimdrüsen-Transplantat zu erhalten, so »daß [er seinen] Körper durch eine Operation im Sinne [seiner] geistigen Anlage vermännliche«. (»Eine Wiener Malerin« 1931: 5) Mit diesem Ansinnen hatte sich R. jahrelang wiederholt an den *Schönbrunner Tiergarten* gewandt, mit der Bitte, eines der dort gehaltenen Tiere als Organspender für eine solche Operation bereitzustellen. Zweifelsohne inspiriert durch Steinachs Forschungen aber auch durch die Experimente des französischen Chirurgen Serge Voronoff, der an Steinach angelehnt Verjüngungsoperationen durch Keimdrüsentransplantate von Affen durchführte (vgl. Hamilton 1986), »sprach [R.] von einem Affen, ein andermal von einem Löwen und sogar von einem Adler, den [er] zu diesem Zweck aufreiben werde« (»Eine Wiener Malerin« 1931: 5). Die Leitung des Tiergartens lehnte diese Gesuche jedoch mit Verweis auf die Hochwertigkeit dieser Tiere wiederholt ab. Schlussendlich machte sich R.s Hartnäckigkeit jedoch bezahlt und der *Schönbrunner Tiergarten* willigte ein, ihm einen schwarzen Widder, »ein dreieinhalbjähriges Tier aus der Schönbrunner Schafzucht [...]; eine ganz kommune Rasse mit schwarzem Fell, deren männliche Tiere stark nach rückwärts gebogene Hörner tragen« (»Eine Frau zum Mann operiert« 1931: 2), für ein Keimdrüsentransplantat zu überlassen.

Diese heute vielleicht bizarr anmutende Nachricht passt nicht in die dominanten Erzählstrukturen der trans* Vergangenheit, ist sie doch weder eine romantische Erzählung noch eine Tragödie (Chu/Drager 2019: 104f.; Keegan 2022: 24f.). Doch wie Xavier Nunn betont: »This over-attachment to the serious renders many histories unacceptable, asynchronous, and ultimately dangerous (lest they devalue the gravity of the situation) to projects of recovery and memorialisation« (Nunn 2024: 193). R. erscheint weder als ein authentisches, tapferes, aufrichtiges, ernsthaftes, noch »gutes« trans* Subjekt. Doch R.s Geschichte zeigt mitunter, wie stark Techniken der »Geschlechtsumwandlung« bereits Anfang des 20. Jahrhunderts reglementiert wurden. So benötigte R. nicht nur die Empfehlungsschreiben mehrerer Ärzte, um überhaupt Zugang zu einer solchen Operation zu erhalten. Anzunehmen ist, dass dies nicht

ne jedoch stattdessen ein korrigierendes Narrativ anzubieten (vgl. Finkler 1928b; »Die erste Geschlechtsumwandlung« 1928).

- 2 Die analysierten Zeitungsberichte bezeichnen R. wiederholt als »Frau«, welche sich »seit der Kindheit als Mann fühle«. An diese Narration kritisch anknüpfend, habe ich mich dazu entschieden, lediglich das von der historischen Berichterstattung überlieferte Initial des Nachnamens zu verwenden – auch weil mir kein anderer Vorname bekannt ist –, und dort wo die historischen Quellen weibliche Personalpronomina verwenden, diese durch männliche zu ersetzen.

nur mit immensen Kosten, sondern auch mit Erfahrungen medizinischer und pathologisierender Gewalt verbunden war. Darüber hinaus musste R. auch eine vom Glauben an den Erfolg einer solchen Behandlung getragene Ausdauer und Beharrlichkeit an den Tag legen, um das tierische Organmaterial zu erhalten. Zwei weitere Details werden mich im Verlauf dieses Kapitels noch beschäftigen: Zum einen, dass dem Widder im Vergleich zu Affe, Löwe und Adler, welche symbolisch häufig für Macht, Nation und Maskulinität einstehen, ein niedrigerer Wert zugeschrieben und das Tier deshalb für eine solche Operation zur Verfügung gestellt wurde. Zum anderen, dass sich R. mit jenem Gesuch an den Zoo als einen primären Ort der kolonialen Eroberung und der Staatsgewalt (vgl. Hayward/Gossett 2017: 15) wandte statt beispielsweise an eine landwirtschaftliche Tierzucht. Hier deutet sich bereits an, auf welche Art und Weise das Begehren nach »Geschlechtsumwandlung« einerseits von einem »cannibalistic and erotic hunger« (Amin 2020: 57) für die Drüsen der »Anderen« animiert wurde und andererseits in die komplexen Register kolonialer Fantasien und biopolitischer Macht eingelassen war. Dies wird nur dann sichtbar, wenn wir uns auf die flüchtigen und fragmentierten Überlieferungen von R.s Geschichte mitsamt aller ihrer kuriosen und absurden Anekdoten einlassen, statt sie als schlechtes und sensationalistisches Beispiel historischer Medienberichterstattung beiseitezuschieben.

Dabei war die wirkliche Sensation, die die Zeitungsartikel über R. animierte, weniger seine Person als vielmehr die erfolgte Operation. Dies ist unter anderem auch ein Indiz dafür, dass die Transplantation nicht nur faszinierte, sondern auch als Errungenschaft der modernen Medizin gefeiert wurde. So beschreiben die Artikel detailliert den Ablauf der Operation, während derer R. und der Widder gleichzeitig auf dem Operationstisch lagen und die »noch lebenswarmen Drüsen« (»Eine Frau zum Mann operiert« 1931: 1.) von einem Körper in den anderen transplantiert wurden. Die Vorstellung, dass diese tierischen Drüsen lediglich in die Bauchdecke des menschlichen Körpers eingenäht werden müssten, um dort ihre innersekretorische Wirksamkeit zu entfalten und den Körper von R. zu »vermännlichen«, beruht nicht nur auf den von Steinach an Ratten und Meerschweinchen entwickelten Operationstechniken, sondern auch auf den damit verbundenen Epistemologien des endokrinen Körpers und der »Pubertätsdrüse«. Während Steinachs experimentelle Operationen jedoch lediglich die an Tieren entwickelten Epistemologien und Techniken auf den menschlichen Körper übertrugen, wie seine Thesen zur Verjüngung und zur »Heilung« der Homosexualität zeigen, wurde im Zuge der an R. und dem schwarzen Widder durchgeführten Transplantation die Gren-

ze zwischen Mensch und Tier sowie Operationssaal und Menagerie für kurze Zeit aufgehoben. Diese Überschreitung der »natürlichen Ordnung« wurde jedoch post-operativ wiederhergestellt, denn nach der erfolgten Operation, so der Zeitungsbericht, war der Patient wohl auf, habe »keinerlei Gefühl von dem tierischen Fremdkörper im Gewebe« (ebd.: 2) und wirkte zuversichtlich und zufrieden. Es schien gerade so, als ob »das Messer des Chirurgen ein Wunder gewirkt« (»Eine Wiener Malerin« 1931: 5) habe und sich »die Geschlechtsumwandlung [...] binnen kurzer Zeit vollziehen dürfte« (»Eine eigenartige Operation« 1931: 2). Der Widder hingegen wurde am folgenden Tag geschlachtet und den Raubtieren des Tiergartens zum Fraß vorgeworfen (vgl. »Eine Frau« 1931: 5). Die kurzzeitige Öffnung der ontologischen Wunde, durch welche die Kategorien Mensch und Tier ineinander bluten, was eine artenübergreifende Intimität produziert (vgl. Szczygielska 2017), wurde durch die Auslöschung des Tierlebens und dessen gewaltsame Einpassung in die natürliche Ordnung wieder zusammengenäht. »Slaying animals is a performance of mastery that establishes order, however tenuously«, wie Clair Kim (2015: 32) festhält.

Wie bereits zu Beginn dieses Buches diskutiert, sind Zeitungsberichte wie diese weder verlässliche historische Quellen, noch erlauben sie einen Zugriff auf die Subjektivität der betreffenden Person. Sie als *historische Fakten* misszuverstehen, würde bedeuten, ihren Machtkontext, ihren literarischen Typ und ihre Wahrheitseffekte zu ignorieren. Schließlich war die Berichtserstattung unter anderem auch den ökonomischen Zwängen der Presse und den verkaufssteigernden Logiken der Sensation unterworfen, was unter anderem durch das Erscheinen der betreffenden Artikel auf dem Titelblatt oder auf den ersten Seiten der entsprechenden Tageszeitungen unterstrichen wurde. In diesem Sinne erscheint R. im Archiv weniger als Subjekt denn vielmehr als Geschichte, als Spektakel und Spekulation gleichermaßen. R. ist ein weiteres Gespenst, das durch diese Studie spukt, jedoch keine klare, in Archiven auffindbare Spur hinterlassen hat. Vielleicht war sein Name ein Pseudonym, das die wahre Identität des Patienten anonymisierte, vielleicht handelte es sich auch hier – ähnlich wie bei Adele – um ein Phantasma der sensationalistischen Presse. Dass im Archiv des Schönbrunner Zoos ausgerechnet für jene Jahre, in denen R. wahrscheinlich die wiederholten Anfragen an den Zoo gerichtet hat, die Dokumentation der Korrespondenzen fehlt, lässt darüber hinaus die Frage zu, ob diese womöglich nicht zufällig zum Heizen verwen-

det wurden, sondern vielmehr nachträglich als zu brisant eingeordnet und deshalb willentlich zerstört wurde.³

Während mein Begehren nach der Rekonstruktion der Geschichte ausgehend von den über R. publizierten Zeitungsartikeln erneut die Grenzen des Wissbaren im Archiv aufzeigt, mit denen diese Studie unentwegt ringt, zeigen die Artikel jedoch deutlich, dass die Idee eines tierischen Keimdrüsen-Transplantats als Mittel der »künstlichen Geschlechtsumwandlung« am Menschen – so sensationell sie auch sein mochte – in den frühen 1930er Jahren durchaus denkbar erschien.⁴ Aus diesem Blickwinkel geht es weniger darum herauszufinden, was tatsächlich geschehen ist, als darum zu analysieren, welche Geschichten durch die Medien vermittelt wurden und wie diese Narrationen nicht nur das Handeln und die Wahrnehmung einzelner historischer Subjekte prägten, sondern auch gesellschaftliche Diskurse und die Grenzen des Denkbaren formten. In diesem Sinne spielt es keine Rolle, ob die medial vermittelten Nachrichten wahr oder faktisch waren. Das Wissen und die Geschichten, die die Medien *en masse* verbreiteten, formten die Selbstverständnisse der Leser_innen, unter denen auch diejenigen waren, die nicht in die binäre Geschlechterordnung passten. Wie Joanne Meyerowitz feststellt: »In the history of transsexuality, marginalized subjects used available cultural forms to construct and reconfigure their own identities« (1998: 160). Wie genau sich diese kulturellen Formen gestalteten, welches Wissen sie vermittelten und welche Raster der Intelligibilität sie etablierten, wurde bislang jedoch kaum untersucht.

Das folgende Kapitel beschäftigt sich daher mit den medial vermittelten Popularisierungen der durch Steinach angeregten Experimente zur »künstlichen Geschlechtsumwandlung«. Anhand der medialen Repräsentationen von »Geschlechtsumwandlung« in Printmedien, die zwischen 1911 und 1933 in Ös-

3 An dieser Stelle möchte ich mich herzlich bei Dr. Gerhard Heindl bedanken, der sich von meiner fieberhaften Suche nach R. hat anstecken lassen, mit großem Engagement die Korrespondenzen des Tiergarten Schönbrunn gesichtet und mich nicht nur auf diese Lücke im Archiv, sondern auch auf die Verwendung der Akten der betreffenden Jahre als Heizmaterial aufmerksam gemacht hat.

4 Tatsächlich spielen die Organismen nicht-menschlicher Tiere bis heute eine zentrale Rolle in medizinisch begleiteten Transitionsprozessen. So wird trans* Frauen und trans*feminine Personen beispielsweise häufig Premarin verschrieben, ein Östrogen-Präparat, das aus dem Urin schwangerer Stuten gewonnen wird (vgl. Hayward 2010: 228f.).

terreich erschienen sind,⁵ beleuchte ich, unter welchen Bedingungen das Phänomen der »Geschlechtsumwandlung« Aufmerksamkeit in der medial vermittelten Öffentlichkeit erhielt und welches Wissen über Geschlecht dabei produziert wurde. Dabei bin ich, in den eingangs zitierten Worten Donna Haraways, besonders an jenen anderen Objekten, Geschichten, Knoten, Gedanken, Beschreibungen und Bindungen interessiert, die in diesem Kontext genutzt werden, um neue Welten und neues Wissen zu schaffen (vgl. Haraway 2016: 12). Mit Blick auf Tageszeitungen und populärwissenschaftliche Magazine widmet sich dieses Kapitel also der Frage, auf welches hegemoniale Wissen und welches Repertoire an Bildern und Diskursen R. und andere Personen zugreifen konnten, um ihren Wunsch nach »Geschlechtsumwandlung« zu verbalisieren und welche animalischen Verbindungen dabei zu Tage traten.

Von Meerschweinchen, Monstern und Massenmedien

Bereits 1916 publizierte der deutsche Sexualwissenschaftler Max Marcuse unter dem Titel »Geschlechtsumwandlungstrieb« die Fallgeschichte von A., welche_r Marcuse aufgesucht hatte, nachdem sie_er in der Presse über die Experimente des Direktors des Zoologischen Gartens in Dresden, Gustav Brandes, erfahren hatte. Brandes hatte zwei Jahre zuvor, angeregt durch Steinachs Experimente mit Ratten und Meerschweinchen, eine Keimdrüsen-Transplantation zur »künstlichen Geschlechtsumwandlung« an Hirschen vorgenommen, welche in der »Vermännlichung einer Ricke und der Verweiblichung eines Damhirschen« (Marcuse 1916: 176) mündeten. Unter dem Titel »Künstliche Geschlechtsumwandlung« hatte das *Deutsche Volksblatt* im Mai 1914 über die gelungene Operation berichtet. Dieser Bericht veranlasste A. dazu, Marcuse zu kontaktieren, »ob eine derartige Operation nicht auch beim Menschen mit Erfolg durchgeführt und [sie_er] auf diese Weise zu einem Weibe gemacht werden könnte« (Marcuse 1916: 176). Auch der an der

5 Die Auswahl dieses Untersuchungszeitraumes ist einerseits durch die Publikation von Steinachs »Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugetieren durch Austausch der Pubertätsdrüsen« (1911) und dessen Berufung an die *Biologische Versuchsanstalt* im Jahr 1912 bestimmt. Andererseits ist sie durch die mediengeschichtliche Zäsur durch die *de facto* Ausschaltung des Parlaments und Etablierung des austrofaschistischen Ständestaates im März 1933 begründet, welche zu einer Wiedereinführung der Zensur und Abschaffung der Pressefreiheit führte (vgl. Moser 2019).

Psychiatrischen Universitätsklinik in Basel tätige Psychiater Hans Binder diskutiert einige Jahre später in »Das Verlangen nach Geschlechtsumwandlung« (1933) eine Fallgeschichte aus seiner Praxis, welche ebenfalls auf die Bedeutung der Medialisierung der Steinachschen Experimente hinweist. Auch sein_e Patient_in habe durch die Medien von den Feminisierungsversuchen Steinachs erfahren und sei ab diesem Moment von dem Wunsch besessen gewesen, »durch Entfernung der Hoden und Einpflanzung von Eierstöcken zum ›Vollweib‹« (Binder 1933: 88) zu werden.⁶

Während die von Marcuse und Binder beschriebenen Fallgeschichten zwar anders als R. nicht explizit tierische Organe als Transplantate begehrten, waren es dennoch die Körper der Tiere, über die sie in den Medien erfahren hatten, welche ihren Wunsch nach »Geschlechtsumwandlung« animierten. Dabei verlief ihr Wunsch, die Keimdrüsen des »anderen Geschlechtes« in den eigenen Körper zu transplantieren und so eine »Uebereinstimmung zwischen Körper und Seele« (Marcuse 1914: 186) zu erreichen, diametral zu der von Steinach und seinen Anhänger_innen vertretenen Auffassung. Sie sahen in der »künstlichen Geschlechtsumwandlung« vielmehr die Möglichkeit der Vereindeutigung von Geschlecht und der Wiederherstellung binärer Geschlechternormen. Auch

6 Anhand der überlieferten Quellen bleibt offen, ob sich die Subjekte der Fallgeschichten von Marcuse und Binder analog zu den zu ihrer Zeit verfügbaren Konzepten als »Transvestiten«, »sexuell Invertierte«, »Homosexuelle« oder »Hermaphroditen« identifizierten. Abseits der Frage nach ihrer Identität machen die Fallgeschichten jedoch deutlich, dass sie ihr Geschlecht als durch Drüsen und Sekrete bestimmt verstanden. Binders Definition des von ihm diagnostizierten »Verlangens nach Geschlechtsumwandlung« als Wunsch, »demjenigen Geschlechte anzugehören, das der Beschaffenheit der Keimdrüsen nicht entspricht« (Binder 1933: 84), verdeutlicht dieses Verständnis. Laut Marcuse sei es charakteristisch, »dass die betreffenden Individuen sich nicht etwa für Angehörige des anderen Geschlechtes halten« (Marcuse 1914: 181). Vielmehr würde erst die Transplantation weiblicher Keimdrüsen sie »ganz Weib [...] werden« (ebd.: 179) lassen. Davor scheinen sie geschlechtliche Zwischenwesen zu sein; »eine Doppelnatur« (Binder 1933: 88), welche weder eindeutig Mann noch Frau ist – ein Selbstverständnis, das nicht zuletzt auch mit Steinachs Theorie der Bisexualität der Pubertätsdrüse korrespondierte (vgl. Gill-Peterson 2014; Amin 2018). Aus diesem Grund habe ich mich entgegen den Bezeichnungspraktiken von Marcuse und Binder, die ihre Patient_innen durchwegs als männlich kategorisieren, für eine Schreibweise entschieden, die das Selbstverständnis der geschlechtlichen Uneindeutigkeit in dem Moment festhält, als sie uns als Patient_innen in Marcuses und Binders Praxen begegnen.

jener Zeitungsartikel, der Marcuses Patient_in zum Aufsuchen der ärztlichen Praxis ermutigte, hielt fest, dass

Menschen [natürlich] nicht den Geschlechtscharakter ändern [sollen], sondern solche Individuen, deren Geschlechtscharakter zweifelhaft oder schwach ist, könnten vielleicht völlig geheilt werden, indem man ihnen ein gesundes Geschlechtsgewebe einpflanzt. (»Künstliche Geschlechtsumwandlung« 1914: 6)

Entgegen diesem Normalisierungsdiskurs sahen R. und die von Marcuse und Binder beschriebenen Personen in der Keimdrüsentransplantation jedoch eine Möglichkeit, ihre Körper im Sinne ihres geschlechtlichen Empfindens anzupassen. So kommentiert Marcuse, dass sein_e Patient_in die »Heilung von dem anderen Ende« ablehnte: Sie_er »will nicht Mann, sondern Weib werden« (Marcuse 1916: 187). Die Patient_innen eigneten sich dabei die dominanten Diskurse über »künstliche Geschlechtsumwandlung« an und gestalteten sie für ihre eigenen Bedürfnisse um, indem sie sich zwar auf das im frühen 20. Jahrhundert dominante Verständnis des endokrinen, von allerlei Drüsen und unsichtbaren Sekreten gesteuerten Körpers bezogen, aber die intendierte Anwendung der Keimdrüsentransplantate als gewaltvolle geschlechtliche Normalisierung umdeuteten. Sie forderten stattdessen eine Praxis der Geschlechtsanpassung ein, die ihrem geschlechtlichen Selbstverständnis entsprach. In dieser kreativen Umgestaltung entwarfen sie eine Subjektposition, die durch die dominante Kultur undenkbar gemacht wurde. Wo andere »Monster«⁷ sahen, die es bestenfalls zu heilen galt, entdeckten sie in den Tierkörpern eine Projektion ihrer selbst und forderten eine ihr Geschlecht affirmierende Behandlung ein, wie sie bis dato nur im Tierexperiment beschrieben wurde. In den popularisierten Diskursen über die von Steinach und anderen durchgeführten »Geschlechtsumwandlungen« an Tieren und den medial vermittelten Bildern dieser Experimente erkannten die in Marcuses und Binders Fallgeschichten beschriebenen Personen eine neue Möglichkeit,

7 Steinachs experimentellen Geschlechtsumwandlung und die daraus resultierenden »feminisierten« und »masculierten« Tiere, die Sengoopta unkritisch als »masculinized and feminized monsters« bezeichnet (Sengoopta 2006: 64), dienten der Überprüfung seiner Thesen zur Entwicklung »normaler« Geschlechtlichkeit. Der Logik von Wilhelm Roux »Entwicklungsmechanik« folgend, waren sie die künstlich hergestellte »Abweichung« mithilfe derer kausale Zusammenhänge »normaler Entwicklung« ermittelt werden konnten (vgl. Steinach/Loebel 1940).

ihr Geschlecht und ihre Körper zu imaginieren und zu gestalten. Die medialen Diskurse, welche Steinachs Forschungen zelebrierten, hatten die Raster der Intelligibilität zu einem gewissen Grad verschoben, so dass »[a]ngesichts derartiger ›Erfolge‹ bei Tieren [...] auch Geschlechtsumwandlungen am Menschen nicht mehr utopisch [schienen]« (Herrn 2005: 107).

Die Bedeutung der medialen Rezeption Steinachs in Tageszeitungen und populärwissenschaftlichen Zeitschriften sollte insbesondere im österreichischen Kontext nicht unterschätzt werden, da alternative öffentliche Foren fehlten, in welchen Personen, die sich nicht mit dem ihnen bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizierten, sich austauschen konnten. Denn im Gegensatz zur benachbarten Weimarer Republik, wo sich in der Zwischenkriegszeit eine eigenständige transvestitische Presse herausbildete (vgl. Sutton 2012; Herrn 2016; Marhoefer 2015), gab es in Österreich keinen vergleichbaren selbstbestimmt geführten medialen Diskurs. Aber auch fremdbestimmte Berichte über »Transvestiten« und Cross-Dresser waren bis in die späten 1920er Jahre eine Ausnahmeerscheinung, bezogen sich fast ausschließlich auf Phänomene im Ausland und stellten die betreffenden Personen meist als »Hochstapler_innen« und »Betrüger_innen« dar, wie die Geschichten von Adele und Sandor Vay (s. Kap. 1) bereits gezeigt haben. Im Gegensatz dazu schien das Phänomen der »Geschlechtsumwandlung« jedoch spätestens ab den 1910er Jahren in aller Munde zu sein und populäre Printmedien waren die kulturellen Orte, »where sex change had made its public debut« (Meyerowitz 2002: 14). Es waren insbesondere Tageszeitungen, durch welche das Phänomen der »Geschlechtsumwandlung« vom Labor in die Öffentlichkeit gelangte.

Mediengeschichtlich war dieses öffentliche Debüt und dessen mediale Wirksamkeit eng mit der Entwicklung der Tageszeitung zum populären Massenmedium verbunden. Dabei waren es nicht nur die im 19. Jahrhundert fortschreitenden technischen Neuerungen (wie etwa der Rotationsdruck, Telegrafen und die Kinematografen), sondern auch die zunehmende Urbanisierung und Liberalisierung des Rechts, welche die technischen, sozialen und rechtlichen Rahmenbedingungen für die massenhafte Reproduktion und Verbreitung von Texten und (bewegten) Bildern schufen. Gabriele Melischek und Josef Seethaler (2016) betrachten daher die Entwicklung der Tageszeitungen als »Indikator für den Modernisierungsprozess in der Habsburgermonarchie« (Melischek/Seethaler 2016: 169). Sie merken an, dass die »aufklärerische Idee einer egalitär und diskursiv organisierten Gesellschaft überhaupt erst realisiert und damit eine Demokratisierung des öffentlichen Lebens angestrebt

werden konnte« (ebd.), weil es im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und im frühen 20. Jahrhundert durch die Zunahme an Tageszeitungen zu einer Ausweitung und Verdichtung der medial vermittelten Öffentlichkeit kam. Kurt Paupié (1960) zeigt in seinem *Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848–1959* eindrücklich auf, dass sich das »überschäumende Freiheitsgefühl« (ebd.: 1) nach der Revolution 1848 auch in der Presse niederschlug und zu der Neugründung unzähliger Tages- und Wochenzeitungen führte: »Mehr als 300 periodische Druckschriften erblickten damals allein in Wien das Licht der Welt, darunter 86 Tageszeitungen« (ebd.: 1). Viele der nach 1848 neugegründeten Zeitungen waren jedoch kurzlebig und wurden schnell wieder eingestellt. Allerdings deuteten sie bereits die Trendwende zur Zeitung als modernem Massenmedium an, auch wenn die dafür notwendigen Bedingungen Mitte des 19. Jahrhunderts noch nicht erfüllt waren. Ein wichtiger Faktor für diese Trendwende war die ab den 1860er Jahren einsetzende und sukzessive fortschreitende Liberalisierung der Presse, welche ihren ersten Anstoß durch das Pressegesetz 1862 erhielt und durch die Pressefreiheit 1867 rechtlich im Staatsgrundgesetz verankert wurde. Aber auch der Ausbau der Verkehrs- und Transportmittel, welche in Österreich nicht zuletzt im Zuge der Wiener Weltausstellung 1873 modernisiert wurden, war eine zentrale Bedingung für die Verbreitung der Presseerzeugnisse (vgl. Melischek/Seethaler 2016). Durch die Verlegung der Unterseekabel durch den Atlantik 1866 und später auch durch den Pazifik nahm zudem auch die internationale Verbreitung von Nachrichten zu, da diese nun nicht mehr wochenlang per Schiff transportiert werden mussten, sondern im Minutentakt übermittelt werden konnten. Gemeinsam mit dem Wegfall des Zeitungsstempels und der dadurch ermöglichten Preissenkung führte diese rechtliche Liberalisierung zur Jahrhundertwende zu einer Einbeziehung eines größeren Publikums und zur Herstellung einer breiteren Öffentlichkeit. Diese Erweiterung der Öffentlichkeit zur Jahrhundertwende wurde jedoch durch die ungleich verteilten Bildungschancen innerhalb der Habsburger Monarchie strukturiert. Denn der Zugang zu schulischer Grundbildung und Alphabetisierung war um 1900 trotz Einführung des Pflichtschulbesuchs 1869 immer noch stark eingeschränkt – insbesondere für Frauen, ethnische Minderheiten und die Bevölkerung der Peripherien (vgl. Seger 2010). Nach dem Ersten Weltkrieg erhöhte sich das Angebot an täglichen Printerzeugnissen in Wien aber auch in den anderen Bundesländern drastisch und die Tageszeitung avancierte zum »politisch-kulturelle[n] Leitmedium« (Melischek/Seethaler 2019: 9) der Ersten Republik.

Animierte Diskurse: Animalität, Primitivität und Hierarchien der Wandelbarkeit

Vor diesem mediengeschichtlichen Hintergrund betritt das Phänomen der »Geschlechtsumwandlung« zu Beginn der 1910er Jahre die Bühne der medial vermittelten Öffentlichkeit in Österreich. Zwar wurde bereits zuvor vereinzelt von sensationellen »Umwandlungen des Geschlechts« berichtet, jedoch handelte es sich hierbei um Phänomene der plötzlichen »Verwandlung« des Geschlechts – wie sich etwa anhand der Geschichte von Leopold Zahn zeigt,⁸ der als junges Mädchen in Wien aufwuchs und sich im Alter von siebzehn Jahren »plötzlich in einen jungen Herrn verwandelt[e]« (»Eine seltsame Umwandlung« 1908: 11). In diesen Fällen wurde die plötzlich auftretende »Geschlechtsumwandlung« stets im Sinne einer Offenbarung der geschlechtlichen »Wahrheit« gedeutet und die »Umwandlung« wurde auf einen menschlichen Irrtum in der Bestimmung der bisweilen zwar als uneindeutig aber auch als biologisch unveränderbar verstandenen Natur zurückgeführt.⁹ Gleichzeitig referierte der Begriff Geschlechtsumwandlung in diesem Zusammenhang nicht nur auf die plötzlich auftretenden Änderungen oder Offenbarungen des körperlichen Geschlechts der betreffenden Personen, sondern umfasste auch die »Umwandlung« ihrer sozialen Stellung in der Gesellschaft, sowie ihres amtlichen Geschlechtes in Namens- und Geburtenregistern.

Im Gegensatz zu diesen vereinzelt Berichten lässt sich ab Mitte der 1910er Jahre ein markanter Anstieg der Berichterstattung über »Geschlechtsumwandlungen« feststellen, welcher meiner Ansicht nach nicht zufällig mit Steinachs Publikationen zur »Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugetieren durch Austausch der Pubertätsdrüse« (1911) und dem wenig später erschienen Artikel zur »Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen« (1913) zusammenfällt. Der Umfang dieser Berichterstattung fand

8 1910 erschien im Wiener Pollak Verlag ein Buch mit dem Titel *Aus dem Tagebuch einer männlichen Gymnasiastin: Die Geschichte einer Metamorphose*, dessen anonymen Autor, wie Clara Hartmann aufzeigen konnte, höchstwahrscheinlich Leopold Zahn war (vgl. Lili-Elbe-Bibliothek 2020).

9 Die Art und Weise, wie über das Geschlecht der betreffenden Personen berichtet wurde, lässt vermuten, dass es sich um intergeschlechtliche Personen gehandelt hat, was auf die vielfältigen Verbindungslinien und Überlappungen zwischen inter* und trans* Geschichten hinweist.

in den 1920er Jahren seinen Höhepunkt,¹⁰ wie der Kommentar des Kolumnisten Walter Finkler im Dezember 1923 bereits andeutete. Dieser schrieb: »Immer wieder machen neue sensationelle Nachrichten von gelungenen Geschlechtsumwandlungen und Geschlechtsbestimmungen die Spalten der Tageszeitungen unsicher« (Finkler 1923: 3). Nicht selten stammten diese Nachrichten aus seiner eigenen Feder.¹¹ Aber er war nicht allein; quer durch das politische Spektrum hindurch berichteten Tageszeitungen regelmäßig über sensationelle Fälle der Umwandlungen von Geschlecht. Dabei lässt sich eine Bedeutungsverschiebung des Begriffs Geschlechts-umwandlung feststellen. Während die sensationalistischen Berichte über die unvorhergesehenen und plötzlich auftretenden »Geschlechts-umwandlungen« diese auf einen Irrtum in der Geschlechtsbestimmung zurückführten, wurde ab den 1910er Jahren nicht länger ausschließlich die vom Menschen falsch interpretierte Natur für das Phänomen der Geschlechts-umwandlung verantwortlich gemacht. Stattdessen kreisten die Berichte immer häufiger um von Medizinern und Biologen durchgeführte Drüsentransplantationen und operative Eingriffe. Im Zuge dessen wurde die widerspenstige Natur durch die Beherrschung derselben durch den Menschen ersetzt. Zugleich ging diese Bedeutungsverschiebung auch mit einer Ausdifferenzierung des Begriffs der Geschlechts-umwandlung einher, welche zunehmend zwischen »natürlicher« und »künstlicher« oder »willkürlicher« Geschlechts-umwandlung unterschied. Allerdings bezog sich der Großteil dieser Meldungen nicht auf Menschen; vielmehr standen Tiere im Mittelpunkt des medialen Interesses: Hühner, Frösche, Meerschweinchen, Fische, Insekten und Ratten bevölkerten die Berichte über »Geschlechts-umwandlung« zwischen 1911 und 1933. Es waren ihre Körper und ihr Geschlecht, die im Mittelpunkt des medialen Interesses standen.

Laut den Zeitungsberichten waren es insbesondere sogenannte »niedere Tiere«, deren Geschlecht sich sowohl im Rahmen chirurgischer Interventionen aber auch im Zuge »natürlicher Phänomene« als besonders wandel- und formbar erwies: »Die Wissenschaft vom Leben lehrt, daß Geschlechtsveränderung

10 Insgesamt liegen mir für den Untersuchungszeitraum 1911–1933 achtundfünfzig Artikel aus Tageszeitungen vor, in denen »Geschlechts-umwandlung« thematisiert wurde. Die meisten Artikel lassen sich in den Jahren 1923, 1924, 1925, 1928 sowie 1931 und 1932 feststellen.

11 Aus dem vorliegenden Korpus lassen sich vierzehn Artikel eindeutig Walter Finkler zuordnen, bei einigen weiteren lässt sich anhand des verwendeten Autor_innenkürzels W. F. vermuten, dass diese ebenfalls von ihm verfasst wurden.

bei niedrig entwickelten Tieren durchaus nicht selten sind und desto häufiger werden, je tiefer wir auf der Stufenleiter des Tierreiches hinabsteigen« (»Tiere« 1933: 13). Während (vollständige) Geschlechtsumwandlungen beim Menschen wahlweise als »unbekannt«, nur bei »hochgradigem Zwittertum« erfolgreich oder gänzlich »unmöglich« dargestellt wurden, seien sie es bei Tieren, »zumal bei niederorganisierten, durchaus nicht« (vgl. »Umwandlung« 1925: 5; »Ergebnisse des Sexualkongresses« 1926: 9; Finkler 1928b: 5). Der wiederholte Verweis auf den »niederen« Status dieser Tiere als Erklärung für deren besondere Formbarkeit verdeutlicht, dass »Geschlechtsumwandlung« in der imaginären Ordnung des öffentlichen Diskurses auf untrennbare Weise nicht nur mit Animalität an sich, sondern mit einer spezifischen »Primitivität« eben jener Tiere verbunden war. Dass dabei in den Zeitungsartikeln so unterschiedliche Spezies wie Austern, Krebse, Würmer, Schwertfische, Hühner und kleinere Nagetiere unter dem Begriff der »niederen Tiere« summiert wurden, liegt nicht zuletzt daran, dass der Begriff selbst keine taxonomische Kategorie bildete.

Die Unterscheidung zwischen »höheren« und »niedrigeren« Lebens- und Daseinsformen hat eine lange Tradition innerhalb der europäischen Naturphilosophie, die bis zur in der Antike entstandenen Idee der Stufenleiter der Natur, der *Scala Naturae*, zurückgeht, welche alle Gegenstände der Natur in einer hierarchischen Reihung anordnete: Von den als unbelebt imaginierten Steinen und Pflanzen über die Tiere bis zum Menschen, über dem ab dem Mittelalter noch die Engel und Gott platziert wurden. Populär wurde die Unterscheidung zwischen »höheren« und »niederen« Tieren insbesondere im Anschluss an Charles Darwins Publikation *On the Origin of Species* (1859),¹² deren Inhalt mich später noch beschäftigen wird. Dort verwendete Darwin den Ausdruck *lower animals*, um die so bezeichneten Lebewesen in die die Evolutionstheorie kennzeichnende Entwicklungshierarchie und das damit verbundene Fortschrittsnarrativ einzuordnen. Im Gegensatz zur *Scala Naturae*, in welcher die niedrig angeordneten Lebensformen einen relativ statischen Platz einnahmen, wurden die niederen Tiere bei Darwin also nicht nur bezüglich ihres Organismus als weniger komplex und ausdifferenziert kategorisiert, sondern zugleich auch in eine Hierarchie der Entwicklung eingeschrieben. Innerhalb dieses Narrativs repräsentieren sie die primitive Vergangenheit aller höher entwickelten Lebensformen, welche sich im Laufe der Evolution aus ihnen entwickelt hätten. Dabei bevölkerten in Darwins Evolutionstheorie sehr unter-

12 Die deutsche Fassung *Über die Entstehung der Arten* wurde ebenfalls noch im Jahr 1859 veröffentlicht.

schiedliche Spezies den Platz des »Niederer«, gemeinsam ist ihnen jedoch ihre Distanz zum Menschen, welche bis heute die Vorstellung der »niederer Tiere« prägt: Während »höhere Tiere« als näher am Mensch, vielleicht sogar dem Menschen in Verhalten und Physis ähnlich imaginiert werden und oftmals als Haus- oder Nutztiere in dessen unmittelbaren Nähe leben, werden »niedere Tiere« als fundamental anders und inkommensurabel mit menschlichen Formen des Lebens konstruiert. Die Kategorie der »niederer Tiere« ist demnach eine inhärent anthropozentrische. Während einigen nicht-menschlichen Tieren menschliches Verhalten und menschliche Emotionen zugeschrieben werden und sie an der Schwelle zwischen »Natur« und »Kultur« verweilen (dürfen), gelten »niedere Tiere« in eurozentrisch-westlichen Epistemologien als weniger empfindsam. Ohne Bewusstsein und Moral scheint ihr Verhalten als ausschließlich durch ihre Instinkte determiniert und sie werden als inhärenter Teil der Natur imaginiert, die sie vollständig bestimmt. Demgegenüber steht der Mensch als Kulturwesen, das die Natur beherrscht.

Mel Y. Chens (2012) aus den Sprachwissenschaften entlehntes Konzept der *Animacy Hierarchy*, welches die grammatikalische und semantische Hierarchie zwischen belebten und weniger belebten oder unbelebten Nomen bezeichnet,¹³ ist besonders hilfreich, um zu verstehen, wie die Vorstellung von Belebtheit und Unbelebtheit nicht nur die Idee der »niederer Tiere« selbst prägt. Wie Chen überzeugend darlegt, sind menschliche Körper, nicht-menschliche Tiere, pflanzliche Organismen aber auch unbelebte Materie in die Raster biopolitischer Macht eingelassen, welche auf der Basis der Einordnung von Körpern als mehr oder weniger »lebendig« operiert. Denn die hierarchisierte Zuschreibung unterschiedlicher Grade der Belebtheit lässt bestimmte Körper als aktiv, handlungsfähig, wertvoll und schützenswert erscheinen und legitimiert zugleich Formen der Gewalt gegen »andere« (rassifizierte, behinderte, queere) Körper, die als passiv und leblos gerahmt werden. Dies zeigt sich auch im populären Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« im frühen 20. Jahrhundert. Denn es sind die Körper der vermeintlich »niederer« Tiere,

13 Diese Belebtheithierarchie bestimmt unter anderem die Pronominawahl (im Englischen *he/she/it*) aber auch die syntaktische Stellung eines Wortes im Satz. Chen verdeutlicht diese konzeptuelle Norm am Beispiel des Nomens Stein, welchem aufgrund seiner in westlich eurozentrischen Epistemologien angenommenen Unbelebtheit üblicherweise grammatikalisch keine Handlungsmacht zugeordnet wird und welcher nicht als Ursache von Kausalität gesetzt wird. Der Stein ist grammatikalisch kein handelndes Subjekt (wer?), sondern ein passives Objekt (was?) (vgl. Chen 2012: 2f.).

welche sowohl durch die Kräfte der sie determinierenden Natur als auch durch das auf Wissenschaft und Technik beruhende Handeln des rationalen Menschen geschlechtlich geformt und bestimmt werden können. Die Tiere selbst sind in dieser Imagination lediglich mehr oder weniger unbelebte Materie, welche durch Natur oder den die Natur beherrschenden Menschen geprägt werden kann; sie selbst haben keine (geschlechtliche) Handlungsmacht. Ihr »primitiver« Status äußert sich nicht nur in ihrer geschlechtlichen Instabilität, sondern auch in ihrer geschlechtlichen Formbarkeit und Plastizität, welche sie von den »höheren Tieren« und insbesondere vom Menschen abgrenzt, dessen Geschlecht im populären Diskurs der Tageszeitungen – wenn nicht pathologisiert und somit als Abweichung von der Norm konstruiert – als relativ stabil und weniger formbar gedacht wurde. Zu einem gewissen Grad zeigt sich hier auch eine Diskrepanz zwischen Steinachs Theorien der Formbarkeit von Geschlecht und der Art und Weise, wie diese im öffentlichen Diskurs verhandelt wurde. Während Steinach von einer durchaus speziesübergreifenden Plastizität von Geschlecht überzeugt war, scheint es, als würde dieses Phänomen im populären Diskurs der Tageszeitungen auf nicht-menschliche Tiere enggeführt werden. So bemerkte auch Finkler, der ansonsten euphorisch über erfolgreich durchgeführte »Geschlechtsumwandlungen« an nicht-menschlichen Tieren berichtete, dass »[wir] sicher so bald *kein Mittel* finden [werden], beim Menschen das gewünschte Geschlecht *willkürlich* hervorzurufen« (Finkler 1923: 3, Herv. J.G.). Angesichts der von ihm festgestellten Häufigkeit von Pressemeldungen über »gelungene Geschlechtsumwandlungen« (vgl. ebd.) lässt sich Finklers pessimistischer Kommentar hinsichtlich der Anwendung am Menschen auch als eine Rückversicherung an eine von kulturellen Ängsten rund um Geschlecht und Sexualität geprägten Gesellschaft lesen. Er vermittelt, dass »künstliche Geschlechtsumwandlungen« fest auf der nicht-menschlichen Seite der Mensch-Tier-Binarität verortet seien und es »auf Jahrzehnte hinaus nicht die geringste Aussicht« (ebd.) auf die Übertragung dieser medizinischen Errungenschaften auf den Menschen gebe. Die Geschlechterordnung sei also weiterhin intakt, versucht Finkler seine Leser_innen zu versichern. In Abgrenzung zur geschlechtlichen Primitivität »niederer Tiere« scheint der Mensch also nicht nur geschlechtlich ausdifferenzierter, sondern auch stabiler und weniger formbar – selbst durch die von ihm selbst entworfenen Techniken: »Eine echte Geschlechtsumwandlung [...] gibt es beim Menschen nicht«, schlussfolgert Finkler (1928a: 7). Die von Chen (2012) beschriebene Hierarchie der Belebtheit verkettet sich im populären Diskurs zu »Geschlechtsumwandlung« mit einer Hierarchie der Wandelbarkeit von

Geschlecht. Zusammen bilden sie eine *Animacy-Plasticity*-Hierarchie, an deren Spitze der Mensch in seiner als fixiert imaginierten zweigeschlechtlichen Form steht, welche immer zugleich schon als weiß markiert ist. »[A]nimacy is political, shaped by what or who counts as human, and what or who does not«, betont Chen (2012: 30). Und auch die im frühen 20. Jahrhundert im öffentlichen Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« vorherrschende Hierarchie von Plastizität und Belebtheit beruht auf der ihr inhärenten Vorstellung davon, wer oder was ein Mensch ist. Sie ist unterfüttert von kolonialen Fantasien über rassifizierte »Andere«, die als nicht- oder weniger menschlich gelten.

Kolonialer Spuk: »Geschlechtsumwandlung« und die Geister der *Mujerados*

»Geschlechtsumwandlung« wurde im medialen Diskurs des frühen 20. Jahrhunderts nicht nur als animalische Eigenschaft konstruiert, sondern – animiert durch die Geister des Kolonialarchivs – auch als Merkmal der geschlechtlichen »Primitivität« rassifizierter »Anderer« dargestellt. Hierbei zeigt sich, dass Rassifizierung und Animalisierung Hand in Hand gingen und die Animalisierung von geschlechtlicher Wandelbarkeit immer auch schon deren Rassifizierung umschloss. Um dies zu verdeutlichen, widme ich mich im Folgenden zwei weiteren 1922 und 1928 von Finkler publizierten Zeitungsartikeln, in denen er den Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« an Tieren – in diesem Fall an Schwertfischen, Bienen und Ratten – mit kolonialen Berichten über indigene Geschlechtertransgressionen verbindet. Denn während laut Finkler zwar eine »echte Geschlechtsumwandlung« am Menschen nicht möglich sei, »kommen die *Mujerados* dieser Geschlechtsumwandlung [doch] ziemlich nahe« (Finkler 1928a: 7).

Dieser anachronistisch anmutende Verweis beruht auf in einer langen Tradition des transatlantischen »Wissenstransfers« über auf die *Mujerados* sowie der populären Zirkulation kolonialer Fantasien über deren geschlechtliche Transgressionen. Denn die Bezeichnung *Mujerado* fand das erste Mal im Juni 1882 Eingang in die Register westlicher Wissensarchive, als der US-amerikanische Militärarzt und Neurologe William A. Hammond vor der amerikanischen neurologischen Gesellschaft über seine dreißig Jahre zuvor getätigten Forschungsaufenthalt bei den Pueblo in New Mexico berichtete. Der später als »Hammond-Report« bekannt gewordenen Bericht, welcher knapp fünfzig Jahre später fast wortgetreu in Finklers Artikel wiedergegeben wird, befasste

sich mit indigenen Geschlechterkonfigurationen, die in Hammonds eurozentristischer Interpretation als pathologisches Phänomen der Feminisierung von Männern dargestellt werden. Im Zentrum seiner Diskussion stand eine Person, die während Hammonds Aufenthalts in Laguna seine Aufmerksamkeit auf sich zog: »It was asserted that by some means or other the sex of this person had become changed from male to female, that he had assumed the garb of a woman, lived with women, and followed their occupations. He was called a *mujerado*« (Hammond 1882: 343, Herv. i.O.). Hammond übersetzt *Mujerado* als *feminine* oder *womanish man*, weist aber darauf hin, dass die wörtliche Übersetzung *womaned* sei, jedoch ein solches Wort im Spanischen nicht existiere (vgl. ebd.). In Folge dieser Interpretation Hammonds wird *Mujerado* bis heute mit »effeminierter Mann« (vgl. Tortorici 2018) übersetzt, obwohl die von Hammond erwähnte wörtliche Übersetzung *woman-ed* auf eine grundlegende ontologische Verschiebung des Geschlechts hinweist, die über die Idee »weiblichen Verhaltens« hinausgeht und stattdessen einen Prozess des Werdens zu beschreiben scheint, welcher meiner Ansicht nach besser mit »zur Frau (gemacht) werden« übersetzt werden kann. In dieser kurzen Episode zeichnet sich allerdings bereits die sich in der folgenden Begegnung weiterführende Divergenz zwischen Hammonds (Miss-)Interpretationen bzw. (Fehl-)Übersetzungen und indigenen Epistemologien ab, die durch Hammonds dominante Deutungen verschüttet werden.

Offensichtlich fasziniert von den Erzählungen, die von zahlreichen »injunctions of caution and secrecy« (Hammond 1882: 343) begleitet wurden, ersuchte Hammond den *Chief* der Pueblo,¹⁴ dessen persönlicher Arzt er war, darum, ein persönliches Treffen zwischen ihm und der *dem Mujerado* zu arrangieren. Obwohl Hammonds Gesuch zunächst mit Skepsis begegnet wurde, wusste Hammond sich – »after a little hesitation« (ebd.) – durchzusetzen und es kam zu einem Treffen zwischen ihm und der *dem Mujerado*. In Hammonds Beschreibung wurde er zunächst vom *Chief* zu einer Gruppe von

14 Im Deutschen wird an dieser Stelle häufig der Begriff Häuptling verwendet. Dieser wurde im Kontext des europäischen Kolonialismus pauschal eingesetzt, um (teilweise erst durch die Kolonialmacht eingesetzte und stets als männlich imaginierte) Machthaber und Politiker in kolonisierten Gesellschaften zu bezeichnen. Diese wurden zugleich durch den Anhang des Diminutivs -ling abgewertet und sprachlich als »primitiv« und »anders« markiert (vgl. Arndt 2011). Der englische Begriff *Chief* wird jedoch bis heute – trotz seiner kolonialen Implikationen – als indigene Eigenbezeichnung für politischen Vertreter_innen verwendet, weshalb ich mich an dieser Stelle für diese Begriffsverwendung entschieden habe.

Frauen gebracht, die auf dem Boden knieend Getreide mahlten – »laboriously doing what a mill would have accomplished in a hundredth part of the time« (ebd.: 344), wie Hammond abwertend anmerkte. Nachdem der *Chief* einige Worte gesprochen hatte, die von Hammond nicht dokumentiert wurden, erhob sich eine der Frauen, welche Hammond laut eigener Beschreibung nicht von den anderen unterscheiden konnte, und wurde durch den *Chief* mit den Worten »Aquí esta el mujorado« – »Here is the mujorado« (vgl. ebd.) vorgestellt. Hammond fügte hinzu, dass der *Chief* das männliche Pronomen *el* verwendete, wenn er sich auf die Person bezog, welches Hammond sodann in seiner Erzählung über die Person, die namenlos bleibt, übernimmt. Die darauffolgende Interaktion leitet Hammond mit der Bemerkung ein, dass ihm gesagt wurde, er könne mit dieser Person machen, was er wolle. Dieser Einladung folgend, führte Hammond die Person in einen abgetrennten Raum, in welchem er die *den Mujorado* einer gleichsam invasiven wie voyeuristischen Untersuchung unterwarf, bei der Hammond den Körper der Person eingehend untersuchte, abtastete und vermaß. Neben den Genitalien, deren Aussehen, Form und Größe Hammond detailreich beschrieb, schien er besonders von den Brüsten der Person fasziniert, welche er als außerordentlich groß beschrieb, was darauf zurückzuführen sei, dass »[the mujorado] had nursed several infants whose mothers had died, and that he had given them plenty of milk from his breasts« (ebd.).

Wie Smithers (2022) feststellt, lässt Hammonds Report keine Rückschlüsse darüber zu, wie sich die *den Mujorado* während der Untersuchung gefühlt hat und Hammonds eigene medizinische Beschreibung täuscht nicht nur Objektivität vor, sondern erlaubt ihm auch eine gewisse Distanz zu der Person: »This was a medical subject, not a human being with emotions, kin, and social responsibilities. In Hammond's mind, the person he was examining was, as a mujorado, a biological anomaly« (Smithers 2022: 105). Über das Leben der Person, ihre Eingebundenheit in die Gemeinschaft der Frauen, mit denen sie arbeitete, ihre sozialen Beziehungen erfahren wir aus Hammonds Berichts nichts; sie wird zu einer weiteren durch koloniale Transmisogynie gezeichneten geisterhaften Figur im Gefüge des Archivs.

Um das Wiederauftauchen dieses Berichts und das gespenstische Spukens der *den Mujrados* über hundert Jahre später im Kontext der populären Zeitungsdiskurse über »Geschlechtsumwandlung« zu verstehen, ist es einerseits wichtig zu bemerken, dass auch in Hammonds Beschreibung der *Mujrados* Tiere eine zentrale Rolle spielen. Jedoch findet sich hier eine andere Form der artenübergreifenden Intimität, denn die *Mujrados* nutzten

laut Hammond die Praxis des übermäßigen Pferdereitens, um eine Atrophie der Genitalien zu erzielen, was auch in den Zeitungsartikeln der 1920er Jahre nicht unerwähnt blieb (vgl. Finkler 1922, 1928a). Tiere sind hier also weniger das Vehikel geschlechts-transgressiver Imaginationen oder medizinisches Rohmaterial, sondern sie werden als ein integraler Bestandteil der Geschlechtertransition selbst dargestellt; sie sind ein »efficient aid in their process for making a *mujerado*.« (Hammond 1882: 350, Herv. i.O.). Zugleich sei die auf diese Weise erzeugte Impotenz aber auch die Ursache für das »effeminierte Verhalten« der *Mujerados*, die körperliche Veränderung geht in Hammonds Wahrnehmung der psychischen voraus (vgl. ebd.: 355); denn deren Geschlechtsidentität sei nicht angeboren, sondern vielmehr »gezüchtet« (vgl. Finkler 1922). Andererseits – und das reiht die durch Hammond geprägte eurozentrische Imagination über *Mujerados* in den Diskurs über die »Primitivität« von Geschlecht ein – stellen die *Mujerados* für Hammond ein ebenso faszinierendes wie archaisches Phänomen dar, von welchem er überzeugt war, dass es »will doubtlessly disappear ere [sic!] long before advancing civilization« (ebd.: 347). Für Hammond war der feminisierte Körper der *Mujerados* selbst ein Zeichen der Rückständigkeit und des moralischen Verfalls, wie Smithers (2022) deutlich macht: »the *mujerado* was a figure in decline« (ebd.: 106). Anders als Phänomene der Geschlechtertransgression in Europa im späten 19. Jahrhundert, bei denen die betreffenden Personen laut Hammond lediglich der Illusion einer »Geschlechtsumwandlung« unterlagen – »They are as much men or as much women as they ever were, but entertaining the erroneous belief that a transformation of sex has occurred, they dress and act accordingly« (Hammond 1882: 352) –, seien die *Mujerado* aufgrund ihrer »primitiven« Geschlechtlichkeit tatsächlich dazu in der Lage, ihr Geschlecht durch verschiedene kulturelle Techniken zu verändern.

Obwohl Hammond diese Feststellung einige Jahrzehnte vor den durch Steinach angeregten populären Diskursen über »künstliche Geschlechtsumwandlung« machte, ist es doch dieses Argument, dass seinen Bericht Anfang des 20. Jahrhunderts anschlussfähig machte, erlaubte es doch kulturelle Ängste rund um »Geschlechtsumwandlung« und die schwindende Ordnung der Geschlechter in der Figur der *Mujerado* zu bündeln. Wie Stryker in Bezug auf die seit dem 15. Jahrhundert anhaltenden ethnografischen Auseinandersetzungen mit außereuropäischen Konfigurationen der Beziehung zwischen Körper, Geschlecht, Identität und Sexualität darlegt, waren diese Kategorien nicht nur Quelle eurozentrischer Faszination und Zielscheibe kolonialer Gewalt, sondern »just as importantly, categories of deviant per-

sonhood constructed by a European imaginary and invested with the magical power to condense and contain, and thereby delimit, a more systemic European failure to grasp a radical cultural otherness in its totality» (Stryker 2006: 14). Die koloniale Imagination über die Geschlechtertransgression der *Mujerados* animierte also nicht nur die populären Diskurse über »künstliche Geschlechtsumwandlung« in den 1920er Jahren, sondern sie erweist sich als wirksame koloniale Fantasie, die durch die Wissensarchive der modernen Sexualwissenschaft spukt: Krafft-Ebings *Psychopathia Sexualis* (1894 [1886]) und Hirschfelds *Die Transvestiten* (1910) sind nur zwei prominente Beispiele, in welchen der Hammond-Report seine Spuren hinterlassen hat.

In Krafft-Ebings taxonomischer Sexualpathologie verkörpern die von Hammond beschriebenen *Mujerados* die zweite Stufe der erworbenen konträren Sexualempfindung, die »Eviratio«, welche Krafft-Ebing mit folgenden warnenden Worten beschreibt: »Tritt bei derart entwickelter conträrer Sexualempfindung keine Rückbildung ein, so kann es zu tiefer greifenden und dauernden Umänderungen der psychischen Persönlichkeit kommen« (Krafft-Ebing 1894 [1886]: 204). Für Krafft-Ebing ist Hammonds Bericht eine »interessante Bestätigung« (ebd.: 208) seiner Thesen, die die Gefahr der Feminisierung verdeutlichen. Für Hirschfeld hingegen sind die *Mujerados* eines von vielen Beispielen im ethnologische-historischen Teil seines Werkes, welches bezeugen soll, dass Transvestitismus eine »Erscheinung [ist], die [...] stets vorhanden gewesen ist« (Hirschfeld 1910: 329). Anderes als Hammond und Krafft-Ebing, der Hammonds Narrativ unverändert übernimmt, verortet Hirschfeld die Ursache des Geschlechts der *Mujerados* jedoch nicht in exzessiver Masturbation und Pferdereiten, sondern versteht es als eine Identität, die »sich überall selbstständig, von innen heraus, entwickelt hat« (ebd.: 330).

Die folgenreiche Bedeutsamkeit der gespenstischen Zirkulation der *Mujerados* liegt demnach in der vielfältigen Nutzbarmachung der Figur: Bei Hammond als Symbol der Rückständigkeit der *Pueblo*, für Krafft-Ebing ethnologischer Beweis seiner Taxonomie der erworbenen Homosexualität und für Hirschfeld gleichermaßen Indiz seiner Zwischenstufen-Theorie sowie Bestätigung seiner These der historischen wie kulturellen Universalität von Geschlechtertransgressionen. In den populären österreichischen Medien der 1920er Jahre fungierten die *Mujerados* schließlich als ein willkommener Container für gesellschaftliche Ängste vor der Wandel- und Formbarkeit von Geschlecht und dem damit verbundenen vermeintlichen Verschwinden der Geschlechtergrenzen einerseits sowie andererseits als nützliches Vehikel zur Kritik der Moderne, ihren Emanzipationsbewegungen und der Krise der

Geschlechterordnung in Europa, wie Finklers abschließender Kommentar verdeutlicht:

Im übrigen brauchen wir gar nicht über die *Mujerados* der I[...] zu staunen, hat uns doch die Moderne das Pendant geliefert: die Vermännlichung der Frau. Nur: dort hat das Brimborium wenigstens einen Sinn und bleibt auf Vereinzelte beschränkt, hier aber... (Finkler 1928a: 8)

Während die »Feminisierung« der *Mujerados* als Zeichen der Rückständigkeit der *Pueblo* zu deuten sei, führe die Modernisierung in Europa zur Vermännlichung der (weißen bürgerlichen) Frau.

Zugleich markieren die beständig zirkulierenden kolonialen Fantasien über die *Mujerados* auch die Grenzen des Menschlichen. Denn wie Finkler an anderer Stelle feststellt, sei »[a]us einem wirklichen Mann [...] noch nie eine wirkliche Frau geworden und nie aus einer echten Frau ein echter Mann« (Finkler 1931: 5). Selbst die Errungenschaften der modernen Medizin – ihre Instrumente und Techniken – könnten dies nicht zustande bringen. Dass also die *Mujerados* dieser ansonsten nur im Reich der »niederen Tiere« möglichen Geschlechtsumwandlung am nächsten kämen, platziert diese nicht nur im Zwischenraum zwischen Mensch und Tier, sondern zeigt auch auf, dass das Geschlecht indigener Personen in der europäischen Fantasie als weniger statisch und binär organisiert imaginiert wurde. Als »species technology« (Chen 2015: 320) ist »Geschlechtsumwandlung« also nicht nur, so Mel Y. Chen »always involved with nonhumans« (ebd.), sondern immer auch schon durchzogen von rassifizierten Vorstellungen davon, wer oder was als Mensch zählt.

Tier, Monster, Mensch? Die vielen Nachleben der Julia Pastrana

Die Verhandlungen der Grenzen des Menschlichen ziehen sich auch durch den 1926 vom deutschen Sexualwissenschaftler und Dermatologen Georg Loewenstein veröffentlichten Artikel »Die Herrschaft der Drüsen«. Der in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift *Die Koralle*¹⁵ erschiene Text zielt

15 *Die Koralle* war eine populärwissenschaftliche Monatszeitschrift, die zwischen 1925 und 1944 erschien. Wie der Untertitel *Magazin für alle Freunde von Natur und Technik* versprach, versammelte sie zahlreiche Artikel zu Naturwissenschaft und berichtete über technologische Fortschritte.

darauf ab, einem Laienpublikum die durch Steinachs Experimente begründete Theorie der Drüsen und ihrer Rolle im Organismus zu erklären. Denn trotz ihrer geringen Größe seien »Entwicklung, Wachstum, Temperament, äußere Erscheinung und Veranlagung des Menschen« (Loewenstein 1926: 536) vollständig durch diese Drüsen bestimmt.

Zwischen Berichten über Korallenriffe in tropischen Meeren, Flusspferdjagen in Ostafrika, fleischfressende Pflanzen und die größte Sternwarte der Welt platziert, lenkte Loewensteins Artikel die Aufmerksamkeit der Leser_innen nicht nur auf Steinachs Tierexperimente, sondern griff auch auf bekannte Figuren und Darsteller_innen der im 19. und 20. Jahrhunderts populären *Freak Shows* zurück, die häufig auf Jahrmärkten in ganz Europa und so auch im Wiener Prater zu finden waren, um den Leser_innen die Wirkung der Drüsen zu verdeutlichen. Angesichts der bereits geschilderten »Geografien des Wissens« (Livingstone 2003) in Steinachs Wissensproduktion ist es wenig verwunderlich, dass auch die Unterhaltungskultur des Wiener Praters Eingang in die populärwissenschaftliche Rezeption von Steinachs Forschungen erhielt. Die Selbstverständlichkeit allerdings, mit der Loewenstein diese Figuren als Belege für seine Argumentation in den Text einbaut, weist nicht nur auf deren Bekanntheit hin, da der Autor augenscheinlich davon ausgeht, dass die Erwähnung dieser Figuren bei seinen Leser_innen ohne weitere Erklärungen spezifische Imaginationen evozieren können, sondern verdeutlicht auch ein weiteres Mal, wie eng Wissenschaft und Spektakel im frühen 20. Jahrhundert miteinander verwoben waren.

In Loewensteins Argumentation dienen die als »abnormal« konstruierten Körper der *Freak Show*-Darsteller_innen als Ausdruck der Fehlfunktionen spezifischer Drüsen. So schreibt Loewenstein etwa:

An der Unterseite des Gehirns befindet sich ein dreilappiger Hirnanhang, die sogenannte Hypophyse, die fünf Gramm schwer ist. Fehlt sie oder fallen durch ihre Erkrankung die von ihr gebildeten Hormone fort, so tritt eine Hemmung in der Entwicklung der Knochen und im Längenwachstum ein. Auf Jahrmärkten und Volksbelustigungsstätten kann man häufig Zwerge, sogenannte Liliputaner, sehen, die ihren Gelderwerb einer solchen Hypophysen-Entartung verdanken. (Loewenstein 1926: 536)

Einerseits deutet sich hier ein Fokuswechsel des medizinischen Blickes von den Keimdrüsen hin zum Gehirn als Produktions- und Wirkungsort der inneren Sekretionen an, der sich auch in Steinachs späterer Forschung nieder-

schluss (vgl. Steinach/Kun/Peczenik 1936), wobei Geschlecht trotz dieser Verschiebung nie seine zentrale Rolle verliert.¹⁶ Andererseits wird deutlich, dass die verschiedenen *Freak Show*-Figuren, die Loewenstein aufruft – die »Zwerge«, »Riesen«, »Kretins«, »bärtigen Frauen« und »Zwitter« – in einer Imagination der Abweichung verbunden sind, die als Negativfolie das »normale« Funktionieren der jeweiligen Drüsen veranschaulicht.

Dabei ist das Arrangement der Bilder, die Loewensteins Artikel illustrieren, besonders auffällig. Neben schematischen Abbildungen der Drüsen und ihrer Lokalisierung im menschlichen Körper finden sich zu Forschungszwecken produzierte Aufnahmen von Tieren – darunter auch die Fotografie von Steinachs Feminisierungsversuchen an Meerschweinchen – sowie medizinische Fotografien, die die Folgen unterschiedlicher Drüsen-Fehlfunktionen verdeutlichen sollen.¹⁷ Die Fotografien dienen dem Vergleich von »Abweichung« und »Norm«, produzieren in Vorher-/Nachher-Gegenüberstellungen Imaginationen von »Degeneration« und »Heilung« und suchen durch neutrale Hintergründe und monochrome Farbgestaltung den Eindruck der Objektivität zu erzielen. Während diese Bilder in weiten Teilen der Logik des medizinischen Blickes folgen – und mit Ausnahme der Porträtfotografie eines »femininen Mannes« auch zu diesem Zwecke erstellt wurden –, gibt es ein Bild, das deutlich aus diesem Rahmen fällt. Jene Abbildung, die gegenüber der vielfach visuell zitierten »Feminisierungsserie« Steinachs platziert ist, ist nicht nur das einzige kolorierte und seitenfüllende Bild, sie entstammt darüber hinaus keiner medizinischen Aufnahme, sondern ist eine populäre Lithografie aus dem 19. Jahrhundert. Sie zeigt die mexikanisch-indigene Performerin Julia Pastrana in tanzender Pose: Das rechte Bein ausgestellt, der Fuß bis zu den Zehenspitzen gestreckt, die Hände auf den Hüften des enganliegenden Korsetts platziert, darunter ein Rock aus weißen Rüschen,

16 Im Vergleich zu Steinachs Drüsen-Transplantationen fanden diese Forschungen jedoch außerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft wenig Gehör und wurden im Gegensatz zu den sensationalistischen Berichten über Steinachs Experimente zur »Verjüngung« und »künstlichen Geschlechtsumwandlung« nicht von einem breiteren Publikum rezipiert. Sie hatten daher auch keine vergleichbaren Subjektivierungseffekte. Aus diesen Gründen werden Steinachs spätere Forschungen in dieser Studie vernachlässigt, obwohl sich anhand dieser sicherlich bereits Vorläufer der Verschiebung des medizinischen Blickes auf Geschlecht von den Keimdrüsen hin zum Gehirn nachvollziehen ließen.

17 Die Bilder bezog Loewenstein aus den Archiven der *Magnus-Hirschfeld-Stiftung* und des *Deutschen Hygiene Museums*.

dessen Ränder mit einem rosa Band abgenäht sind, die schwarzen Haare aufwendig frisiert (vgl. Abb. 10; Loewenstein 1926: 538f.).

Abb. 10: Populäre Lithografie von Julia Pastrana



Quelle: Österreichische Nationalbibliothek

Doch die Lithografie, die Pastrana zeigt, fällt auch aus einem weiteren Grund aus der Reihe, denn Julia Pastrana war als Loewensteins Artikel erschien bereits seit über einem halben Jahrhundert verstorben. Dennoch ist kein Zufall, dass die Lithografie im Zusammenhang mit Steinachs Forschungen aufscheint. Denn auch ihre Geschichte ist Teil jener kolonialen Geografien des Wissens, die Steinachs Forschung und ihre Rezeption charakterisieren.

Monströses Spektakel im 19. Jahrhundert

Julia Pastrana, deren nicht-christlicher Name in den erhaltenen historischen Aufzeichnungen nicht überliefert ist, wurde vermutlich 1834 im mexikanischen Gebiet *Sinaloa* geboren. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurde sie aufgrund ihrer starken Gesichts- und Körperbehaarung international als konsumierbares Spektakel inszeniert und ihr Körper kommodifiziert. Über ihr Leben vor dem Zusammentreffen mit jenen weißen Impresarios, die sie zunächst in den USA und dann in Europa zur Schau stellten, ist außer den Mythen, die diese in Broschüren und Flugblättern über ihre Herkunft verbreiteten, nur wenig bekannt. Die wenigen erhaltenen Narrationen lassen kaum zwischen Fakt und Fiktion unterscheiden.

Als sie 1857 erstmals in Berlin, Budapest und schließlich in Wien zu sehen war, wurde sie von den lokalen Zeitungen als »Naturwunder«, »Monstrum«, »Menschenungeheuer«, »Halbweibe«, »Unbeschreibliche«, »Mädchen mit dem Affenkopfe« und schließlich als »Zusammensetzung von Mensch und Orangutang« angekündigt.¹⁸ Dabei waren ihre Auftritte in Wien, wo sie ab Dezember 1857 – im selben Jahr, in dem auch die österreichische Fregatte *Novara* zu ihrer zweijährigen Weltumseglung in See stach – als »Julia Pastrana aus der mexikanischen Wüste« zu sehen war, so erfolgreich, dass ihr Engagement im Zirkus Renz gleich zwei Mal verlängert wurde. Während dieser Zeit berichteten die lokalen Zeitungen immer wieder ausführlich über sie (vgl. Kaldy-Karo 2013: 103). Dabei standen ihr als monströs konstruierter Körper, die ihr zugeschriebene »Häßlichkeit« und vor allem ihr vermeintlicher Status als hybrides Geschöpf zwischen Mensch und Tier im Mittelpunkt des populären Interesses. Dieses Interesse wurde durch die ihre Performances begleitende Broschüre weiter eingeheizt, denn dort wurde impliziert, Pastrana sei das Ergebnis einer spezieübergreifenden Kreuzung von Mensch und Tier: Sie sei als Kind in einer Höhle in Mexiko gefunden worden, wo sie von ihrer indigenen Mutter und den sie umgebenden Affen, Bären und Pavianen großgezogen worden wäre (vgl. Garland-Thomson 2007: 42). Diese Konstruktion als hybrides Mensch-Tier-Wesen schloss Pastrana gleichsam auch aus den Registern der binären Geschlechterordnung aus, denn sie war in den Augen ihre weißen Betrachter_innen »mehr Pavian, als Mädchen« (»Theaternotizen« 1857: 3).

18 Siehe »Julia, Pastrana, ein Menschenungeheuer« (1857); »Theaternotizen« (1857); »Im Kroll'schen Establisment...« (1857); »Feuilleton« (1857a); »Feuilleton« (1857b); »Cirkus Renz« (1857); »Circus Renz« (1857).

Neben den Schaustellungen, in denen sie sang und tanzte, wurde sie im Rahmen ihrer Tournee zahlreichen Ärzten vorgeführt und wissenschaftlichen Untersuchungen ausgesetzt. Auch in Wien wurde sie einer solchen Untersuchung unterworfen, deren Ergebnisse 1858 in der *Wiener Medizinischen Wochenschrift* veröffentlicht wurden. Der zuständige Arzt und Rassentheoretiker Prof. Sigmund meinte in Pastrana eine »Mestize« zu erkennen, das Ergebnis einer »Rasse-Mischung« weißer und indigener Vorfahren, und attestierte ihr insbesondere angesichts ihres eingeschränkten Zugangs zu Bildung einen »ausgebildeten Verstand«. Darüber hinaus beschrieb er Pastranas Geschlechtsorgane im Vergleich zu jenen weißer Frauen als unauffällig. Damit wies Sigmund Theorien über Pastranas Status als hybrides Mensch-Tier-Wesen zwar zurück und schrieb sie in das Raster der Zweigeschlechtlichkeit ein, dennoch blieb sie auch in seiner Wahrnehmung ein »Curiosium« (»Miss Pastrana« 1858: 108), ein »abentheuerliche[s], seltsame[s] Unicum« (ebd.: 109) und eine »transatlantisch[e] Seltsamkeit« (ebd.), deren Aussehen an ein »anderes, als an das genus Homo mahn[e]« (ebd.: 109). Nur am Rande erwähnt der medizinische Bericht, dass Pastrana sich »anfänglich gegen jede Manualuntersuchung [sträubte]« (ebd.: 110) und lässt so die Gewaltförmigkeit der Untersuchung und Pastranas Widerstand gegen diese erahnen.

Wie Rosemarie Garland-Thomson argumentiert, wurde Pastranas Körper von Wissenschaft und Schaustellungsindustrie gleich in mehrfacher Hinsicht als ontologisches Dilemma konstruiert, da er sich nicht eindeutig in jene Kategorien einordnen ließ, auf denen die soziale Ordnung fußte: »the oppositions between human/animal, civilized/primitive, normal/pathological, male/female, and self/other« (Garland-Thomson 2017: 41). Dies wird insbesondere in ihrer Konstruktion als »Unbeschreibliche« (»Feuilleton« 1857a) deutlich. Ihr Körper widersetzt sich der Kategorisierung und fällt aus den Rastern der Intelligibilität des Menschlichen heraus. Die Bemühungen, sie zu klassifizieren und erfassbar zu machen z. B. als »Mestize« und als »Frau« wurden immer wieder eingeholt von ihrer Repräsentation als »Monster« und »Naturwunder«, wie der obengenannte Bericht der *Wiener Medizinischen Wochenschrift* aufzeigt. Die damit verbundene Rhetorik, die sich gleichermaßen der Diskurse des Fabelhaften und Fantastischen wie der Wissenschaft bediente, konstruierte Pastrana als »Mischwesen« – eine hybride Figur, deren »Rasse« und Geschlecht ebenso instabil waren, wie ihre Zugehörigkeit zur Kategorie »Mensch« selbst. Die an ihrer Konstruktion beteiligten Akteur_innen – Wissenschaftler, Schausteller, Journalisten und Beobachter_innen – konnten keinen Konsens über Pastranas Ontologie, also die Frage, *was* sie sei, erreichen: »Some regarded her as half-

human, half-animal hybrid, others considered her part of an entirely different species, and still others labeled her as a normal human woman – albeit one with an unfortunate affliction« (Alexander 2014: 264). Dabei diente ihre Zurschaustellung als »Unbeschreibliche« und »Monster« dazu, dem Publikum seine eigene Identität als »fully human, legitimate citizens« (Garland-Thomson 2017: 42) zu versichern.

Die Frage, *was* Julia Pastrana sei und ob sie zu der Klasse der Menschen gehöre, wurde jedoch nicht nur medizinisch diskutiert und in ihren Inszenierungen ausverhandelt, sondern schlug sich auch in der Frage nieder, ob sie ein Subjekt mit Rechten sei. Zum ersten Mal wurde diese Frage öffentlich debattiert, als einer der Männer, der sie und ihren Impresario auf ihren Reisen durch die USA begleitete, im November 1855 in Baltimore einen Antrag auf Heirats-erlaubnis stellte.¹⁹ Als Julia Pastrana und Theodore Lent wenige Tage später heirateten, entbrannte ein Rechtsstreit über die Frage, wer der rechtmäßige Impresario Pastranas sei – der ehemalige Manager oder der neue Ehemann – und wem dementsprechend das aus den Schaustellungen generierte Einkommen zustand. Im Zuge dieser Debatte wurde die Rechtmäßigkeit der Ehe aufgrund von Julia Pastranas Kategorisierung als »hybrides Wesen« angezweifelt. Schlussendlich akzeptierte das Gericht in Baltimore jedoch die Heiratsurkunde und Pastrana reiste fortan mit ihrem Ehemann/Impresario weiter, der damit die Kontrolle über die Inszenierung ihres Körpers, ihre sozialen Beziehungen und ihre Einnahmen besaß (vgl. Baltimore City Court 1855).

Auch während ihrer Zeit in Wien, wurde die Frage, ob Pastrana ein Mensch mit entsprechenden Rechten sei, erneut heftig diskutiert. Auslöser dafür war das Theaterstück des berühmten Schauspielers und Bühnenauteurs Johann Nestroy. In seiner Posse »Die Braut aus Mexico«, die im Februar 1858 im *k.u.k. Carltheater* der Stadt Wien Premiere feierte, inszenierte sich Nestroy selbst als Julia Pastrana mit Maske und Kostüm und parodierte ihren Tanz und Gesang. Jedoch traten kurz vor der ausverkauften Vorstellung unerwartete

19 Innerhalb der Sekundärliteratur herrscht Konsens darüber, dass Lents Intention, diese Ehe einzugehen, höchstwahrscheinlich darin bestand, Julia Pastrana als Einkommensquelle an sich zu binden und somit einen Geschäftsverlust durch konkurrierende Schausteller, die versuchten, Pastrana abzuwerben, zu verhindern (vgl. Garland-Thomson 2017: 36; Stern 2008: 201). Obwohl diese Annahme angesichts der Gewalt, die Pastrana posthum durch eben jenen Mann erfuhr, schlüssig erscheint, wiederholt dieses ungebrochene Narrativ zu einem gewissen Grad die Annahme, dass es unmöglich gewesen sei, Julia Pastrana zu begehren und dass Pastrana innerhalb dieses Gefüges keine Handlungsmacht zugekommen sei (vgl. Alexander 2014: 275).

Hindernisse auf: So sei das *Carltheater* durch die Behörden informiert worden, dass es eine Vorschrift gäbe, welche die Parodie lebender Personen auf der Bühne ohne deren Einverständnis untersage. Schlussendlich scheint sich jedoch die Meinung durchgesetzt zu haben, »daß es weder naturgeschichtlich noch rechtlich feststehe, ob das unglückliche Wesen, das hier parodiert wird, als eine Person (?) [sic!] zu betrachten sei« (»Tagesneuigkeiten« 1858: 2), denn das Stück wurde vor tosendem Beifall aufgeführt.

Diese beiden kurzen Episoden in Pastranas Leben machen deutlich, dass sie in der Ordnung der Dinge keinen Platz hatte (vgl. Browne/Messenger 2003: 156), ihr Menschsein bestialisiert und ihr Status als Subjekt konstant in Frage gestellt wurde. In der Tat ist es fast unmöglich, Julia Pastrana als Subjekt aus dem Archiv wiederherzustellen. Es gibt keine Bilder ihres Alltags, keine Aufzeichnung der Dinge, die sie gesagt hat, die nicht durch die Gewalt derer, die sie aufgeschrieben haben, fabriziert oder verzerrt ist. Das Leben, von dem sie insgeheim geträumt haben könnte, die Zukunft, die sie sich ausmalte, ihre Gefühle und ihre Meinungen, zu dem was sie erlebte, bleiben uns verborgen. Die Frage, wer Julia Pastrana in ihren eigenen Augen war, bleibt unbeantwortbar. Was bedeutet es, angesichts dieser Lücken Pastranas Leben zu bezeugen? Was würde es in Saidiya Hartmans Worten heißen, »[t]o imagine a *free state* from this order of statements?« (Hartman 2008: 7, Herv. i.O.).

Wenn Pastrana während ihres Aufenthaltes in Wien nicht auf der Bühne stand oder an durch den Impresario choreografierten sozialen Zusammenkünften teilnahm, durfte sie ihr Zimmer im *Russischen Hof* tagsüber nicht verlassen, »damit die Neugierde des Publikums nicht vermindert wird, damit ihre Erscheinung nicht entwertet werde« (Saltarino 1895: 124). Aber können wir uns ausmalen, dass sie nachts im Schutz der Dunkelheit durch die kleinen engen Straßen der Leopoldstadt und den anliegenden Prater spazieren ging? Was könnte sie in diesen Stunden erlebt haben? Hat sie andere getroffen, die, wie sie, von der Gesellschaft in die Dunkelheit verbannt worden waren? Hat sie sich allen Sprachbarrieren²⁰ zum Trotz mit den Sexarbeiter_innen am Eingang der Hauptallee angefreundet, über deren neuesten Klatsch und Tratsch gelacht und ihnen Gesellschaft geleistet, während sie unter den großen Kastanienbäumen auf die nächsten Freier warteten? Haben sie gegenseitig ihre selbstgenäh-

20 In historischen Quellen wird wiederholt darauf hingewiesen, dass Pastrana fließend Englisch und Spanisch sprach und sie ein besonderes Talent für Sprachen zeigte. Es liegt daher nicht fern, anzunehmen, dass sie sich während ihres mehrmonatigen Aufenthaltes in Berlin und Wien auch Deutschkenntnisse angeeignet hat.

ten Kleider bewundert oder wäre Pastrana auch für sie nur ein »Monster« gewesen? Hat sie die queeren Pärchen gesehen, die sich bemühten, nicht durch ihr Kichern aufzufallen, bevor sie im Dickicht des Praters verschwanden? Hätten diese sie mit anerkennenden Blicken willkommen geheißen, weil sie ihren Bart mit Stolz trug, oder hätten sie in ihr nur eine Verkörperung des »Anderen« sehen können? Was wiederum hätte Pastrana als praktizierende Katholikin (vgl. Anderson Barbata 2017: 134) in den Sexarbeiter_innen und Queers gesehen? Hat sie andere Performer_innen getroffen und sich mit ihnen darüber ausgetauscht, wie sie mit den unerwünschten Händen umgehen kann, die während der Vorstellungen gierig nach ihr griffen, um zu fühlen, ob ihre Haare echt seien? Lachte sie über die Leute, die dafür bezahlten, sie anzustarren, die die Fantasie kauften, die sie produzierte, oder verachtete sie sie? Fand sie, wie die Figuren in Tod Brownings Film *FREAKS* (USA 1932), eine Gemeinschaft der »Abnormalen« und »Unerwünschten«, die ihre Menschlichkeit anerkannten? Wurde sie zu einer »von uns« statt zu einer »von ihnen«?²¹ Hatte sie Freund_innen, Gefährt_innen oder Geliebte, die ihr Leben abseits der populären Narrative bezeugen konnten? Welche Rolle spielte Julia Pastranas Rassifizierung, die sie mal als Indigen, mal als Schwarz markierte, in diesen möglichen Begegnungen? War sie eine unüberwindbare Trennlinie, und mein Fabulieren lediglich ein romantisierendes Wunschdenken? Kannte sie die Geschichten von Angelo Soliman, Sara Baartman²² und den unzähligen namenlosen Anderen, die lebend und tot in Europas Städten als »exotische Exempla-

21 *FREAKS* (USA 1932, R: Tod Browning) wird durch einen Erzähler eröffnet, der zu Beginn der Handlung darauf hinweist, dass die »Freaks« gemäß ihrem eigenen ethischen Kodex, dem *code of the freaks*, leben: »Offend one and you offend them all«. Die Geschichte des Films dreht sich um eine Gruppe von zu »Freaks« gemachten Schausteller_innen, die sich zusammenschließen, um kollektiv an der Trapezkünstlerin Kleopatra Rache zu nehmen. Diese hatte gemeinsam mit ihrem Liebhaber Herkules geplant, den kleinwüchsigen Hans, über den sie sich zuvor lustig gemacht hatte, zu heiraten, um ihn anschließend zu ermorden und sein Erbe zu stehlen. Bevor die »Freaks« jedoch ihren Plan durchschauen und beschließen, sich zu rächen, wird Kleopatra zunächst feierlich mit dem Sprechchor »We accept her, we accept her. One of us, one of us. Gooble-gobble, gooble-gobble« in ihren Kreis aufgenommen.

22 Zumindest Sara Baartmans und Julia Pastranas Geschichten kreuzten sich in ihrem Nachleben, da die mexikanische Künstlerin Laura Anderson Barbata, die sich Anfang der 2000er Jahre für die Rücküberführung von Pastranas menschlichen Überresten einsetzte, in ihrer Argumentation gegenüber den schwedischen und mexikanischen Behörden explizit auf die Geschichte Baartmans verwies (vgl. Anderson Barbata 2017: 138).

re« und Vertreter_innen imaginierter »Rassetypen« in Museen, auf Jahrmärkten und vor wissenschaftlichen Auditorien zur Schau gestellt wurden? Wenn ja, fürchtete sie sich angesichts dieser Geschichten? Wie empfand sie die Beziehung zu ihrem Ehemann/Impresario Theodor Lent? Laut den historischen Quellen, die über ihre Beziehung berichteten, habe Pastrana aus Liebe geheiratet: »He loves me for my own sake – er liebt mich um meinetwillen«, äußerte sie über ihren Mann.« (»Bärtige Frauen« 1904: 5). Ist in ihrer Beziehung zu Lent neben Kontrolle, Ausbeutung und Objektifizierung noch etwas anderes vorstellbar, oder verzerrt und verharmlost der bloße Gedanke an diese Möglichkeit die unbeschreibliche Gewalt, die sie – nicht zuletzt durch ihn – erlebt hat? Was würde es in diesem Sinne bedeuten, Pastranas Recht auf »complex personhood« (Gordon 2008 [1997]:4) anzuerkennen, ohne ihre Geschichte zu romantisieren?

Ein »werthvoller Gegenstand«: Dis/kontinuitäten der Verdinglichung

Die Geschichte der Gewalt, Dehumanisierung und Verdinglichung von Julia Pastrana endete nicht mit ihrem Tod, sondern setzte sich in ihrem Nachleben nahtlos fort. Nachdem sie ihr Engagement in Wien beendet hatte, reiste Pastrana nach Russland weiter, wo sie 1860 an den Folgen der Geburt ihres Kindes verstarb, welches die Geburt ebenfalls nicht überlebte. Daraufhin ließ ihr Impresario/Ehemann, dem mit Julia Pastranas Tod der Verlust seiner größten Einkommensquelle drohte, die beiden Leichen am Anatomischen Institut der Universität Moskau mumifizieren und stellte diese im Anschluss weiterhin aus.

1873 kaufte Hermann Präuscher, Besitzer und Gründer des *Panoptikums* im Wiener Prater, die körperlichen Überreste von Pastrana und ihrem Kind, um diese in seinem Museum zur Schau zu stellen. Das 1871 eröffnete *Panoptikum*, das auch als *anatomisches, pathologisches und ethnologisches Museum* und später *Präuschers Menschenmuseum* bezeichnet wurde, stellte neben anatomischen Objekten, die der Aufklärung dienen sollten, vor allem aufwendig gefertigte Wachsfiguren berühmter Persönlichkeiten aus (vgl. Präuschers Erben 1907). Ab Mitte der 1870er Jahre konnten zwischen jenen Wachsfiguren von Maria Theresia, Kaiser Franz Josef und Richard Wagner die beiden in einem gläsernen Sarg arrangierten Leichname für einen Eintrittspreis von 10 Kreuzern besichtigt werden. Präuscher selbst schrieb in einer Werbeanzeige über die körperlichen Überreste Pastranas: »[Es] existirt meines Wissens kein zweites Privat-Museum, welches einen so werthvollen Gegenstand besitzt« (»Der

wandernde Leichnam 1877: 8, Herv. J.G.). Die Tatsache, dass Pastrana nicht wie die anderen prominenten Figuren in Wachs modelliert und nachgebildet wurde, sondern stattdessen ihre körperlichen Überreste zur Schau gestellt wurde, weist abermals daraufhin, dass Pastrana für Präuscher und die Besucher seines Museums eine andere (Unter-)Kategorie Mensch darstellte. Die Gewalt ihrer posthumen Zurschaustellung wurde durch ein proklamiertes pseudo-wissenschaftliches Interesse an Pastranas Körper legimitiert, das sowohl an evolutionstheoretische Diskurse anschloss, als auch an Ideale der humanistischen Bildung appellierte. Unter dem Motto von Präuschers Museum, »Erkenne dich selbst« (vgl. Storch 2016: 30), wurden die Leichname von Pastrana und ihrem Kind bis in die 1920er Jahre in unmittelbarer Nähe zu Steinachs Laboratorium zur Schau gestellt.

Dabei gab es schon zu Pastranas Lebzeiten wie auch nach ihrem Tod öffentlich artikulierte Kritik an ihrer dehumanisierenden Zurschaustellung. Allerdings, so macht Garland-Thomson (2017: 47) deutlich, war diese eingebettet in einen aufstrebenden Diskurs um Sentimentalität, Empfindsamkeit und Feingefühl, der die Grenzen weißer bürgerlicher Identität markierte. Denn in Abgrenzung zu einer als roh und weniger fein imaginierten Sensibilität der Arbeiter_innenklasse wurde Sentimentalität als ein zentraler Bestandteil bürgerlicher Respektabilität konstruiert. Das folgende Feuilleton, das kurz vor Beginn der Ausstellung von Pastranas Leichnam im Wiener Prater veröffentlicht wurde, verdeutlicht diese Verbindung von Humanismus, Sentimentalität und Bürgertum eindrücklich:

›Ruhe sanft!‹ Dies ist der Wunsch, den man den Abgeschiedenen gerne in ihr Grab nachruft. [...] Die Sorge aller Völker war von jeher darauf gerichtet, die Todesstätte unverletzlich und heilig zu machen, daß keine profane oder pietätslose Hand an dem Staube rühren könne oder dürfe, mochte er nun in einer Urne ruhen oder in einem Sarge. [...] Die Wilden Afrika's selbst setzen ihre Todten in die Zweige der höchsten Bäume, damit weder Mensch noch Thier die Ruhe des Todten störe [...]. Im wildesten Herzen selbst ist die Achtung vor dem Tode lebendig, der ungebildete Geist selbst hat den Instinkt und die Gewißheit in sich, daß der Leichnam Rast haben müsse, und in allen Sprachen der Welt schallt es über den Todten: ›Ruhe in Frieden.‹ Gar seltsam berührt es daher, wenn mitten in der Zivilisation, der Humanität und der (freilich nicht immer echten) Feinlebigkeit unserer Zeiten und aller Nationen durch die That widersprochen und auf wahrhaft peinliche Art in's Gesicht geschlagen wird. Und dies geschieht dadurch, wenn man einen Leichnam zum Zwecke des Geldverdienens von Land zu Land, von Stadt zu

Stadt schleppt; in Kisten verpackt wie eine Waare oder wie eine Wachsfigur; an jeder ›geldreichen‹ Station hervorgezerrt aus der Werghülle, mit einem grellen Flitterrocke bekleidet, und in einem Glaskasten ausgestellt für einige Kreuzer, Centimes oder Pennies der Neugierde eines jeden Straßenjungen. Es ist diese Sache, welche jedes fühlende Herz zum mindesten abstoßend berührt. [...] Der Leichnam, den ich meine, ist der der bekannten Miß Julia Pastrana, welche diesen Sommer als Mumie in einem ambulanten Museum des Praters gezeigt werden wird [...]. (»Feuilleton« 1874: 1)

Sentimentalität als die Fähigkeit, zu fühlen, Pietät zu empfinden und sich um die Toten zu sorgen, wird hier einerseits als vermeintlich fundamentale menschliche Eigenschaft verstanden, die sogar die Grenzen der rassifizierten Dichotomie Zivilisiertheit/Wildheit überschreitet (selbst im »wildesten Herzen« ist dieses Gefühl lebendig). Andererseits wird sie als Grenzmarker bürgerlicher Identität konstruiert gegenüber jener des nur an Geld interessierten Schaustellers und der Figur des »Straßenjungen«, der in der vom Autor als pietätslos empfundenen Zurschaustellung menschlicher Überreste Unterhaltung findet. Dabei erhöhte die Fähigkeit, Mitleid insbesondere auch für diejenigen zu empfinden, deren Menschlichkeit in Frage gestellt wurde, die Funktion dieser Affekte als »form of class and civilization distinction« (Haschemi Yekani 2021: 21, s.a. Schuller 2018) noch zusätzlich.

Von Animalisierung zu Pathologisierung: Pastrana als »bärtige Frau«

Pastranas Menschsein wurde posthum weitaus weniger in Frage gestellt als noch zu Lebzeiten, als ihre Zurschaustellung durch ihre Konstruktion als hybrides Mischwesen legitimiert wurde, das vermeintlich eine andere, nicht-menschliche Spezies repräsentierte und sich nicht eindeutig in den Kategorien hegemonialer Taxonomien erfassen ließ. So berichtete die *Wiener Zeitung* regelrecht verwundert, dass sich bei Pastranas Obduktion herausstellte, »daß der Körper eine durchaus menschliche Organisation hatte« (»Vermischte Nachrichten« 1860: 8). Im Gegensatz zu den Berichten, die ihre Performances in Berlin, Wien und Budapest begleiteten, finden sich in den Berichten über die Zurschaustellung ihres Leichnams keine Verweise mehr auf ihre unklare Einordnung in die dichotome Klassifikation Mensch/Tier. Stattdessen dominiert posthum die Beschreibung von Pastrana als »bärtige Dame« oder »Bartfrau« den medialen Diskurs, die nicht selten auch auf die Imagination von Pastrana als »unglückliche Zwittergestalt« (»Kleine Chronik 1861: 10) zu-

rückgriff. Es lässt sich also feststellen, dass die Rhetorik des Monsterhaften in Pastranas Nachleben zunehmend durch einen pathologischen Diskurs der Abnormität verdrängt wurde, in dem ihr Körper nicht länger als mythisches Monster, sondern vielmehr als »Folge eines krankhaften Prozesses« (»Vermischte Nachrichten« 1860: 8) gedeutet wurde.

Die Veränderung der kulturellen (Be-)Deutungen, die Pastranas Körper angeheftet wurden, die Verschiebung von der gewaltvollen Animalisierung und Bestialisierung hin zu einer auf Geschlecht fokussierten Pathologisierung, ist eng mit zwei zentralen Paradigmenwechseln im 19. Jahrhundert verbunden:

Der erste Paradigmenwechsel fand durch das Aufkommen der modernen Medizin statt und ermöglichte ein neues Verständnis von körperlicher Differenz. Es bewegte sich weg vom Monsterhaften und Mythischen hin zur Pathologie und Abweichung. Garland-Thomson hat diese Verschiebung in ihrer Genealogie des »Freak«-Diskurses als »from wonder to error« beschrieben (vgl. dies. 1996). Mit dem Aufkommen der Moderne in Europa und der Etablierung der westlichen Medizin, die die alleinige Deutungshoheit über den menschlichen Körper beanspruchte, und insbesondere durch das Entstehen der Teratologie, der Lehre von Fehlbildungen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, fand ein kultureller Wandel statt, durch den der zuvor als monströs, außergewöhnlich und kurios klassifizierte Körper säkularisiert, naturalisiert und verwissenschaftlicht wurde. Dieser Paradigmenwechsel kann als der wirkmächtige Versuch beschrieben werden, »Monstrositäten der natürlichen Ordnung einzugliedern, also ihnen ihre Widernatürlichkeit zu nehmen und sie zugleich durch die Ordnung der Natur, d.h. die in ihr waltenden Regelmäßigkeiten und Gesetze, zu erklären« (Dederich 2007: 90).

Der zweite Paradigmenwechsel war eine Verschiebung in der Art und Weise, wie die Geschichte des Menschen und der Mensch selbst verstanden wurden. Sie wurde entscheidend durch das Aufkommen von Charles Darwins Evolutionstheorie ab Mitte des 19. Jahrhunderts geprägt. In *On the Origin of Species* (1859) entwickelte Darwin die Grundzüge seiner Evolutionstheorie unter dem zentralen Paradigma der *natürlichen Selektion*. Dieser heute auch als *Darwinismus* bezeichnete Grundsatz geht davon aus, dass sich durch den Vorgang der natürlichen Auslese langfristig nur die am besten an ihre Umwelt angepassten Organismen fortpflanzen und zur Weiterentwicklung der Spezies beitragen würden. Während Darwin diese Thesen in *On the Origin of Species* (1859) ausschließlich anhand von Pflanzen und Tieren diskutierte, übertrug er seine Theorie der Entstehung der Arten in *The Descent of Man* (1871), das noch im

selben Jahr in seiner deutschen Übersetzung als *Die Abstammung des Menschen* erschien, erstmals auch auf den Menschen. Entgegen des in Europa hegemonialen christlichen Weltbildes, das die Entstehungsgeschichte des Menschen in der Schöpfungslehre begründete und alle Lebewesen in einer großen Stufenleiter der Natur, der *Scala Naturae* vereinigte, an deren obersten Stelle Gott stand, entwickelten die Naturwissenschaften zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine alternative Geschichte der Abstammung des Menschen, in deren Zentrum nicht Gott, sondern die Natur selbst stand. Im Gegensatz zur christlichen Schöpfungslehre, die die Entstehung des Menschen als Folge der Schöpfung Adams, dem Sündenfall und der Vertreibung aus dem Paradies erzählte, suchten Naturwissenschaftler wie Darwin eine Erklärung für die Abstammung des Menschen, die letztere als Ergebnis natürlicher Prozesse verstand. Sylvia Wynter (2003) bezeichnet dies als den Übergang von einer *theozentrischen* zu einer *biozentrischen* Konzeption des Menschen. Ein zentrales Problem für diese naturwissenschaftlich begründete Erklärung der Abstammung des Menschen war allerdings die Frage nach den Ursachen und der Entstehung von als »Rassen« konstruierten Unterschieden zwischen Menschen und die damit verbundene Aufrechterhaltung rassistisch legitimierter Gewaltverhältnisse. Darwin und seine Anhänger_innen argumentierten entgegen der in der Mitte des 19. Jahrhunderts verbreiteten Annahme, dass rassifizierte Differenzen zwischen Menschen auf deren Status als unterschiedliche Spezies zurückzuführen seien, für eine Theorie der Monogenese. Dieser Theorie zufolge haben alle Menschen denselben evolutionären Ursprung in der Abstammung vom Affen. Die Differenz zwischen vermeintlichen »Rassen« sei demnach nicht Ausdruck unterschiedlicher *Arten*, sondern vielmehr das Kennzeichen unterschiedlicher *evolutionärer Stufen* in einer gemeinsamen Entwicklungsgeschichte des Menschen, wobei der weiße Europäer an oberster Stelle stehe. Rassifizierte Differenz wurde dadurch verzeitlicht, insofern die Konstruktion rassifizierter Hierarchien als gleichbedeutend mit historischem Fortschritt gesetzt wurde (vgl. McClintock 1995: 36ff.).

Innerhalb dieser durch Darwins Evolutionstheorie popularisierten biozentrischen Konzeption des Menschen, die ab der Mitte des 19. Jahrhunderts dominant wurde, kam der Suche nach dem *missing link* eine besondere Bedeutung zu. Das fehlende Bindeglied des evolutionsgeschichtlichen Übergangs zwischen Mensch und Tier, das Darwin nicht gefunden habe, sollte die Theorie der gemeinsamen menschlichen Abstammung einerseits sowie der evolutionären Stufenleiter als naturwissenschaftlich fundierter Rassentheorie andererseits beweisen. Zwar war Darwin selbst der Überzeugung, dass es

unmöglich sei, einen lebenden *missing link* zu finden, denn dieser Übergang hätte sich seiner Meinung nach vor vielen Jahrtausenden ereignet (vgl. Darwin 1871: 199ff.). Das hinderte begeisterte Anhänger_innen seiner Theorie jedoch nicht daran, die Existenz eines solchen immer wieder auf ein Neues zu behaupten. Während Pastrana zu Lebzeiten noch als Monster und Mischwesen repräsentiert wurde, dessen Zugehörigkeit zur Kategorie Mensch fraglich erschien, erfuhr ihr Körper mit der Popularisierung der naturwissenschaftlich begründeten Evolutionstheorien und ihrer Behauptung der Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe eine zunehmende Umdeutung. Diese schloss Pastrana zunehmend in die Entwicklungsgeschichte des Menschen ein, entweder als eben jener imaginierte *missing link* oder aber als »bärtige Frau« (vgl. Loewenstein 1926, »Julia Pastrana, die bärtige Tänzerin« 1929).

Auch letztere Bedeutungskonstruktion von Pastrana als »bärtige Frau« ist eng mit Darwins Theorien zur Abstammung des Menschen verknüpft, wie Kimberly Hamlins (2011) Analyse der Genealogie »bärtiger Frauen« verdeutlicht. Hamlins Lektüre von *The Descent of Man* stellt heraus, dass Darwins Theorie über die Abstammung des Menschen auf dem Prinzip der *sexuellen Selektion* beruhte (vgl. Darwin 1871: 253ff.). Dieses Prinzip der sexuellen Selektion ergänzt Darwins Grundsatz der *natürlichen Selektion*, indem es die Ausprägung geschlechtlicher Merkmale erklärt, die gemäß Darwin hinsichtlich der natürlichen Selektion nutzlos erscheinen oder sogar Nachteile mit sich bringen, sich aber positiv auf die Reproduktionschancen auswirken würden.²³ In Bezug auf das Wirken dieses Prinzips der sexuellen Selektion innerhalb der Evolutionsgeschichte des Menschen fokussierte Darwin vor allem auf die Körper- und Gesichtsbehaarung. Damit lieferte Darwins Theorie eine neue Grundlage dafür, Haare und deren Fehlen als Kennzeichen von Geschlecht und Geschlechterdifferenz zu deuten und diese innerhalb der Geschichte der Evolution vom stark behaarten Affen hin zum weniger behaarten Menschen einzuordnen. Haare wurden sowohl zum Bedeutungsträger von Geschlechterdifferenz als auch zum Ausdruck der rassifizierten Hierarchie vermeintlicher Evolutionsstufen. Bereits im 18. Jahrhundert hatten europäische Wissenschaftler nach körperlichen Eigenschaften gesucht, anhand derer sie die von ihnen imaginierten Unterschiede von »Rasse« und Geschlecht

23 Hamlin nennt als Beispiel das bunte Federkleid des Pfaus, das diesen in Bezug auf seine Umweltangepasstheit zu einer auffälligen Beute macht und dessen evolutionäre Weitervererbung in Darwins Logik daher nicht dem Prinzip der natürlichen Selektion folgen kann (vgl. Hamlin 2011: 960).

festmachen konnten. Londa Schiebinger (1993: 120ff.) hat herausgearbeitet, dass neben Hautfarbe, Skelett und Schädel dabei auch dem Bart eine zentrale Symbolkraft rassifizierter und vergeschlechtlichter Differenz zukam. Sein Vorhandensein oder Fehlen wurde dabei nicht nur zu einem Unterscheidungsmerkmal zwischen Männern und Frauen erklärt, sondern diente auch dazu, rassifizierte Unterschiede zwischen verschiedenen Männern zu markieren. Ärzte entwickelten Mitte des 19. Jahrhundert eigene Instrumente, um Haare zu messen, zu vergleichen und sie entlang rassifizierter »Typen« zu kategorisieren (vgl. Herzig 2015: 31f.). Darwins Theorie der sexuellen Selektion und die darin enthaltenen Thesen in Bezug auf Körper- und Gesichtsbehaarung schlossen an diese Wissensbestände an. Wie Hamlin veranschaulicht, wurde die Gesichtsbehaarung weißer Frauen infolgedessen zu einem Zeichen von Krankheit und Pathologie, während die Gesichtsbehaarung von Schwarzen Frauen und Frauen *of Color* zum Zeichen ihrer rassifizierten Differenz wurden:

Just as the alignment of beards with masculinity was racialized, so, too, was the relationship between hairlessness and female beauty. While facial hair on women of all races was considered unusual, hirsute white women were considered diseased individuals, whereas bearded women of color were presented as racial representatives illuminating evolution at work. (Hamlin 2011: 692)

Darwins Evolutionstheorie lieferte damit die Grundlage für das später auch von Steinach aufgegriffene Argument, dass ausgeprägte Geschlechterdifferenz Ausdruck rassifizierter Überlegenheit sei. So können wir trotz des sich verändernden Rahmens sehen, dass die posthumen Versuche, Pastrana ein Geschlecht zuzuweisen, durch ihre Rassifizierung beharrlich untergraben wurden. Gleichmaßen blieb ihr Menschsein – egal ob sie als nicht-, unter- oder halb-menschlich betrachtet wurde – durch ihre geschlechtliche Hybridität und Unbestimmtheit gekennzeichnet. Während ihre Behaarung sie zu Lebzeiten noch als Monster und Mensch-Tier-Hybrid markierte, wurde sie nach ihrem Tod zum Zeichen einer devianten Geschlechtlichkeit und rassifizierten Inferiorität: »The same body that merged the human and animal now confuses the male and female« (Garland-Thomson 2017: 45). Diese Umdeutung von Pastranas Körper setzte sie einer neuen Ordnung der als wissenschaftliches Interesse maskierten Gewalt aus und machte Präuschers

Museum zu einem weiteren Ort der durch koloniale und dehumanisierende Gewalt geprägten Wissensproduktion.²⁴

Schaubjekt zwischen kolonialer Unterhaltung und moderner Biomedizin

Die Dauer der Zurschaustellung der Leichen Pastranas und ihres Kindes im Wiener Prater lässt sich nicht genau rekonstruieren.²⁵ Präuscher, der auch in Deutschland Schaustellungen betrieb, bewarb Pastranas körperlichen Überreste als »wandernden Leichnam«, was darauf hindeutet, dass diese nicht nur in Präuschers Museum im Prater ausgestellt wurden, sondern höchstwahrscheinlich auch regelmäßig an anderen Orten besichtigt werden konnten. Es ist überliefert, dass die Leichname 1921 an den skandinavischen Schausteller Håkon Lund verkauft wurden, der sie bis in die 1970er Jahre international ausstellte. Erst dann verbot die norwegische Regierung die Zurschaustellung und konfiszierte die Leichen. Nachdem sie Ende der 1970er Jahre aus dem Lager, in dem sie bis dahin aufbewahrt wurden, gestohlen wurden und Pastranas Leichnam – nicht aber der ihres Kindes – durch die norwegischen Behörden wieder entdeckt wurde, wurden die körperlichen Überreste Pastranas an das Forensische Institut der Universität Oslo übergeben (vgl. Bondeson 1997: 235ff.; Bondeson 2017a; Kaldy-Karo 2013: 208f.; Garland-Thomson 2017: 37).

24 So berichtet beispielsweise der deutsche Arzt und Ethnologe Max Bartels, der einen einflussreichen Aufsatz *Ueber die Abnorme Behaarung beim Menschen* veröffentlichte, darüber, Pastranas Leichnam in Wien mehrfach zu Studienzwecken besucht zu haben (vgl. Bartels 1879).

25 Der letzte Hinweis auf die Zurschaustellung der Leichname von Pastrana und ihrem Kind im Wiener Prater, den ich im Zuge der Recherchen finden konnte, lässt vermuten, dass diese auch Anfang des 20. Jahrhunderts noch in Präuschers Museum ausgestellt waren. In einem Zeitungsartikel heißt es: »Beide Präparate wurden dann noch Jahrzehnte lang, wohl auch heute noch, in dem bekannten anatomischen Museum von Präuscher gezeigt« (»Bärtige Frauen« 1904: 5). In der Sekundärliteratur gibt es ein weiteres Narrativ, wonach Julia Pastranas Leichnam und der ihres Kindes nach dem Tod Theodore Lents Ende der 1880er Jahre zum »Besitz« seiner zweiten Ehefrau Marie Bartel wurden, welche als angebliche Schwester Julia Pastranas unter dem Namen »Zenora Pastrana« ebenfalls international performte. Bartel wiederum habe die menschlichen Überreste 1889 an den deutschen Impresario J. B. Gassner verkauft, welcher diese weiter handelte (vgl. Bondeson 2017b: 23, Tomaiuolo 2018: 96). Diese Erzählung lässt sich jedoch genauso wenig verifizieren wie die Dauer des Verbleibs der menschlichen Überreste in Wien.

Erst 2013, mehr als hundertfünfzig Jahre nach ihrem Tod, wurden Pastranas körperliche Überreste nach Mexiko überführt, wo sie ein christliches Begräbnis erhielt (vgl. Anderson Barbata 2017). Doch vor der Rückführung fertigten Wissenschaftler_innen an der Universität Oslo medizinische Fotografien und Röntgenaufnahmen ihres Körpers an und entnahmen eine DNA-Probe, um weiterhin Bruchstücke von Pastranas Körper für »zukünftige Forschung« nutzen zu können (vgl. Márquez-Grant 2020). Denn einerseits sind Mediziner_innen und Anthropolog_innen noch bis heute daran interessiert, das ontologische Rätsel Pastranas zu lösen, indem sie ihren Körper vermessen, klassifizieren und mit einer Diagnose versehen (vgl. Miles 1974; Bondeson/Miles 1993; Bondeson 1997; Aguayo-Orozco et al. 2020). So schreibt etwa der Arzt und Autor Jan Bondeson, einer der am meisten zitierten Biografen Pastranas, dass sein eigenes Interesse an der Geschichte von Pastrana von dem Wunsch getragen war, »to establish Pastrana's correct diagnosis« (Bondeson 2017a: 67). Andererseits äußert sich in dem forensischen Begehren, »[to record] as much data from the remains as possible [...] prior to repatriation« (Márquez-Grant 2017: 112) und der Zurückhaltung und Aufbewahrung von jenen Fragmenten über Pastranas Bestattung hinaus auch die Vorstellung, dass Pastranas DNA – wie auch jene vieler anderer Indigener (vgl. Kowal/Radin/Reardon 2013; Berthier-Folgar, Collingwood-Whittick und Tolazzi 2012) – aus Sicht westlicher Biomedizin nicht nur wertvolle Informationen über deren eigene Körper und ihr pathologisch gedeutetes Erscheinungsbild enthalte, sondern darüber hinaus auch zu einem allgemeinen Verständnis der Geschichte der Menschheit beitragen könne und deshalb der Forschung zur Verfügung zu stehen habe (vgl. Márquez-Grant 2020). Pastranas DNA wird so nicht nur als ein »portal into the human species' evolutionary past« (Kowal/Radin/Reardon 2013: 467) konstruiert, sondern auch Teil einer auf Profit ausgerichteten globalen Zirkulation von Zellen, Körperteilen und Genen, die oftmals ohne den Konsens der Betroffenen oder ihrer Nachfahr_innen entwendet und in Wert gesetzt wurden und werden, was die fortwährenden kolonial-rassistischen Verstrickungen moderner Biomedizin und Biotechnologie verdeutlicht.²⁶

- 26 Neben dem vielfach kritisierten internationalen *Humangenomprojekt* (HGP) ließe sich an dieser Stelle hinsichtlich der globalen Zirkulation und Inwertsetzung auch der Fall von Henrietta Lacks (1920–1951) anführen, einer Schwarzen Krebspatientin am *Johns Hopkins Hospital* in Baltimore, der ohne ihr Wissen geschweige denn ihre Zustimmung Zellen entnommen wurden, aus denen eine permanente Zelllinie kultiviert wurde. Diese sogenannten HeLa-Zellen vermehren sich noch heute in wissenschaftlichen Laboren weltweit und »leben [...] als ein in die Ewigkeit versetzter Spuk weiter« (Gramlich

Die Gewalt gegen Pastrana, ihre Verdinglichung und die verschiedenen Arten, wie ihr Körper in Wert gesetzt wird, dauern demnach an. Noch heute zirkulieren neben jenen hoch stilisierten Abbildungen, mit denen für ihre Performances geworben wurde, Bilder ihres präparierten Leichnams sowie jene medizinischen Skizzen, die ihren Status als nicht- oder nur-fast-menschliches Wesen manifestierten in zeitgenössischen akademischen Publikationen. Ihr wird nach wie vor nicht erlaubt, zu ruhen und auch mein eigenes Schreiben über Pastrana reiht sich in diese fortwährende Zirkulation ein. Ihres ursprünglichen Namens beraubt, zur Schau gestellt, ausgestopft, verkauft und schlussendlich erst zum »internationalen Schauobjekt« (Kaldy-Karo 2013) und dann zum biomedizinischen Exemplar degradiert, ist es nicht nur unmöglich, Pastranas eigene Stimme im Archiv zu hören. Vielmehr scheint es, als würde das Sprechen über sie, das ihre Abwesenheit übertönt, niemals verstummen. Pastrana ist ein weiterer *Asterisk in der Geschichte der Moderne*, der von seiner eigenen Unmöglichkeit verschluckt wird. Gleichzeitig ist die Geschichte von Pastrana exemplarisch für jene »stummen Schattenfiguren« (Hoffmann 2020: 41) der populären Diskurse über Drüsen, innere Sekrete und Geschlecht im frühen 20. Jahrhundert. Als solche ist sie Teil der durch die Printmedien etablierten Wissensarchive zur Wandel- und Formbarkeit von Geschlecht.

Grenzfiguren und die Reaktualisierung der ontologischen Ordnung

In diesem Kapitel habe ich gezeigt, dass im frühen 20. Jahrhundert Tiere sowie rassifizierte und monströse Körper die zentralen semantischen Figuren waren, über welche die Idee der »Geschlechtsumwandlung« medial verhandelt wurde. So fungierten »niedere Tiere«, die kolonialen Geister der *Mujerados* und das Gespenst Julia Pastranas als Grenzfiguren, welche die Instabilität von Geschlecht als die Eigenschaften animalischer und rassifizierter Körper verkörperten und damit kulturelle Ängste über den Zerfall der binären Geschlechterordnung einfingen. Im Zuge dieser öffentlichen Ausverhandlung wurden die Grenzen zwischen Menschen und Tieren sowie »normalen« und »abnormalen« sowie rassifizierten Körpern nicht so sehr *neu gezogen* als vielmehr *reaktualisiert*.

2020b: 205). Auf ihnen basieren medizinische Durchbrüche unter anderem in der Erforschung von Genen und Impfstoffen sowie der Behandlung von HIV/AIDS und Krebs. Sie sind die Grundlage zahlreicher profitabler Patente und werden international gehandelt (vgl. Skloot 2010).

Zugleich eröffnete dieses von Tieren, Monstern und kolonialen Geistern bevölkerte kulturelle Archiv der »Geschlechtsumwandlung« neue Dimensionen der Intelligibilität, die Wünsche nach medizinischer Geschlechtertransition speisten. Hierbei sind es insbesondere die verwobenen Geschichten von Animalität und Kolonialität, die als »animalische Verbindungen« die Intelligibilität des Wunsches nach »Geschlechtsumwandlung« durch die Transplantation tierischer Keimdrüsen im medialen Diskurs des frühen 20. Jahrhundert animierten. Insbesondere die mediale Repräsentation der erfolgreich an Tieren durchgeführten »Geschlechtsumwandlung« trug maßgeblich dazu bei, die Idee der Formbarkeit von Geschlecht durch Drüsentransplantate denkbar zu machen und regte Personen dazu an, ihr eigenes Geschlecht entlang dieser Logiken als wandelbar zu begreifen. Die medialen Repräsentationen geschlechtlicher Wandelbarkeit rassifizierter und tierischer Körper boten eine diskursive Legitimation – und wie der Fall von R. gezeigt hat, auch das organische Rohmaterial – für Personen, die medizinische Interventionen begehrten. Entgegen der dominanten Logik geschlechtlicher Normalisierung, die ihre Körper und ihr Geschlecht als pathologisch rahmte, forderten sie eine Praxis der geschlechtlichen Anpassung ein, in deren Zentrum das Potential der selbstbestimmten Formbarkeit von Geschlecht stand.

Dass die im Archiv auffindbaren Subjekte, welche eine solche Praxis einforderten, alle weiß rassifiziert und fast ausschließlich aus dem bürgerlichen Milieu zu kommen scheinen, liegt jedoch nicht nur daran, dass es diese kulturellen Differenzmerkmale waren, die ihnen das materielle und soziale Kapital verschafften, welches Zugang zu entsprechenden Ärzten und Kliniken erlaubte. Dass es ihre Geschichten sind, die innerhalb der Struktur des Archivs intelligibel werden, ist, wie ich gezeigt habe, auch den medial vermittelten Bildern und Diskursen geschuldet. Doch das medial vermittelte Wissen über die Wandelbarkeit von Geschlecht eröffnete nicht nur den Vorstellungshorizont dafür, Geschlecht als wandel- und formbar zu begreifen, sondern war zugleich auch unterfüttert von Hierarchien der Belebtheit und Plastizität, welche die Körper von »niederen Tieren« und rassifizierten »Anderen« als immer bereits geschlechtlich instabil und außerhalb der Logik binärer Zweigeschlechtlichkeit positionierte. Amin schreibt daher in Anlehnung an Steinachs Formulierung von Geschlecht als der Wurzel des Lebens: »As the root of life, sex *debilitates* and *capacitates*« (Amin 2018: 597, Herv. i.O.). Während die durch Steinach propagierten Drüsentransplantate für weiße und größtenteils bürgerliche Subjekte die Möglichkeit eröffneten, innerhalb der Register der kolonial konstituierten bürgerlichen Zweigeschlechtlichkeit wiederhergestellt zu werden und sich

im Heilungsversprechen trotz seiner pathologisierenden Gewalt zugleich die Möglichkeit der radikalen Umdeutung dieser Logik im Sinne einer gewünschten Geschlechtsangleichung verbarg, versprach die Plastizität von Geschlecht für Julia Pastrana, die *Mujerados* und die in ihrer Nähe positionierten rassifizierten und animalisierten Subjekte lediglich eine Fortschreibung der gegen sie gerichteten verdinglichenden und kolonialen Gewalt, die sie immer schon aus den Rastern der Zweigeschlechtlichkeit und damit auch aus den Rastern des Menschlichen ausschlossen.

Die kurzzeitige Öffnung der *ontologischen Wunde* zwischen Mensch und Tier markierte für R. den Zugang zu einer experimentellen geschlechtsangleichenden Operation. Doch zugleich führte die durch diese Öffnung produzierte artenübergreifende Intimität für rassifizierte Subjekte zu einer Intensivierung ihrer Animalisierung, die sie noch weiter aus den Registern des Menschlichen ausschloss. Für die im Labor und Operationssaal eingesetzten Tiere bedeutete das Begehren und der Hunger nach zu transplantierenden Drüsen eine weitere Unterwerfung unter die Logiken ihrer Inwertsetzung in den Produktionsketten von Geschlecht. Während die durch Steinachs Forschungen inspirierten Praktiken der Geschlechtertransgression durch Drüsentransplantate auf die komplexen Verbindungen und Formen des Transfers zwischen menschlichem Geschlecht und nicht-menschlichen Körpern hinweisen und dabei der Eindruck eines die Artentrennung übergreifenden und Taxonomien überschreitenden Potentials geschlechtlicher Wandelbarkeit entsteht (vgl. Weaver 2014; Szczygielska 2017), zeigt sich doch bei genauerer Betrachtung, dass dieses Potential einseitig und zutiefst von kolonialen Logiken der Rassifizierung von Geschlecht und der fundamentalen Abwertung von nicht-menschlichen Tieren unterwandert war. Die kategoriale Überschreitung der ontologischen Grenze zwischen Mensch und Tier war immer schon durch »Rasse« strukturiert (vgl. Amin 2020: 51). Die als unendlich form- und wandelbar imaginierten Körper rassifizierter »Anderer« und »niederer Tiere« markieren den Asterisk, der *trans** seine Bedeutung verleiht. Ihre untergeordnete Position innerhalb der Ordnung von »Rasse« und Geschlecht wurde im medialen Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« nicht aufgelöst, sondern vielmehr erneut zementiert.

6. Trans* Horizonte auf der Leinwand: Visuelle Grammatiken der »Geschlechtsumwandlung«

Der Film ist eine Tatsache, eine so allgemeine, sozial und psychisch so tiefwirkende Tatsache geworden, daß wir, gerne oder nicht, uns mit ihr auseinandersetzen müssen. Denn der Film ist die Volkskunst des Jahrhunderts. Nicht in dem Sinn, leider, daß sie aus dem Volksgeist entsteht, sondern daß der Volksgeist aus ihr entsteht.

—— Béla Balázs, *Der sichtbare Mensch*, 1926 [1924]

The historical ›void‹ of authentic trans images [...] should not be seen as an empty void, but overfull and ready to become again a scene of wild activities.

—— Eliza Steinbock, *Shimmering Images*, 2019

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war kaum ein anderes Medium so verbreitet wie der Film, was den österreich-ungarische Schriftsteller und frühen Filmtheoretiker Béla Balázs Mitte der 1920er Jahre dazu veranlasste, Film zur »Volkskunst des Jahrhunderts« (Balázs 1926 [1924]: 11) zu erklären. Laut Balázs spielten allein in Wien allabendlich fast zweihundert Kinos ein Programm, das täglich fast dreihunderttausend Menschen erreichte. Als neues Massenmedium nahmen Film und Kino dadurch eine zentrale Rolle in der Prägung von Ideen, Imaginationen und Affekten ein. Wie Balázs festhielt, übernahm der Film so »in der Phantasie und im Gefühlsleben der städtischen Bevölkerung die Rolle [...], die früher einmal Mythen, Legenden und Volksmärchen gespielt

haben« (ebd. 12). Neben den im vorherigen Kapitel diskutierten Printmedien, die einen wichtigen Beitrag zur öffentlichen Wissensproduktion über Geschlecht und dessen Wandelbarkeit leisteten, war das Kino ebenfalls ein zentraler Ort für die Popularisierung von »Geschlechtsumwandlung« und die damit verbundenen kollektiven Imaginationen und Affekte. Das noch relativ junge Massenmedium Film bot nicht nur neue technische Möglichkeiten, Wissen über die Plastizität und Wandelbarkeit von Geschlecht zu verbreiten. Vielmehr kreierte die Ästhetik der bewegten Bilder alternative Bedeutungen über »Geschlechtsumwandlung« und formte sowohl affektive Bezüge als auch visuelle Vorstellungswelten für die Zuschauer_innen.

Der genaue Beginn der österreichischen Filmgeschichte ist schwer festzulegen, wie der Filmhistoriker Robert Dassanowsky bemerkt. Dies liegt nicht zuletzt am hybriden Status der Doppelmonarchie, die das Bestimmen nationaler Filmgeschichten und -traditionen erschwerte (vgl. Dassanowsky 2008: 7). Zudem waren österreichische Filmproduktionen von Beginn an internationale Projekte, die zum Beispiel häufig in Kollaborationen mit deutschen Filmstudios gedreht wurden, bevor sie in Österreich in die Kinos kamen. Dies lag nicht zuletzt auch an der finanziellen Krise des österreichischen Filmmarktes ab Mitte der 1920er Jahre, die viele Filmschaffende dazu zwang mit deutschen Filmvertrieben zusammen zu arbeiten (vgl. Seibel 2017: 12f.).

Die Geschichte des Kinos steht in Österreich in enger Verbindung mit der Unterhaltungskultur des Wiener Praters. Hier fanden sich Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Panoramen und Kinematografen und auch das erste feste Kinogebäude wurde 1902 inmitten des Praters eröffnet. Diesem folgten schnell weitere Kinos, von denen nicht wenige ebenfalls im oder rund um den Prater angesiedelt waren, so dass es bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Wien allein bereits einhundertfünfzig Kinos gab. Wie Jovita dos Santos Pinto (2013) anmerkt, ging diese Entwicklung mit einer Verschiebung der »Techniken des Andersmachens« (ebd.: 153) einher, durch welche die *lebendigen Spektakel*, die bis dato die Unterhaltungskultur des Wiener Praters prägten, zunehmend durch die *lebendigen Bilder* des Films ersetzt wurden (vgl. Schwarz 2001: 16). So war es kein Zufall, dass auch der Tiergarten anlässlich der »Aschantik«-Schaustellung 1896 einen eigenen Kinematografen errichtete. Die ersten Kinogebäude Wiens, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Prater errichtet wurden, etablierten eine neue Form der Wahrnehmung des »Fremden« und »Exotischen« (vgl. Storch 1999: 146; Schwarz 2001: 16; Pinto 2013).

Das neue Medium Film produzierte durch die Kombination bewegter Bilder und die sich rasant entwickelnder Techniken des Schnitts und der Mon-

tage neue Sichtweisen auf die Welt und diejenigen, die in ihr leben, knüpfte aber auch an zentrale Darstellungstraditionen wie etwa jene des kolonialen Spektakels und der *Freak-Show* an. Zugleich bot das Medium Film die Möglichkeit, Welten zu schaffen, die bis dato nur – oder nicht – in der Imagination der Zuschauer_innen existierten, aber im Kino plötzlich vor ihren Augen lebendig wurden. Als zeitliche und räumliche, narrative und visuelle – ab den 1930er Jahren zunehmend auch audiovisuelle¹ – Darstellungsform trugen Filme zur Bedeutungsproduktion bei und das Kino wurde zu einem neuen Aushandlungsort von Identität und Differenz. In Bezug auf die im Folgenden untersuchten Visualisierungen von Geschlecht und dessen Wandelbarkeit lässt sich dementsprechend feststellen, dass Kino und Film Wissen über Körper und Geschlecht nicht nur *darstellten*, sondern dieses auch *herstellten* (vgl. Peters 2010: 17).

Die filmisch produzierten Bedeutungen waren oft nicht deckungsgleich mit der narrativen Ebene der Filme oder überschritten diese. Eliza Steinbock (2019) bezeichnet diese Diskrepanz zwischen der visuellen und narrativen Ebene und den dadurch – abhängig vom Blickwinkel des sehenden Subjektes – eröffneten Zwischenraum als *Schimmer*. »Schimmernde Bilder« (ebd.: 8) flackern und pulsieren zwischen den Schnitten und innerhalb der einzelnen *frames*. Sie bieten durch ein beständiges Oszillieren zwischen Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Anwesenheit und Abwesenheit, Markiertem und Unmarkiertem ein alternatives Verständnis von im Wandel begriffenen Körpern und Geschlechtern. Der Schimmer ist für Steinbock dabei sowohl filmische Eigenschaft als auch theoretisches Konzept. Als konzeptuelle Rahmung lenke der Schimmer die Aufmerksamkeit von Fragen der Repräsentation hin zu einer Untersuchung der medienspezifischen Visualität selbst und mache Film als Medium der Transition begreifbar: »cinema, with its system of editing cuts and suturing images, parallels the incisions and sutures that take place in a surgical theatre« (Steinbock 2019: 35). So argumentiert Steinbock, dass filmische wie chirurgische Schnitte den Körper rekonfigurierten und die kulturellen und technischen Bedingungen schufen, unter denen neue Verständnisse von Identität, Körper und Geschlecht entstehen konnten. Anhand der Arbeiten des französischen Filmemachers Georges Méliès (1862–1938), der als Erfinder der *Stop-Motion*-Filmtechnik gilt, entwirft Steinbock eine Genealogie des Schimmers, die verdeutlicht, dass Méliès technische Errungenschaften zugleich

1 Wobei der Film im Kino nicht »stumm« war, wurden die Vorführungen doch meist durch eine Kinoorgel oder ganze Orchester begleitet.

mit einer neuen Visualisierung von »Geschlechtsumwandlung« einhergingen. In seinem filmischen Korpus finden sich gleich mehrere Filme, in welchen sich Männer durch die *Stop-Motion*-Technik in Frauen verwandeln. Durch das Anhalten der Kamera, den in diesem Zeitraum vollzogenen Wechsel der Schauspieler_innen und das anschließende Zusammenfügen der nacheinander aufgenommenen Bilder, entstand die Illusion einer zeitlich ungebrochenen Bewegung, in welcher sich die von der Kamera eingefangene Person vor den Augen der Zuschauer_innen auf magische Weise von einer Sekunde auf die nächste in eine Person des anderen Geschlechts verwandelte. Diese spezifische auf Schnitten und Zusammensetzungen beruhende Technik produzierte ein neues medial vermitteltes Verständnis von Geschlecht als Montage, welches den endokrinologischen Diskursen über die Form- und Wandelbarkeit von Geschlecht um einige Jahrzehnte vorausging (vgl. ebd.: 40). Wibke Straube (2014) zufolge produzierten diese Visualisierungen *exit scapes*, flüchtige Momente, die eine vorübergehende Alternative zu negativen Affekten und gewaltvollen Darstellungen ermöglichten, indem sie kurze Momente der Hoffnung und Freude generierten, die Imaginationen anderer Welten provozieren können. Diese Visualisierungen boten einen »horizon of intelligibility« (Steinbock 2019: 27) für diverse Konzeptionalisierungen von geschlechtertransgressiven und nicht-konformen Verkörperungen und Identitäten, die teilweise noch nicht in einer einheitlichen Bezeichnung konsolidiert waren.

Es sind diese Horizonte der Intelligibilität, die ich als *trans* Horizonte* bezeichne, welche ich im Folgenden anhand von *DER STEINACH-FILM* (D 1922, R: Curt Thomalla) und *MYSTERIUM DES GESCHLECHTS* (A 1933, R: Lothar Golte und Carl Kurzmayer) untersuche.² Sie boten zugleich temporäre wie ambivalente Alternativen zur gewaltsamen visuellen Konstitution von »Geschlechtsumwandlung« und trugen so das Potenzial, andere Formen der Verkörperung von Geschlecht und Geschlechtertransgression denk- und spürbar zu machen, auch wenn Zuschauer_innen mitunter die Augen zusammenkneifen und den Blick anstrengen mussten, um sie wahrzunehmen (vgl. Muñoz 2009: 22).

2 Ausschnitte aus *DER STEINACH-FILM* wurden ebenfalls in der in Kapitel 4 diskutierten *TransTrans*-Ausstellung im *Schwulen Museum* in Berlin gezeigt.

Geschlecht zwischen Wissenschaft und Spektakel: DER STEINACH-FILM (1923)

Unter der Regie von Curt Thomalla in Zusammenarbeit mit einer Reihe von Beratern – unter ihnen auch Paul Kammerer – produziert, war DER STEINACH-FILM einer der ersten populärwissenschaftlichen Aufklärungsfilme,³ der laut Oskar Kalbus (2005 [1924]) ein »Ereignis für die Wissenschaft, [...] für die Filmindustrie, [...] [und] für das Kinogewerbe« (ebd.: 101) darstellte, da er es geschafft habe »einen Kontakt zwischen Wissenschaft und Volk« (ebd.) herzustellen. Der von der Kulturabteilung der deutschen *Universum Film A.G.* (*Ufa*)⁴ in Zusammenarbeit mit der österreichischen Bundesfilmhauptstelle in Wien produzierte anderthalbstündige Film eröffnet mit einer Seitenansicht auf die *Biologische Versuchsanstalt* im ehemaligen *Vivarium*, hinter dem sich das emblematische Wiener Riesenrad gemächlich dreht. Der Film nimmt seinen Ausgang im Wiener Prater, doch dessen verflochtenen Geschichten, die Steinachs Forschungen erst möglich machten, werden an den Rand gedrängt und durch die Kamera im wahrsten Sinne des Wortes unsichtbar gemacht. So richtet die Kamera den Blick ausschließlich auf das *Vivarium* und die in seinem Inneren stattfindenden Tätigkeiten, verunmöglicht aber die umgekehrte Perspektive dessen, was Steinach und seine Kolleg_innen wahrscheinlich sahen, als sie

-
- 3 Neben dieser populärwissenschaftlichen Fassung wurde mit STEINACHS FORSCHUNGEN (DE 1922, R: Curt Thomalla) eine zweite Version des Filmes gedreht, die sich ausschließlich an ein wissenschaftliches Fachpublikum richtete. Dass zwei Fassungen des Films mit fast identischem Aufbau produziert wurden, lag zum einen an den Zielen der Kulturabteilung der *Ufa*, deren Filme über Hygiene und sexuelle Gesundheit sich an unterschiedliche Zuschauer_innenkreise in Universitäten, Schulen und Kinos richteten sollten und daher in wissenschaftlichen, pädagogischen und populären Versionen erschienen (vgl. Makela 2015: 40), zum anderen war auch Steinachs Mitarbeit an den Filmen für die Doppelung verantwortlich. Dieser habe, nachdem er sich zuerst gegen die Verfilmung seiner Arbeit gesträubt hatte, eine andere Vorstellung davon gehabt, welche Art von Film entstehen sollte, als der von der *Ufa* geplante Streifen: »Wir wollten einen Film herstellen, Steinach dagegen ein wissenschaftliches Werk. Wir sahen im Geiste die Leinwand, er vielleicht den Nobelpreis« (Kalbus 2005 [1924]: 103). So entstanden schließlich zwei Fassungen, die versuchten, diesen unterschiedlichen Visionen gerecht zu werden.
 - 4 Die *Ufa* wurde 1917 mit dem Ziel gegründet, das Medium Film für die Kriegsführung zu nutzen und im In- und Ausland deutsche Wissenschaft und Kultur zu propagieren (vgl. Herrn/Brinckmann 2005: 79).

an ihren bahnbrechenden Experimenten arbeiteten: Die Kaffeehäuser, Ringelspiele und die Hochschaubahn, die Wahrsagerinnen und Tanzkapellen, und dazwischen die Performer_innen der anthropologischen Schaustellungen und *Freak Shows*. Der Prater als Ort der Unterhaltung und der gewaltsamen Zurschaustellung bleibt ebenso unsichtbar wie die Perspektiven jener, die zu Objekten dieser Blicke und der damit verbundenen Wissensproduktion gemacht wurden. Lediglich das im Hintergrund sichtbare Riesenrad deutet die Rolle des erhabenen Sehens an, die den Prater zur Jahrhundertwende charakterisierte. Nichtsdestotrotz bleiben, wie ich im Folgenden aufzeige, diese unsichtbar gemachten Gewaltverhältnisse, die den Prater als Ort des Spektakels und der Unterhaltung prägten, in den Blickregimen, die der Film etablierte, sowie in seinen Narrativen auf gespenstische Weise anwesend.

Nach der Eingangssequenz, die Steinachs Arbeiten durch den Blick auf das ehemalige *Vivarium* und das Riesenrad im Wiener Prater verortet, folgt eine kurze Montage, in der die Zuschauer_innen Steinach dabei beobachten, wie er über einem Stoß Papier sitzt, scheinbar grübelnd in die Ferne blickt und Gedanken notiert. Die Zuschauer_innen erhalten hier vermeintlich einen Blick in das Innere von Steinachs Forschungsstätte. Diese ist jedoch im Gegensatz zur vorab gezeigten Außenansicht lediglich eine Nachbildung des Originals, da sich die Räume der *Biologischen Versuchsanstalt* für die Filmaufnahmen als ungeeignet erwiesen. Um dennoch den Anschein zu wahren, es handele sich um im Labor hergestellte Aufnahmen, ließ die *Ufa* in Berlin eine getreue Replika des Labors mitsamt seiner Tierställe sowie den technischen Anlagen erstellen (vgl. Kalbus 2005 [1924]: 103).

Diese beiden Aufnahmen – die *Biologische Versuchsanstalt* im Prater und der am Schreibtisch arbeitende Steinach – rahmen die folgende Handlung. Sie betten sie in ein Narrativ wissenschaftlicher Objektivität ein, auch wenn diese sich von Beginn an als Täuschung erweist: In den folgenden sechs Akten, oder – wie der Film sie nennt – »Problemen«⁵, gibt der Film einen Überblick über Steinachs Forschungstätigkeiten und ihre gesellschaftlichen Relevanz: »1. Äußere und innere Geschlechtsmerkmale bei Tier und Mensch, 2. Die »Innere Sekretion« und ihre Bedeutung, 3. Geschlechtsumwandlung und Zwittertum, 4. Körperliches und seelisches Zwittertum beim Menschen, 5. Die Altersbekämpfung, 6. Altersbekämpfung beim Menschen«. Um diese »Probleme« darzustellen und zu diskutieren, kombiniert der Film unterschiedliche

5 Die in diesem Kapitel durch Anführungszeichen hervorgehobenen Begriffe entstammen, so nicht anders ausgewiesen, wörtlich dem Filmnarrativ.

Genres und Darstellungsformen: Neben den ausführlichen Zwischentiteln inkludiert der Film dokumentarische Aufnahmen, ebenso wie mit Schauspielern gestellte narrative Szenen sowie animierte Zeichnungen (vgl. Herrn/Brinckmann 2005: 83ff.).

Das erste »Problem« beginnt mit einer schier endlos erscheinenden Aneinanderreihung von Aufnahmen männlicher und weiblicher Tiere. Dies dient der Visualisierung der vermeintlichen Sichtbarkeit und Natürlichkeit von Geschlechtsunterschieden: Auf den Löwen mit seiner großen Mähne folgt die Löwin, dem kräftigen Hengst folgt die das Fohlen säugende Stute, die ihre Jungen beschützt, das Geweih des Hirsches wird dem Reh gegenübergestellt, die Hörner des Ziegenbocks werden mit dem hornlosen Kopf der Ziege kontrastiert, dem prächtigen Federrad des männlichen Pfaus steht die unscheinbare Henne gegenüber. Diese durch die Montage produzierte vermeintliche Sichtbarkeit der Differenz findet ihren Höhepunkt in der Gegenüberstellung eines Mannes, der mit einem Lendenschurz bekleidet und einem Speer in der Hand auf einem Felsen steht – eine Inszenierung, die einen zeitgenössischen Autor nicht zu Unrecht an die Figur des Siegfried der germanischen Nibelungensage erinnerte (vgl. Großmann 1922: 5) – und einer Frau, die in einem langen Kleid und mit Blumen in den wallenden Haaren Wasser aus einem See schöpft, um es zu »Siegfried« zu bringen. Mit Speer und Schüssel ausgestattet werden Mann und Frau hier durch den Film als *Jäger* und *Sammlerin* repräsentiert. Als solche werden eingereiht in die Logik der »natürlichen« Geschlechterdifferenzen, die vorher anhand der Tieraufnahmen etabliert wurde. Damit begründet die Darstellung des ersten »Problems« einerseits die Tier-Mensch-Analogie, die sich als zentrales Argumentationsprinzip durch den gesamten Film zieht (vgl. Herrn/Brinckmann 2005: 90), und enthüllt zugleich die heteronormative Organisation dieser Analogisierung. Anhand von Steinachs »weltberühmte[r] Präparatsammlung« sowie der in Käfigen gehaltenen Versuchstiere – Ratten und Meerschweinchen – werden die zuvor durch die Tieraufnahmen und die Gegenüberstellung von Mann und Frau als Alltagswissen etablierten »bekannten« Geschlechtsunterschiede weiter aufgefächert und in äußere und innere Geschlechtsunterschiede eingeteilt.

Das zweite »Problem« vertieft diese Unterscheidung und wendet sich der durch Steinachs Forschungen etablierten Bedeutung der sogenannten inneren Sekretion im Organismus zu. Dazu wird zunächst zwischen *innerer* und *äußerer* Sekretion unterschieden, wobei erstere im Gegensatz zu äußeren Sekretionen wie Speichel oder Schweiß durch die direkte Absonderung ihrer Substanzen in die Blutbahn charakterisiert ist. Auf diese Unterscheidung folgt eine

schematische Visualisierung der Lage verschiedener Drüsen im menschlichen Körper. Die »normale« Funktion der einzelnen Drüsen wird anschließend anhand medizinischer und inszenierter Aufnahmen von durch »Störungen« der Drüsenfunktion ausgelösten »Abnormalitäten« wie etwa kleinwüchsige und dicke Körper verdeutlicht. Die »diagnostische Kamera« (Herrn/Brinckmann 2005: 86) entkleidet, vermisst, vergleicht und klassifiziert dabei die in Szene gesetzten Körper, in dem diese neben Maßstäben platziert oder im Verhältnis zu vermeintlich normalen Körpern von Vergleichspersonen gezeigt werden. Aus verschiedenen Perspektiven gefilmt, werden diese Körper zu medizinischen Objekten, die entlang einer Dichotomie von Normalität und Abnormalität angeordnet werden. Diese Dichotomie wird jedoch nicht nur durch die in Szene gesetzten Körper repräsentiert, sondern über eine animierte schematische Darstellung der Drüsen und ihrer inneren Sekretionen gleichsam in den Körper hineinverlegt. Wie Sabine Flach (2005) in ihrer Analyse der Kulturfilme der *Ufa* feststellt, wird der Körper durch die verschiedenen Filmtechniken, die auch in *DER STEINACH-FILM* zum Einsatz kommen und in das Innerste des Körpers eindringen, »zum Schauplatz der Darstellung von Norm und Abweichung« (ebd.: 317), wobei die kleinsten Einheiten – in diesem Fall die Drüsen – »der Fixierung eines normativen Rahmens« (ebd.) dienen. Gleichzeitig reproduziert der Film durch die zur Schau stellende, pathologisierende, aber auch unterhaltende Inszenierung körperlicher Differenz den »Kitzel einer Freakshow« (Herrn/Brinckmann 2005: 88).

Auf der Grundlage des so produzierten normativen Rahmens diskutiert der Film als nächstes Steinachs zentrales Wissensobjekt: die »Pubertätsdrüse«. Die Kamera blickt gemeinsam mit dem im Labor arbeitenden Wissenschaftler durch das Mikroskop auf den Querschnitt eines Hodengewebes. Ein Zeigestock, der aus dem Off in den Bildrahmen hineinragt, identifiziert zunächst die Samenkanälchen, die der äußeren Sekretion dienen. In deren unscheinbaren Zwischenräumen befindet sich jedoch, wie die eingeblendeten Zwischentitel erklären, die von Steinach benannte Pubertätsdrüse. Ihre Sichtbarkeit wird erst durch das Zusammenspiel der mikroskopischen Kameraperspektive, die erklärenden Zwischentitel und den Einsatz eines Zeigestocks produziert. Bei dem mikroskopischen Bild handelt es sich jedoch um eine Zeichnung, wie Herrn und Brinckmann (2005: 83) betonen. Innerhalb dieses Settings und dessen Konstruktionen von Wissenschaftlichkeit und Wirklichkeit werden die Zuschauer_innen zu »Studierenden« (ebd.: 88), die in einer bestimmten Form des Sehens geschult werden, während Film und

Kamera als wissenschaftliche »Objektivität bezeugende Instrumente« (Flach 2005: 309) eingesetzt werden.

Animierte Zeichnungen verschiedener Zelltypen, körperlicher Abläufe und Nahaufnahmen der Ratten-Präparate aus Steinachs Sammlung dienen schließlich auch der visuellen Objektivierung der These, dass die »innere Sekretion« nicht nur die körperlichen, sondern auch die »seelischen Geschlechtsmerkmale« bestimme. Untermauert wird diese These der durch die Pubertätsdrüsen determinierten Geschlechtscharaktere erneut durch eine Montage dokumentarischer Tieraufnahmen, die anhand von Vögeln, Hunden, Pferden und Affen vorgeblich typisch weibliches und männliches Verhalten darstellen sollen: Hahnenkampf, Balzverhalten, Brutpflege und Mutterschaft, schließlich zwei Dackel, deren Spiel durch den Zwischentitel als heterosexuelle »Jagd nach dem Glück« gerahmt wird. Den Abschluss der Montage bildet die Aufnahme einer Frau, die einen Säugling stillt und mit der freien Hand ein Kind umarmt. Die Tier-Mensch-Analogie wird »bis zum Exzess [...] [dekliniert]« (Herrn/Brinckmann 2005: 90). Auffällig ist, dass analoge Bilder männlichen, durch die Pubertätsdrüse bestimmten Verhaltens beim Menschen fehlen. Dies deutet meiner Ansicht darauf hin, dass DER STEINACH-FILM darum bemüht war, denn Mann als vermeintliches Kulturwesen vom Makel der Naturbestimmtheit fernzuhalten.

Im dritten Akt wendet sich der Film den »Problemen« der »Geschlechtsumwandlung« und der Intergeschlechtlichkeit zu. Es wird zunächst Steinachs Experiment der »künstlichen Geschlechtsumwandlung« durch Transplantation der Pubertätsdrüse am Versuchstier vor der Kamera rekreiert. Die Zuschauer_innen beobachten Steinach dabei, wie er am Operationstisch mit kleinen Instrumenten winzige Organe in die offene Bauchhöhle platziert und vernäht. Durch ein *Split Screen*-Verfahren, den Einsatz eines Maßstabs, der mal horizontal, mal vertikal angelegt wird, sowie die Einblendung von Röntgenbildern, werden die auf diese Art »feminierten« und »masculierten« Tiere mit nicht operierten und kastrierten Artgenossen verglichen, um die vermeintlichen Differenzen zu visualisieren. Den Zuschauer_innen wird durch diese vergleichende und diagnostizierende Kameraführung die privilegierte Perspektive der Wissenschaftler_innen gewährt. Sie werden in die Lage versetzt, in Fell, Größe und Körperbau Merkmale der Geschlechterdifferenz zu erkennen und anhand der Vergleiche über den »Erfolg« der Steinachschen Operationen zu urteilen. Dass nicht nur der anatomische Geschlechtskörper, sondern auch das geschlechtliche Verhalten der Tiere durch die Transplantation der Pubertätsdrüsen beeinflusst wurde, erzählt der Film anhand eines »feminierten« Meer-

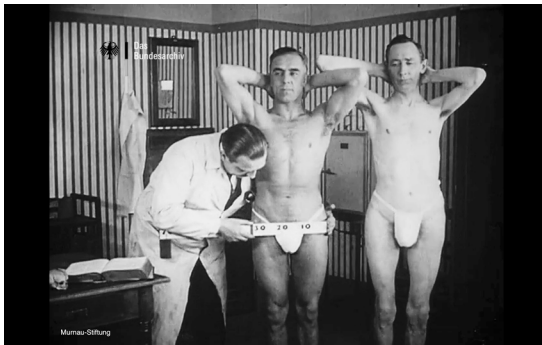
schweinchens, das Junge säugt. Dessen »angeborene Rauflust« sei verloren gegangen und anstatt mit seinen männlichen Artgenossen zu kämpfen, werde es von ihnen »wie ein echtes Weibchen« umworben. Doch nicht nur »Feminierung« und »Masculierung«, sondern auch »künstliche Hermaphrodisierung« wird im Film als eine Errungenschaft der Steinachschen Forschungsarbeiten hervorgehoben. Dabei betont der Film, dass die von Steinach im Experiment hergestellten »Zwitterbildungen« auch in der Natur zu finden seien. Dem Duktus der diagnostischen Kamera folgend präsentiert er erneut eine Reihe von Tieren mit Geschlechtsmerkmalen, die sich nicht eindeutig in die Raster binärer Zweigeschlechtlichkeit einordnen lassen.

Im vierten Akt überträgt der Film diese an Tieren demonstrierten Fragen auf den Menschen, wobei dabei auf entscheidende Weise die bis dato durchdeklinierte Tier-Mensch-Analogie verändert wird: Hat der Film bis zu diesem Akt jeweils zuerst anhand Steinachs Versuchstieren sowie dokumentarischen Naturfilmaufnahmen ein »Problem« aufgezeigt, um es im Anschluss in exakt derselben Logik auf den Menschen zu übertragen, dreht der vierte Akt diese Logik um. Denn während die »feminierten«, »masculierten« und »hermaphrodisierten« Tiere im vorherigen Akt hauptsächlich als Ergebnisse von Steinachs Experimenten und somit auch als wissenschaftliche Errungenschaften der Beherrschung der Natur repräsentiert werden, beginnt der vierte Akt mit der Feststellung, dass eine durch die Natur hervorgebrachte Kombination männlicher und weiblicher psychologischer wie physiologischer Eigenschaften auch bei bestimmten menschlichen »Typen« zu finden sei. Trotz dieser pathologisierenden Typisierung entstehen im vierten Akt des Filmes spezifische *trans** Horizonte, die ich im Folgenden aufschlüssele.

Die »Typen« der »masculinen Frau« und des »femininen Mannes« werden im Film zunächst durch eine Reihe medizinischer Doppel-Aufnahmen repräsentiert, in welchen Hüften, Schultern, Muskeln, Brustwarzen und Brüste durch den diagnostischen Blick der Kamera – unterstützt durch einen aus dem Off hineinragenden Zeigestock und einen die Körper vermessenden Arzt – zu objektiv feststellbaren körperlichen Merkmalen der jeweiligen »Typen« erklärt werden, die »normalen« Körpern gegenübergestellt werden (vgl. Abb. 11). So zeichne sich die »normale Frau« durch »runde Formen«, »schmale Schultern« und »zarte Arme« aus. Zwischentitel, Kameraperspektive und der Zeigestock produzieren die visuellen Evidenzen ihres »breiten Beckens«, »vollen Busens« und »großer Brustwarzen«. Demgegenüber wird die Sichtbarkeit der »masculinen Frau« als »eckig«, mit »breiten Schultern«, »robusten Armen«, »schmächtigem Busen« und »kleinen Brustwarzen« hergestellt.

Teilweise durch Gesichtsmasken pseudoanonymisiert und mit Schamttüchern bekleidet werden ihre Körper als medizinische Schauobjekte inszeniert, die der Belehrung des Publikums dienen sollen. Dabei unterläuft nicht nur die Theatralität der Masken diesen Objektivitätsanspruch. Auch die Sichtbarkeit ihrer Körper selbst stellt diesen in Frage, kann doch deren behauptete eindeutige Differenz nur durch den Einsatz diverser Differenz-erzeugender Mittel visuell hergestellt werden.

Abb. 11: Typisierung des »femininen Mannes« durch die diagnostische Kamera



Quelle: Friedrich-Wilhelm-Murnau Stiftung/Das Bundesarchiv

Dieser diagnostischen Typisierung der durch die innere Sekretion hervorgerufenen geschlechtlichen Devianz folgt eine Montage performativer Inszenierungen, die bezeugen sollen, dass nicht nur die Körper, sondern auch das Verhalten der »sexuellen Zwischenstufen« von der »natürlichen«, also heteronormativ organisierten Geschlechterordnung abweicht. Die Zuschauer_innen werden durch einen Zwischentitel darüber informiert, dass die folgenden Aufnahmen »nicht etwa von Schauspielern gestellt« seien, »sondern sämtliche Personen [...] ärztlich vielfach untersuchte und wissenschaftlich wiederholt begutachtete »sexuelle Zwischenstufen« dar[stellen]«. Tatsächlich stammen einige der im Film verwendeten Aufnahmen aus diversen wissenschaftlichen Instituten und Kliniken in Wien und Berlin, nicht zuletzt auch aus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft (vgl. Deutsche

Kinemathek, F4797_OT). Trotz dieses Versuches, die Objektivität des Filmes durch diesen Einschub abzusichern, entwickeln die folgenden Sequenzen ein »performatives und inszenatorisches Eigenleben« (Herrn/Brinckmann 2005: 89), welches dem Objektivitätsanspruch des Filmes zuwiderläuft.

Die ersten so vorgeführten Fallgeschichten zeigen eine rauchende und lesende Frau, die durch die Zwischentitel als »Mannweib« konstruiert wird, sowie »weibische Männer«, welche sticken, sich gegenseitig frisieren und liebevoll die Arme umeinander legen (vgl. Abb. 12). Während diese Bilder als Repräsentationen homosexueller Stereotypen gedeutet werden können – wobei auffällig ist, dass weibliche (Homo-)Sexualität lediglich über »männliches« Auftreten, nicht aber über gleichgeschlechtliche Intimität visualisiert wird – entwirft der Film einen Spannungsbogen hin zu »krassen Fällen«, in welchen »Männer zu Frauen, Frauen zu Männern« werden. Im Gegensatz zu den eher alltagsweltlich orientierten – wenn auch karikaturhaften – Repräsentationen sexueller Devianz werden diese »Fälle« theatralisch und mittels der eingesetzten Filmtechniken als Spektakel in Szene gesetzt.

Abb. 12: »Das »Mannweib« als »sexuelle Zwischenstufe«



Quelle: Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung/Das Bundesarchiv

Anhand von vier aufeinander folgenden Fällen etabliert der Film verschiedene visuelle Strategien der Repräsentation geschlechtlicher »Zwischenstufen«. Dabei entwickelt die visuelle Ebene mitunter ein Eigenleben; ein »Schimmern« (Steinbock 2019), welches die Inhalte des wissenschaftlichen

Kommentars der Zwischentitel überschreitet, mit ihnen bricht und eine andere Geschichte erzählt.

Der erste Fall beginnt mit der frontalen halbnahen Aufnahme einer Person, die vor einem neutralen hellen Hintergrund steht. Zu Beginn der Szene trägt die Person einen dunklen Anzug mit Hut und Krawatte und raucht eine Zigarre; dann nimmt sie den Hut ab und verschränkt die Hände hinter ihrem Rücken. Nach einem Schnitt steht die Person in derselben Pose nur mit einem Schamtuch bekleidet, die nackten Brüste im Fluchtpunkt des Bildes, vor einem dunklen Hintergrund und blickt abwechselnd geradeaus in und hinter die Kamera. Die Visualisierung folgt in dieser Szene der Logik der *Enttarnung* und *Aufdeckung* durch den Schnitt, der den nackten Körper als materielles Signifikat einer objektiven Wahrheit konstruiert, demgegenüber Kleidung und Verhalten in der vorherigen Einstellung als performative Täuschung erscheinen. Während diese Gegenüberstellung von nacktem und bekleidetem Körper auf die visuelle Tradition der sexualwissenschaftlichen Repräsentation von »sexuellen Zwischenstufen« und »Transvestiten« zurückgreift (vgl. Sutton 2018), die Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem durch Magnus Hirschfeld etabliert wurde, ist auffällig, dass der Film hier die Logik der Vorher-Nachher-Komposition der Fotografie umdreht, welche häufig mit dem nackten Körper beginnt und dessen erfolgreiche »Verkleidung« darstellt. Demgegenüber fokussiert der Film der Logik des Spektakels folgend auf die sensationelle Entkleidung desselben. Diese visuelle Strategie des »naked-body-shots« (Straube 2014: 46) oder vielmehr des *naked-body*-Schnittes repräsentiert Wahrheit als eine biologische Eigenschaft und Geschlecht als eine verkörperte Tatsache, während geschlechtliche Identität oder geschlechtliche Performance als oberflächlich, von der Materialität des Körpers abgetrennt und an ihr scheiternd gezeigt werden. Kamera, Schnitt und Bildsprache produzieren auf diese Weise nicht nur ein »visuelles Coming Out« (Saalfeld 2020: 274), sondern etablieren darüber hinaus den geschlechtlich nicht-konformen Körper als Abweichung. Wie Eliza Steinbock festhält, repräsentiert die Strategie der Enthüllung einen Kampf über die Bedeutung des Körpers, »but one the trans person always loses« (Steinbock 2019: 5).

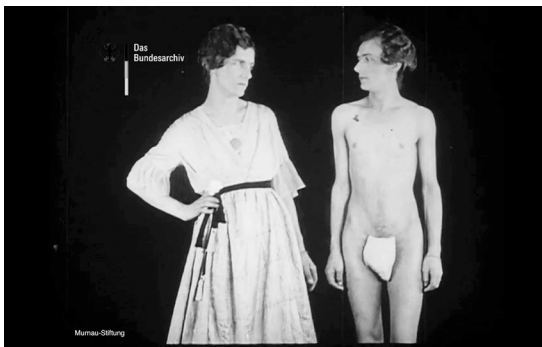
Der zweite Fall kombiniert und erweitert diese visuellen Strategien, indem er zunächst eine Person mit langen Haaren zeigt, die ein helles Kleid trägt, welches um die Taille mit einem schwarzen Band zusammengebundenen ist. In einem Wohnzimmer oder Salon gefilmt, drapiert die Person zuerst Blumen in einer Vase am rechten Bildrand und setzt sich dann mit einem Buch in der Hand auf eine am linken Bildrand platzierte Couch. Im selben

Augenblick erscheint im Hintergrund vor einem dunklen Vorhang eine bis auf ein Schamttuch, das ihre Genitalien verdeckt, nackte Person. Diese wirkt aufgrund der langsamen Einblendung, die sie zuerst fast durchsichtig erscheinen lässt, kurzzeitig wie ein Gespenst. Nachdem sich ihr Körper langsam im Raum materialisiert hat, bewegt sich die neu erschienene Person frontal auf die Kamera zu, während die sitzende Person aufsteht und seitlich auf sie zugeht, bis die beiden schließlich nebeneinanderstehen. Im nächsten Schnitt stehen sie einander zugewandt vor einem dunklen Hintergrund, der bereits in der ersten Szene zu sehen war. Durch die halbnah Aufnahme können die Zuschauer_innen erkennen, dass es sich um dieselbe Person handelt, die sich nun fast wie im Spiegel selbst betrachtet (vgl. Abb. 13). Was in der vorherigen Szene noch das Privileg der Zuschauer_innen war, wird nun scheinbar zur visuellen Erfahrung der gefilmten Person selbst: Während die Wahrnehmung der geschlechtlichen Inkongruenz in der ersten Szene noch durch den Vorher-Nachher-Schnitt in zeitlicher Abfolge nur für die Zuschauer_innen sichtbar wurde, fallen in dieser Szene Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen, so dass die (ge)doppelt im Bild stehende Person scheinbar die vergeschlechtlichte Differenz ihres nackten und bekleideten Körpers selbst wahrnehmen kann. Dadurch interveniert diese Szene in die zuvor durch den Film aufgebaute Blickhierarchie und multipliziert für einen kurzen Moment die möglichen Blickpositionen.

Auch ohne die Anwesenheit eines materiellen Spiegels kann diese Szene als prototypisch für das wiederkehrende Spiegelmotiv in trans* Autobiografien (vgl. Prosser 1998: 99ff.) und zeitgenössischen Filmen betrachtet werden, in welchen der Blick in den Spiegel einerseits eine gescheiterte Selbstvergewisserung markiert (vgl. Saalfeld 2020: 291), andererseits aber auch »als Raum [fungiert], innerhalb dessen sich die transgeschlechtliche Figur als Person in ihrem gewünschten Geschlecht vorstellen kann« (ebd.). In der fast schon an magischen Realismus angrenzenden Szene erscheint die Person gleichsam gedoppelt wie gespalten und wird durch den Geist ihres materiellen Körpers heimgesucht. Erst der nächste Schnitt führt die Szene wieder in die Raster der diagnostischen Kamera zurück, wobei die magische Doppelung der Person aufrecht erhalten bleibt und den objektiven Anspruch des diagnostizierenden Blickes untergräbt. Während die Schnitttechnik der ersten Szene noch die Aufdeckung der Wahrheit markiert, die an den nackten Körper geheftet wird, bleibt in dieser Sequenz auf visueller Ebene unklar, welcher der beiden identischen und doch differenten Körper der vermeintlich reale ist und welcher als Fälschung zu lesen ist. Es ist eine intime Szene. Der Blick der dargestellten Person

auf sich selbst wirkt durchaus liebevoll und anerkennend, statt, wie der Kommentar suggerieren möchte, abwertend und pathologisierend. Für einen kurzen Moment eröffnet die visuelle Ebene des Filmes hier einen alternativen Vorstellungsräum. Im Gegensatz zum Blick der Kamera lädt der auf sich selbst gerichtete Blick der Person die Zuschauer_innen dazu ein, Formen der Anerkennung und Wertschätzung zu imaginieren, die trans* Personen und ihre Körper nicht lediglich als abweichend und krankhaft rahmen.

Abb. 13: *Gespentische Doppelung*



Quelle: Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung/Das Bundesarchiv

Der dritte Fall wird durch den Zwischentitel »Ein typisch männlicher Beruf: Ein Kutscher« eingeleitet. Die Kamera zeigt in seitlicher Perspektive eine Person mit Reiterhose und Weste, die in einem Stall zunächst ein Pferd striegelt. Dann legt die Person das Pflegewerkzeug zur Seite, dreht sich mit dem Rücken zum Tier, lehnt sich an und breitet die Arme aus. Diese Szene wird überblendet. Plötzlich steht die Person bis auf ein weißes Schamtuch unbekleidet in derselben Pose vor der Kamera (vgl. Abb. 14). Diese Szene vereint die visuellen Strategien des *naked-body shots* und der Überblendung und bildet visuell den dramaturgischen Höhepunkt der Fallgeschichten. Interessanterweise findet in dieser Szene kein weiterer Schnitt statt, der die Person vor einem neutralen Hintergrund in die Raster der vermeintlich objektiven diagnostischen Visualisierung einschreiben würde. Lediglich das weiße Schamtuch weist noch daraufhin, dass es sich bei der Darstellung um ein medizini-

sches Fallbeispiel handelt. Das Ausbleiben des Schnittes verleiht der Szene eine imaginäre Offenheit, die durch die laszive Pose und die Intimität zwischen Mensch und Tier mit sexuellen Fantasien aufgeladen werden kann (vgl. Herrn/Brinckmann 2005: 89f.). Im Gegensatz zu der zuvor etablierten visuellen Logik der Tier-Mensch-Analogie verschmelzen der menschliche geschlechter-transgressive Körper und der nicht-menschliche Körper des Tieres hier in zu einer artenübergreifenden Einheit, einem trans* animalischen Körper, welcher nicht zuletzt auch an die im kolonialen Diskurs über die *Mujerados* produzierte Nähe zwischen Geschlechtertransgression und Pferden erinnert. Das Echo dieser kolonialen Fantasie flickert zwischen den Schnitten und unterfüttert die erotisch aufgeladene Fantasie des trans* animalischen Körpers.

Abb. 14: Kutscher_in und Pferd: Animalisierung von Geschlechtertransgression



Quelle: Friedrich-Wilhelm-Murnau-Stiftung/Das Bundesarchiv

Den Abschluss der Fallgeschichten bildet die filmische Darstellung einer Person, deren »abnormer Zustand« laut dem zuvor eingeblendeten Zwischentitel wahrscheinlich auf einer »innersekretorischen Grundlage« beruht. Die Person trägt ein weißes Kleid, große glitzernde Ohrringe und hat die Haare zu einer aufwendigen Wasserwelle frisiert. Während sie die Hände in die Taille abstützt, dreht sie sich langsam vor einem dunklen Vorhang hin und her, ohne jedoch den Zuschauer_innen den Rücken zuzuwenden, und blickt dabei direkt in die Kamera. Dann lässt sie ihr Kleid außerhalb des Bildrandes

zu Boden fallen und wendet sich erneut der Kamera zu. Im Gegensatz zu den vorherigen Darstellungen verwendet der Film hier weder eine Überblendung, eine Doppelbelichtung noch einen Schnitt, um die Geschlechterambivalenz der Person zu repräsentieren. Stattdessen wird die Abwesenheit des *naked-body*-Schnittes durch eine selbstentblößende Handlung ersetzt. Während auch diese Sequenz ohne Zweifel einen medizinisch-pathologisierenden Blick reproduziert und darauf abzielt, die Person als »abnormal« zu konstruieren, lässt sich dennoch eine Widerständigkeit erkennen, die die Ambivalenz gewaltförmiger sexualwissenschaftlicher Diskurse und deren Aneignung durch die von ihnen beschriebenen Subjekte andeutet.

Zusammen betrachtet zeigen also alle vier Sequenzen diese Ambivalenz: Einerseits erfolgt die Visualisierung der dargestellten Personen innerhalb der Raster pathologisierender und verändernder Blickregime. Andererseits subvertiert die visuelle Grammatik immer wieder die Logik der diagnostischen Kamera, überschreitet die pathologisierende Repräsentation und eröffnet imaginäre Horizonte, deren Schimmern, im Sinne Steinbocks, sich der dominanten Logik des Filmes entzieht. Die Figuren bleiben opak – und genau daraus resultiert eine gewisse Widerständigkeit. Wenngleich alle Szenen die dargestellten Personen als Verkörperungen geschlechtlicher und sexueller Devianz konstruieren und der Film keinen subjektiven Zugang zu den dargestellten Personen, ihren Gefühlen, ihren Gedanken oder ihrem Begehren erlaubt, werden doch alle Personen innerhalb eines bürgerlichen Ambientes gezeigt. Markiert durch die Kleidung, den Habitus und die Räume, in denen die Personen platziert sind, konstruiert die visuelle Ebene des Films trans* Leben als innerhalb bürgerlicher Konventionen intelligibel. Auch dies ermöglicht eine affirmative Lesart. Die Grenzen dieser möglichen Anerkennung werden jedoch zugleich durch »den Kutscher« und die in dieser Repräsentation ange-deutete Gefahr des zum Tier Werdens markiert. Geschlechtertransgression wird hier im selben Moment innerhalb der Raster des Menschlichen (als weiß und bürgerlich) intelligibel, wie sie durch die suggerierte Nähe zum Tierischen aus eben jenen Rastern ausgeschlossen wird. Das Potential von trans* Leben flickert zwischen diesen zwei Polen.

Erst der Abschluss des vierten Aktes fängt die alternativen Imaginationen wieder ein, indem der letzte Zwischentitel betont, dass in manchen Fällen eine »operative Beeinflussung des abnormen Zustandes bereits gelungen« sei. Die entsprechenden Operationen werden im Folgenden zuerst schematisch, dann mit medizinischem Anschauungsmaterial direkt aus dem Operationsaal gezeigt. Mit Verweis auf die von Steinach und Lichtenstein (1918) durchge-

fürte experimentelle Hodentransplantation zur »Re-Heterosexualisierung« eines schwulen Mannes werden die zuvor als deviant und abnormal konstruierten Sexualitäten und Geschlechter als »heilbar« repräsentiert. Zentral ist jedoch, dass der Film hier im Gegensatz zum vorherigen Kapitel, welches die von Steinach entwickelte Operation als Mittel der geschlechtlichen Transformation und »künstlichen Geschlechtsumwandlung« bei Tieren anbietet, die Operationen als Medium zur (Wieder-)Vereinheitlichung von Geschlecht und (Wieder-)Herstellung der heterosexuellen Ordnung darstellt.

Damit kehrt der Film im vierten Akt auf entscheidende Art und Weise die Tier-Mensch-Analogie um, die sich durch den gesamten Film zieht. Diese Umkehr lässt sich besonders im Vergleich zu den zwei abschließenden Akten des Films verdeutlichen, die sich den »Problemen« der »Altersbekämpfung« und Steinachs Verjüngungstheorien zuwenden. Erneut beginnt die Inszenierung der Tier-Mensch-Analogie beim Tier und etabliert zu Beginn die visuellen und charakteristischen Merkmale des Alters anhand von Ratten. Eine alte Ratte, die den Namen Methusalem erhielt,⁶ wird als spärlich behaart, träge und schläfrig ohne Spiel- und Rauflust sowie ohne Libido beschrieben. Nachdem Steinach persönlich die Verjüngungsoperation an »Methusalem« durchgeführt hat, bei der die Zuschauer_innen kurzzeitig die Perspektive der Medizinschüler_innen einnehmen, indem sie Steinach quasi über die Schulter schauen und jede seiner Handbewegungen, die kleinen Schnitte mit dem Skalpell und das vorsichtige Zunähen des operierten Tieres genau mitverfolgen können, wird die Ratte dem Publikum als verjüngt präsentiert. Erkennbar wird die erfolgreiche Verjüngung dadurch, dass Methusalem wieder in die heterosexuelle Ordnung eingegliedert wurde, mit männlichen Ratten kämpft, weibliche Artgenossinnen umwirbt und schließlich sogar Nachkommen zeugt: »Mit Männern geschlagen – – mit Weibern sich vertragen«, wie es der Zwischentitel ausdrückt. Im letzten Akt des Filmes wird die These der im Tierexperiment entwickelten Verjüngungsoperation schließlich auf den Menschen übertragen. Während die Zwischentitel zwar betonen, dass der Alterungsprozess bei Tieren und Menschen ein unterschiedlicher sei und die Meinungen über die Erfolge der Steinach-Operation beim Menschen auseinandergehen, wird diese schlussendlich doch als »Sieg der Wissenschaft über die Natur« (Herrn/Brinckmann 2005: 82) dargestellt. Um die erfolgreiche Wirkung der Operation zu illustrieren, präsentiert der Film eine Reihe von

6 Methusalem ist eine Figur im Alten Testament und mit einem Alter von 969 Jahren der älteste Mensch in der Bibel.

zufriedenen Patienten, von denen die Zuschauer_innen jeweils die Initialen des Namens, das Alter, den Beruf und den Wohnort erfahren. Im Gegensatz zu den Fallgeschichten des vierten Aktes erscheinen diese Patienten also weniger als Repräsentanten menschlicher »Typen« sondern als Individuen, deren »Frische, Leistungsfähigkeit und Lebensmut« durch den operativen Eingriff wiederhergestellt sei. Der Film endet mit dem Bild eines verjüngten weißen Mannes, der mit ausgebreiteten Armen auf einem Berggipfel steht, eine Szene die gleichermaßen die Wiederherstellung hegemonialer Männlichkeit aber auch kolonialer Eroberung und die Fantasie omnipotenter Naturbeherrschung ausdrückt (vgl. Herrn 1997: 62f.; Herrn/Brinckmann 2005: 96; Purtschert 2019). In einer Zeit, die von öffentlichen Gefühlen der Depression, der Niederlage und der Angst vor der Auflösung bestehender (Geschlechter-)Normen geprägt ist, verspricht der Film auf diese Weise die Wiederherstellung der heteronormativen Ordnung und die Stärkung der Nation, da Verjüngung nicht nur dem Individuum versprochen wird, »but also for their families, their countries, and the world« (Steinach/Loebel 1940: 272). Mit diesem Versprechen wurde der Film zu einem internationalen Spektakel. Nicht nur in Österreich und Deutschland lockte er Menschenmassen in die Kinos (vgl. Kalbus 2005 [1924]; Makela 2015), sondern auch in den USA sorgte er für großes Aufsehen. Sogar die *New York Times* berichtete darüber, dass DER STEINACH-FILM durch Steinachs Freund und Kollegen Harry Benjamin auf dem Treffen der *German Medical Society* an der *Academy of Medicine* in New York gezeigt wurde (vgl. »Rejuvenation is Filmed« 1923).

Bevor der Film jedoch in den Kinos und Vortragssälen gezeigt werden konnte, wurde er durch die deutsche Zensurbehörde zunächst verboten und schließlich nach einer Reihe von Gutachten um fast fünfzig Meter gekürzt.⁷ Diese Zensur betraf vor allem Szenen, die von der Behörde als pornografisch und homoerotisch eingestuft wurden. Das betreffende Filmmaterial ist heute nicht mehr erhalten, doch handelte es sich, wie aus dem Bericht der Prüfstelle hervorgeht, sowohl um Tieraufnahmen als auch um »die Bildfolge, in der von den mit Nähen und Stricken beschäftigten Jungmännern der eine dem anderen die Haare streichelt und der andere zärtlich zu ihm aufblickt«. Oskar Kalbus, wissenschaftlicher Referent der Kulturfilmabteilung der Ufa und Mitarbeiter an der Produktion von DER STEINACH-FILM, wies in seiner 1924 erschienen Filmkritik bereits darauf hin, dass in den Zensurbestrebnungen

7 Dies entspricht einer Dauer von ca. zwei Minuten.

nicht nur wissenschaftliches Konkurrenzverhalten, sondern auch Antisemitismus eine Rolle spielte (vgl. Kalbus 2005 [1924]: 104). Während der Film in Prag komplett verboten wurde, da die Zensurbehörden befürchteten, dass er durch die Betonung der »sexuellen Seite des menschlichen Lebens« (»Der Steinach-Film« 1923: 6) der »öffentlichen Ordnung widersprechen« (ebd.) könnte, schienen die deutschen Zensurbehörden besorgt, dass der Film »Gefahren für die Volksgesundheit« (vgl. Kalbus 1922, zit. in Herrn/Brinckmann 2005: 98) haben könnte, indem er Anreiz für die »im Bilde gezeigten Eingriffe« (ebd.) gebe. Unklar ist allerdings, *welche* Eingriffe als Gefährdung der Volksgesundheit eingeschätzt wurden. Da der Film selbst darum bemüht ist, die von Steinach entwickelten Operationen zur Altersbekämpfung als provisorische wissenschaftliche Erkenntnisse zu rahmen und explizit darauf hinweist, dass »ein endgültiges Urteil [...] von längerer Erfahrung abhängig zu machen sein [wird]«, ließe sich zumindest vermuten, dass die Filmprüfstelle das Potential der subversiven Lesart der im Film dargestellten »künstlichen Geschlechtsumwandlung« an Ratten und Meerschweinchen erkannt hat und die Verbreitung des Wissens über die Möglichkeit dieser Eingriffe unterbinden wollte.

Sollte dies die Intention gewesen sein, so ist sie nicht geglückt. Denn der Film hat nicht nur Aufklärung und Wissen über Drüsenfunktionen und innere Sekretionen verbreitet, die »zum Nachdenken und zur Selbstbeobachtung« (Kalbus 2005: 104) anregten, wie Kalbus in seiner Filmkritik bemerkte, sondern die im Film erzeugten trans* Horizonte entzogen sich dem Bestreben der Zensurbehörden, das Wissen über Sexualität und Geschlecht einzudämmen. Die Ambiguität der bewegten Bilder eröffnete für bestimmte Subjekte einen Raum, andere Welten zu erträumen. Weder opak noch repräsentiert, schimmert trans* als Potential am Horizont der filmischen Leinwand. So ist beispielsweise überliefert, dass Dora (»Dorchen«) Richter, eine jener trans*femininen Personen, die häufig in Geschichten rund um Hirschfeld und dessen Institut in Berlin Erwähnung findet, wo sie als Hausangestellte arbeitete, durch den STEINACH-FILM über die Möglichkeiten der operativen »Geschlechtsumwandlung« in Kenntnis gesetzt wurde. Ein Freund hatte ihr den Film empfohlen, durch welchen er »die Ueberzeugung gewonnen hätte, dass auch [Dora] durch eine Operation geholfen werden könnte« (Holz 1924: 21; vgl. Herrn 2005: 182). Nachdem sie selbst den Film angesehen hatte und dadurch von Hirschfelds *Institut für Sexualwissenschaft* in Berlin erfuhr, reiste sie noch im Mai 1923 nach Berlin, um sich dort in ärztliche Behandlung zu begeben. Ihre Geschichte ist exemplarisch für die transformative Macht des Kinos, neue Formen der Verkörperung von Geschlecht hervorzubringen und verdeutlicht zugleich die

imaginäre Arbeit von trans* Personen, diese schimmernden Horizonte in materielle und wahrnehmbare Modi der Geschlechtertransformation zu übersetzen (vgl. Keegan/Horak/Steinbock 2018: 3).

Gewaltvolle Repräsentationen, intime Gesten: MYSTERIUM DES GESCHLECHTES (1933)

Zehn Jahre nach Erscheinen des STEINACH-FILMS taucht Dora Richter, welche durch den Film inspiriert Anfang der 1920er Jahre Hirschfelds Institut in Berlin aufgesucht hatte, selbst auf der Leinwand auf. Gemeinsam mit Charlotte Charlaque und Toni Ebel, die sie vermutlich über das Institut in Berlin kennengelernt hatte und mit denen sie eine innige Freundinnenschaft verband,⁸ erschien sie 1933 in der österreichischen Tonfilm-Produktion MYSTERIUM DES GESCHLECHTES. Der von Lothar Golte und Carl Kurzmayr produzierte Film, der in Österreich nur wenige Wochen nach der Ausschaltung des Parlaments inmitten des schnell voranschreitenden Umbaus der Ersten Republik zum austrofaschistischen Regime erschienen ist und nur wenige Tage später wegen »Gefährdung der Gesundheit und der körperlichen Sicherheit der Kinobesucher« (»Der Film« 1933: 6) verboten wurde, wurde als »großer Sexual-Tonfilm« beworben. Eingelagert in eine fiktive romantische Rahmenhandlung über die Medizinstudentin Elisabeth und ihren Studienkollegen Felix,⁹ welche kurz vor ihrem abschließenden Examen stehen, zeigt der Film dokumentarische Szenen über die »Probleme der Sexualwissenschaft«.¹⁰ Dazu gehören unter anderem im Operationssaal aufgenommene dokumentarische Szenen von gewaltsamen Geschlechtsangleichungen an intergeschlechtlichen Menschen ebenso wie die Ergebnisse »erfolgreich« durchgeführter Geschlechtsumwandlungen

8 Zur Biografie von Charlaque siehe Raimund Wolfert *Charlotte Charlaque. Transfrau, LaienschauspielerIn, »Königin der Brooklyn Heights Promenade«* (2021); zur Beziehung zwischen Charlaque und Ebel sowie zur Kritik von Lesarten, die diese als bloße Freundinnenschaft auslegen, siehe Xavier Nunns *Liminal Lives* (im Erscheinen).

9 Gespielt von Renate Lansky und Otto Hartmann.

10 Dass durch den Charakter Elisabeth Gärtner eine Frau als Medizinstudentin repräsentiert wurde, ist insofern bemerkenswert, als Frauen zwar seit 1900 an der Medizinischen Fakultät der Universität Wien zugelassen wurden, sie aber zunächst weiterhin aus den Vorlesungen ausgeschlossen wurden und sich das männlich geprägte Bild des »kompetenten Arztes« trotz einer bereits Ende der 1920er Jahre deutlich angestiegenen Anzahl praktizierender Ärztinnen beharrlich hielt.

sowie eine Verjüngungsoperationen mittels Keimdrüsentransplantation. Daneben diskutiert der Film Eugenik, Suchtmittelkonsum und Geburtenkontrolle.

Das titelgebende »Mysterium des Geschlechts« begegnet den Zuschauer_innen zunächst in einem rauchigen Lokal, welches das studentische Paar aufgesucht hatte, um »sexuell abnorme Menschen« in ihrem Milieu zu beobachten – nur zu Studienzwecken, wie sie sich gegenseitig als auch dem Kino-Publikum versichern. Das Aufsuchen von subkulturellen Orten wie Bars und Tanzlokalen war eine gängige Praxis sexualwissenschaftlicher Forschung, die bereits Krafft-Ebing und Hirschfeld genutzt haben, um durch ihre Beobachtungen Material für ihre Studien zu sammeln. Als Beobachter_innen bedarf die Sexualität und das Geschlecht von Elisabeth und Felix dabei keiner Erklärung. Sie sind nicht Teil des Mysteriums, das der Film entschlüsseln will.

In Österreich wurden, anders als in Deutschland, auch gleichgeschlechtliche Handlungen von Frauen, nicht nur von Männern, als »Unzucht« strafrechtlich verfolgt.¹¹ Dennoch gab es Bars und andere subkulturelle Orte, wie die in MYSTERIUM dargestellte Bar. Dort tanzen Männer mit Männern, Frauen mit Frauen und Geschlechternormen werden durch Kleidung, Frisuren und allerlei Accessoires durchkreuzt. Schließlich wird eine Performerin,¹² die in dem von ihr vorgetragenen Lied davon träumt, »wie Baker, Josephine« in »London, Paris und Wien« zu tanzen, als »Mann« enttarnt. Dieses zwielichtige Milieu, das die Hauptcharaktere gleichermaßen schockiert und fasziniert zurücklässt, wird daraufhin in die Raster der wissenschaftlichen Objektivität übersetzt. Denn am folgenden Tag wohnen die Studierenden einer Operation bei, bei der laut Film-Narrativ »ein männlicher Patient sein Geschlecht ändern lassen will«. »Einige Fälle«, so kommentiert die Studentin, während sie sich auf dem Weg zum Operationssaal einen weißen Kittel umbindet, sollen bereits »ausgezeichnet gelungen seien«. In den darauffolgenden dokumentarischen Szenen werden Dora Richter, Charlotte Charlaque und Toni Ebel, die innerhalb der Narration des Filmes unbenannt bleiben, ins Bild gesetzt.

11 Der entsprechende Paragraph, § 129 I lit b. wurde 1852 im Strafgesetzbuch eingeführt, hatte aber bereits Vorläufer im Theresianischen Strafrecht, das 1770 in Kraft trat. Die strafrechtliche Verfolgung weiblicher und männlicher Homosexualität wurde in der Zweiten Republik erst 1971 durch die Kleinen Strafrechtsreform sukzessive abgeschafft. Erst 2002 wurde der § 209 aufgehoben, der das Schutzalter für männliche Homosexualität bis dahin auf 18 Jahre festgelegt hatte – im Gegensatz zum Schutzalter für heterosexuelle oder lesbische Jugendliche, das bei 14 Jahren lag.

12 Gespielt wurde sie auf Empfehlung von Magnus Hirschfeld von der in Wien geborenen Tänzerin und Performerin Lareine (vgl. »Wer ist Lareine?« 1933).

In langen Wintermänteln und Hüten gekleidet blicken sie abwechselnd in die Kamera und zueinander. In der darauffolgenden Nahaufnahme legt Charlotte Charlaque ihren Arm liebevoll um Dora Richter und Toni Ebel und wendet ihr Gesicht den beiden Freundinnen zu. Die Gesten wirken vertraut, zärtlich und intim (vgl. Abb. 15). Die drei Frauen scheinen miteinander zu reden, sie lachen und wenden ihren Blick von der Kamera ab. Doch werden ihre Stimmen durch die Narration des Erzählers übertönt, welcher sie als »drei Personen, die ihrer Kleidung gemäß Frauen zu sein scheinen« vorstellt. »Tatsächlich«, so das *Voice-Over*, handele es sich aber um »Männer, die in Folge ihrer seelischen Einstellung seit ihrer Geburt weibliche Einstellungen besaßen und über ihren Wunsch auf operativem Wege zu Frauen wurden«. Die Ergebnisse dieser Operationen werden sodann ins Zentrum der diagnostischen Kamera gerückt.

Abb. 15: V.l.n.r.: Toni Ebel, Charlotte Charlaque und Dora Richter in *MYSTERIUM DES GESCHLECHTS*



Quelle: Filmarchiv Austria

Dabei fällt auf, dass im Gegensatz zum zehn Jahre zuvor erschienen *STEIN-ACH-FILM*, operative »Geschlechtsumwandlung« am Menschen nicht nur als

technisch umsetzbare Möglichkeit inszeniert und intelligibel gemacht wird, sondern sich darüber hinaus auch das Verständnis davon, was eine erfolgreiche »Geschlechtsumwandlung« konstituiert, gewandelt hat. Standen zu Beginn der 1920er Jahre noch die Endokrinologie und die Transplantation von Keimdrüsen im Mittelpunkt des Unterfangens, Geschlecht physisch und psychisch zu formen, fokussiert MYSTERIUM DES GESCHLECHTS eine Dekade später primär die Errungenschaften der plastischen Chirurgie und deren Techniken der Ausformung von Genitalien. Die »Herrschaft der Drüsen« (vgl. Loewenstein 1926) und die mit ihr verbundene Inwertsetzung rassifizierter und animalisierter Körper scheint sich dem Ende entgegenzuneigen. Gleichzeitig wird das Kino zum buchstäblichen Operationssaal, wenn die Kamera Schritt für Schritt und Schnitt für Schnitt den Ablauf einer Vaginoplastik an einem intergeschlechtlichen Körper nachvollzieht und die Genitalien von Dora Richter, Charlotte Charlaque und Toni Ebel als Evidenzen »erfolgreich durchgeführter Geschlechtsumwandlungen« im *Close-up* zeigt, während aus dem *Off* ins Bild hineinragende behandschuhte Hände die Schamlippen auseinanderziehen. An der gewaltvollen Logik der filmischen Inszenierung scheint sich wenig geändert zu haben; sie ist gewissermaßen sogar noch expliziter.

Die Kamera nimmt die nackten Körper der drei Frauen in den Fokus, um nach »Rückständen ihrer Männlichkeit« zu suchen; sie exponiert, die bereits bekannten gewaltvollen Repräsentationslogiken wiederholend, ihre Genitalien vor der Kamera, um zu eruieren, welche der drei die »glaubhafteste« Frau sei. Dennoch liefert der Film auf visueller Ebene, der Gewalt der diagnostischen Kamera und der pathologisierenden Narration zum Trotz, doch auch einen flüchtigen Einblick in die intimen Beziehungen von Richter, Charlaque und Ebel. Er porträtiert diese als miteinander in Beziehung stehende, einander zugewandte und Freude empfindende Personen. Auch wenn dies nur ein flüchtiger »Schimmer« (Steinbock 2019) ist, der kurz auf der Leinwand aufflackert, eröffnen diese Szenen den Horizont dafür, trans* Leben in der Vergangenheit jenseits der gewaltvollen Register der Archive vorzustellen, welche diese Personen nur als pathologische Einzelfälle und gescheiterte Subjekte festschreiben. Inmitten all der Gewalt, die sie umgibt und welche sie filmisch konstituiert, scheinen sie Geborgenheit in ihrer Umarmung zu finden. Bevor der Film verboten wurde, eröffnete er für einen kurzen Moment die Möglichkeit, trans* Horizonte auf der Leinwand zu erblicken, die trotz aller sie umgebenden Gewalt affirmativ und zärtlich sind. Die Intimität dieser Gesten hallt bis in die Gegenwart hinein und erlaubt auch mir als forschende Person, die diese Bilder Jahrzehnte später betrachtet, etwas anderes zu fühlen als Verzweiflung

und Trauer. Der sich in MYSTERIUM DES GESCHLECHTS eröffnende Horizont liefert flüchtige Eindrücke erfüllter Leben, die sich der Gewalt der visuellen und medizinischen Archive entziehen.

Abb. 16: Die erhabene Perspektive der Mediziner_innen



Quelle: Filmarchiv Austria

Dennoch ist auch die Intelligibilität dieses Horizonts durch die in diesem Kapitel nachgezeichneten Genealogien medialer Diskurse über »Geschlechtsumwandlung« bedingt. Die damit verbundenen Geschichten der Verquickung von Wissenschaft und Spektakel mit samt ihrer kolonialen und entmenslichenden Gewalt geistern nicht nur durch die dem Film zugrundeliegenden Logiken, ihr Echo manifestiert sich auch am Ende des Films. So führt MYSTERIUM DES GESCHLECHTS die Zuschauer_innen zum Abschluss in den Wiener Wurstelprater, wo die beiden Hauptcharaktere Elisabeth Gärtner und Felix Werkmann ihr erfolgreich absolviertes Medizin-Examen feiern (vgl. Abb. 16). Doch bevor sie in die Kamera winkend mit Kettenkarussell und Hochschaubahn fahren, nehmen die beiden frischen Absolvent_innen die erhabene Perspektive des Wiener Riesenrads ein, die gleichsam symbolisch für die erhabene Perspektive wissenschaftlicher Objektivität entsteht, während sich zu ih-

ren Füßen der Prater als Spielwiese der zu erforschenden »Mysterien des Geschlechts« erstreckt. Das Ende des Films re-etabliert so den dominanten Blick der Medizin und dessen Fähigkeit zu sehen, ohne gesehen zu werden.

Visualisierungen der Moderne zwischen Riesenrad und Labor

Dass ausgerechnet das Wiener Riesenrad sowohl im STEINACH-FILM als auch zehn Jahre später in MYSTERIUM DES GESCHLECHTES so prominent vorkommt, ist bei genauerer Betrachtung weniger verwunderlich. Wie Alexandra Seibel in ihrer Studie *Visions of Vienna* (2017) aufzeigt, waren der Prater und das Wiener Riesenrad beliebte Motive im nationalen und internationalen Film, wobei der Prater häufig als transgressiver Raum sexueller Versuchungen und klassenübergreifender Begegnungen fungierte. Gleichzeitig war, so Seibel, der Prater auch ein beliebter Ort für filmische Repräsentationen der Krise der Moderne sowie eine Kontaktzone, in der Gegenteiliges aufeinandertraf, soziale Beziehungen und neue Freiheiten ausgehandelt wurden (vgl. ebd.: 32). Das Riesenrad wiederum symbolisierte nicht nur Repetition und Zirkularität, sondern war darüber hinaus auch das Symbol der Moderne schlechthin: »Epitomized by the famous Ferris wheel, which was built in 1897 and became the icon of modernity in Vienna, the fairground functioned as a playground for social masquerade and seduction« (Seibel 2017: 25, Herv. i.O.). In beiden hier untersuchten Filmen symbolisiert das Riesenrad aber auch die visuelle Überlegenheit der Wissenschaft – sei es Medizin oder Biologie –, deren objektiver Blick sich vom Labor und Operationssaal metaphorisch auch über die Spektakel des Praters erstreckte. Diese Perspektive, zu der die Zuschauer_innen der Filme eingeladen sind, verspricht die im Prater kondensierten und als krisenhaft verstandenen Körper der »Anderen«, die die soziale Ordnung zu bedrohen schienen, zu demystifizieren, zu ordnen und schlussendlich durch medizinische Intervention in die gesellschaftliche Ordnung einzufügen. Analog zum Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« in Printmedien führten Filme wie DER STEINACH-FILM und MYSTERIUM DES GESCHLECHTES im frühen 20. Jahrhundert zu einer medial vermittelten Neuverhandlung von Geschlecht und dessen Wandelbarkeit, im Zuge derer kulturelle Ängste, die mit Erfahrungen der Moderne und der Veränderung der sozialen Ordnung einhergingen, eingefangen wurden. Homosexuelle, hermaphroditische, alternde, geschlechter-nichtkonforme und behinderte Körper wurden durch die Filme in einer »kurativen Imagination« (Kafer 2014: 27) zusammengebunden, in welcher ihre Zu-

kunft als Teil des modernen Volkskörpers ausschließlich über jene Intervention denkbar wurde, die ihre Queerness, ihre Geschlechtertransgression, ihr Alter und ihre Behinderung gleichermaßen auslöschen sollte – Homosexualität sollte geheilt, eindeutige Geschlechter wiederhergestellt, Behinderungen beseitigt und der Alterungsprozess umgekehrt werden. Nichtsdestotrotz eröffneten diese visuellen Grammatiken für bestimmte Subjekte neue Horizonte, in denen sie sich selbst wiedererkennen konnten und ihre Identität und ihre Körper artikulierbar wurden. Auf entscheidende Weise waren diese Horizonte jedoch von einem klinischen Blick geprägt, der wenig Raum für Identitäten und Körperpraxen jenseits medizinischer Intervention bot.

7. Conclusio: Trans* Modernität provinzialisieren

The past is a very trans place.
—— Beans Velocci, »Denaturing Cisness«,
2024

Am 19. August 1929 verkündete der Wiener Wissenschaftsjournalist Walter Finkler in der *Wiener Sonn- und Montagszeitung*, dass die Einführung eines unbestimmten dritten Geschlechtseintrages schon bald Realität sein würde:

Das ›Geschlecht: unbestimmt‹ wird zu einem amtlich registrierbaren Geschlecht werden. Wer lacht da? Es ist kein Scherz. Der Vorschlag des Wiener Primarius mag absonderlich scheinen, weil er das überkommene Ewig-Gestrige antastet, aber es geht darum, die Tragik der durch eine Laune der Natur verpfuschte Menschenleben zu lindern. Ein Aufrütteln, einige Federstriche am grünen Tisch und es ist vollbracht. (Finkler 1929: 7)

Tatsächlich sollte es noch ein knappes Jahrhundert dauern, bis Finklers Proklamation Realität wurde: Erst seit 2019 ist in Österreich neben »männlich« und »weiblich« auch die Eintragung einer dritten Kategorie möglich, die zunächst mit »divers« betitelt wurde, seit 2020 aber auch als »inter« oder »offen« eingetragen werden kann oder komplett gestrichen werden darf. Diese Entwicklung ist das (vorläufige) Ergebnis eines langen Kampfes von inter* Aktivist_innen um rechtliche Anerkennung (vgl. Jürgen*/Haller 2022), wobei andere zentrale Kernanliegen, wie vor allem der Schutz von intergeschlechtlichen Kindern vor nicht-konsensualen Operationen, bislang nicht umgesetzt wurden. Zudem zeigt ein Blick auf die Wahlprogramme der konservativen und rechtsextremen Parteien anlässlich der österreichischen Nationalratswahlen im Jahr 2024, wie prekär diese Form der rechtlichen Anerkennung ist und wie schnell sie wieder aufgehoben werden könnte. Gemäß dem 2019er Gesetz ist die sogenannte Dritte Option eines amtlichen Geschlechtseintrags nur für je-

ne gedacht, die mit einem medizinischen Gutachten eine körperliche »Variante der Geschlechtsentwicklung« belegen können. Ähnlich wie auch Finklers Kommentar neunzig Jahre zuvor, zielt diese Form der rechtlichen Anerkennung also vor allem auf Personen ab, deren Geschlecht von Mediziner_innen als uneindeutig eingeordnet wird, wobei heute wie damals kein Konsensus darüber herrscht, welche Körper damit gemeint sind, was nicht zuletzt auf die Instabilität der Vorstellung von zwei eindeutig voneinander unterscheidbaren Geschlechtern und die fließenden Grenzen zwischen dem, was wir heute als inter* und trans* Geschichte verstehen würden, hinweist.

Mich interessiert jedoch etwas anderes an Finklers Kommentar. Und zwar gibt er uns einen Einblick in die Art und Weise, wie Geschlecht und dessen Wandelbarkeit zutiefst mit Vorstellungen von Modernität verknüpft waren. Während Finklers Einschätzung sicherlich nicht von all seinen Zeitgenoss_innen geteilt wurde oder gar für wünschenswert erachtet wurde, ist es doch bemerkenswert, dass seine Vision einer geschlechtergerechteren Gesellschaft, die mehr als zwei Geschlechter anerkennt und in der »Geschlechtsumwandlungen« am Menschen zum Alltag gehören, als einen Vorstoß gegen das »Ewig-Gestrige« rahmt. Anerkennung geschlechtlicher Vielfalt und die Wandelbarkeit von Geschlecht markieren den Fortschritt, während das Zweigeschlechtersystem und das Festhalten an dessen binärer Ordnung Finkler als rückständig und veraltet galten.

Das vorliegende Buch hat sich der dieser Anekdote zugrundeliegenden Geschichte gewidmet und dabei ein besonderes Augenmerk auf die koloniale Verflechtungsgeschichte der in der Moderne aufkommenden Diskurse über »Geschlechtsumwandlung« gelegt. Mein Anliegen war es aufzuzeigen, wie die Wandelbarkeit von Geschlecht in rassifizierte Vorstellungen von Modernität und Fortschritt eingebettet war – und womöglich auch weiterhin ist. In Zeiten der zunehmenden Verquickung von Trans-Antagonismus, Anti-Genderismus, Nationalismus, christlichem Fundamentalismus und Rechtsextremismus in Europa und andernorts (vgl. Tudor 2021; Hark/Villa 2015), ist die Untersuchung eben dieser Geschichte und ihrer multiplen Verflechtungen wichtiger denn je. Wir befinden uns, wie SA Smythe (2021) treffend festhält, »on the verge of the racialized tipping point of gender panic, creeping fascism, and the retrenched logics of colonialism and of racial capitalism« (ebd.: 161). Vier Jahre später scheint es mit Blick auf die globale politische Gemengelage sogar so, als sei dieser Wendepunkt bereits überschritten.

Die Produktion von Geschlechterwissen war ein grundlegender Bestandteil sowohl einer sich als modern verstehenden Wissenschaft als auch kolonia-

ler Denkstrukturen, wie ich vor allem in Kapitel 2 anhand der *Novara*-Expedition aufzeigen konnte. Diese verdeutlicht zum einen, dass Österreich in Bezug auf das kollektive Projekt des europäischen Kolonialismus keineswegs neutral, sondern aktiv beteiligt war und sich mitunter als »koloniale Metropole« inszenierte. Zum anderen kann anhand des *Novara*-Werks auch nachvollzogen werden, dass in kolonialen Diskursen, an denen auch österreichische Forschende und Reisende beteiligt waren, Geschlecht als ein zentraler Marker rassifizierter Unterschiede verstanden wurde, wobei »Rasse« geschlechtlich konnotiert, Geschlecht rassifiziert und geschlechtliche Differenziertheit eng mit weißer Überlegenheit verknüpft wurde.

Auseinandersetzungen mit Geschlecht und Sexualität prägten, so das Thema von Kapitel 3, auch die sich im späten 19. Jahrhundert etablierende Sexualwissenschaft. Diese war sowohl von transnationalen Transfers als auch lokalen Eigenheiten geprägt. Insbesondere in Wien war die junge Wissenschaft einerseits in moderne Sexualreformbestrebungen eingebettet und als vielversprechendes neues Wissensgebiet hoch angesehen, andererseits aber auch in einem Feld verortet, das von Antisemitismus, Zensurbestrebungen und Pornografievorwürfen gekennzeichnet war. Anhand des Wiener *Instituts für Sexualforschung* und seinem verlorenen aber bei weitem nicht leeren Archiv konnte diesen vielfältigen Verflechtungen nachgespürt werden.

Parallel zu den Sexualwissenschaften, die vor allem mit dem Sammeln und Kategorisieren geschlechtlicher und sexueller Phänomene befasst war, hat sich im frühen 20. Jahrhundert mit der Endokrinologie eine weitere Wissenschaft etabliert, die Geschlecht als Spektrum begriff. Kapitel 4 folgt Spuren dieser Geschichte, die nach Österreich führen. Eugen Steinachs Arbeiten in der *Biologischen Versuchsanstalt* in Wien trugen zu einer Konzeption von Geschlecht bei, die dies als inhärent instabil und formbar verstand. Durch Drüsen und innere Sekrete beeinflusst, gebe es unzählbare Ausformungen von Geschlecht, wobei, so Steinach, »absolute« Frauen und Männer theoretische Ideale, jedoch keine biologischen Tatsachen seien. Die von Steinach anhand der »Feminisierung« und »Maskulierung« von Ratten und Meerschweinchen abgeleitete Theorie der Wandelbarkeit von Geschlecht machte in Folge medizinische Interventionen zur Geschlechtsangleichung am Menschen – zunächst durch Organtransplantationen und später durch Hormontherapien – möglich. Das, was die Biologie als weiblich und männlich definiert, ist also ebenso historisch kontingent, wie die Vorstellung von Biologie selbst, die weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart eine neutrale oder monolithische Disziplin darstellt/e. Vielmehr ist die Biologie ein mächtiger Wissens- und Wahrheitsapparat, der den Anschein

wissenschaftlicher Objektivität und Eindeutigkeit produziert. So sind auch die von mir untersuchten Materialien immer wieder von Ambivalenzen gekennzeichnet, die deutlich machen, dass die Bemühungen, Geschlecht biologisch zu definieren, immer schon widersprüchliche Bedeutungen hervorbrachten.

Anhand der kolonialen Geografien von Steinachs Labors im Wiener Prater konnte ich darlegen, dass seine Theorien über Geschlecht und dessen Wandelbarkeit zutiefst durch die verwobenen Geschichten von Wissenschaft und Spektakel konstituiert waren, die diesen Ort prägten. Eine Analyse seiner Forschungstexte macht deutlich, dass die endokrinologische Wissensproduktion über Geschlecht zu Beginn des 20. Jahrhunderts zutiefst von kolonialen Diskursen durchzogen war. Dabei lieferten die vermessenen, klassifizierten und zur Schau gestellten Körper rassifizierter »Anderer« ebenso wie die Körper der in der Versuchsanordnung eingesetzten Tiere das »Rohmaterial«. Ebenso wie die Sexualwissenschaft und die jüdischen Forscher am *Institut für Sexualforschung* waren auch Steinachs Forschungen zu Geschlecht und geschlechtlicher Wandelbarkeit mit dem zunehmend antisemitischen und völkischen Klima der österreichischen Zwischenkriegszeit konfrontiert, welches Steinach als »jüdisch« und damit zugleich als von der hegemonialen Geschlechterordnung abweichend markierte (vgl. Stögner 2014). Dies betraf jedoch nicht nur Steinach als Forscher, sondern auch den Inhalt seiner Forschung, welche als Bedrohung für den »deutschen Volkskörper« und dessen patriarchale Zweigeschlechterordnung konstruiert wurde. So war es kein Zufall, dass Steinachs Labor und die *Biologische Versuchsanstalt*, an welcher er gemeinsam mit vorwiegend jüdischen Kolleg_innen arbeitete, bereits kurz nach dem sogenannten österreichischen »Anschluss« an das Deutsche Reich 1938 ins Visier der Nazis geriet und Steinachs Archive zerstört wurden. Wenngleich die Bedeutung von Antisemitismus für den Diskurs über die Wandelbarkeit von Geschlecht nicht im Fokus der vorliegenden Studie steht, deutet sich hier dennoch an, dass das Verhältnis von modernem Antisemitismus, kolonialem Rassismus und Geschlecht im frühen 20. Jahrhundert komplex ist und insbesondere hinsichtlich seiner Verschränkungen im Kontext von trans* Geschichte weiterer Forschung bedarf.¹

Die Steinachs Forschungen durchziehende Logik der Inwertsetzung und Objektifizierung rassifizierter und animalisierter Körper intensivierten sich

1 Laurie Marhoefer (2022) und Heike Bauer (2017) haben hier mit Fokus auf Magnus Hirschfeld bereits zwei wichtige Beiträge geleistet.

in dem medial vermittelten öffentlichen Diskurs über »Geschlechtsumwandlung« im frühen 20. Jahrhundert, wie ich in den abschließenden zwei Kapiteln 5 und 6 anhand von Printmedien und Filmen aufzeige. Innerhalb des diskursiven Geflechts von Modernität und Krise, welches Österreich im frühen 20. Jahrhundert prägte, nahm »Geschlechtsumwandlung« einen ambivalenten Platz ein. Als Errungenschaft der modernen Biowissenschaften reihte sie sich in die Fortschrittserzählungen der Moderne ein, indem sie zugleich die Beherrschung der Natur durch die Wissenschaft als auch das Potenzial der biopolitischen Verbesserung des modernen Menschen ausspielte. Andererseits symbolisierte »Geschlechtsumwandlung« auch die Gefahr, die zur Wende des Jahrhunderts bereits als krisenhaft wahrgenommene Geschlechterordnung noch weiter zu destabilisieren. Die dadurch hervorgerufenen kulturellen Ängste über den Verlust der patriarchalen Zweigeschlechterordnung wurden im öffentlichen Diskurs durch eine Reaktualisierung der ontologischen Gewalt, die zwischen Mensch und Nicht-Mensch unterscheidet, eingefangen. Geschlechtliche Instabilität und Wandelbarkeit wurde dabei vorwiegend als die Eigenschaft rassifizierter Körper und »niederer Tiere« konstruiert. Sie fungierten als Grenzfiguren der die Zweigeschlechterordnung bedrohenden Plastizität von Geschlecht. Nichtsdestotrotz produzierten die medialen Diskurse über die erfolgreich durchgeführten Geschlechtsumwandlungen an »niederen Tieren« und die geschlechtliche Instabilität rassifizierter »Anderer« den gemeinsamen Rahmen, in welchem der Wunsch nach »Geschlechtsumwandlung« intelligibel wurde.

Dabei zeigt sich, dass Personen, die sich strategisch auf diese Diskurse bezogen, um Zugang zu den von ihnen begehrten medizinischen Behandlungen zu erhalten, eine aktive Rolle in der Ausgestaltung der Praxen geschlechtsangleichender Medizin spielten. Zwar sah der dominante biomedizinische Diskurs die Drüsentransplantationen als eine Möglichkeit der Re-Stabilisierung eines zuvor pathologisierten Geschlechts an, da durch die Verpflanzung »gesunder« homologer Drüsen eine Anpassung der Psyche an den Körper hervorgerufen werden sollte. Doch dem entgegen forderten die involvierten Patient_innen in umgekehrter Weise eine Anpassung ihres Körpers an die von ihnen gelebte Geschlechtsidentität. Das Versprechen auf ihre Eingliederung in die weiße, bürgerliche und patriarchale Zweigeschlechterordnung, das durch eine »erfolgreiche Geschlechtsumwandlung« in Aussicht gestellt wurde, gewährte ihnen trotz der damit verbundenen kurzzeitigen Überschreitung der ontologischen Grenzen zwischen »Tier« und »Mensch«, »weiblich«

und »männlich« den Zugang zu den von ihnen geforderten medizinischen Techniken.

Neben den fragmentarischen und anekdotischen Spuren, die diese Subjekte hinterlassen haben, werden die Archive der »Geschlechtsumwandlung« aber auch von kolonialen Geistern heimgesucht. Sie zeigen auf, dass die verflochtenen Geschichten, die sie produziert haben, keineswegs abgeschlossen sind und fordern uns dazu auf, ihre Flüchtigkeit und die Zerbrechlichkeit ihrer Erzählung auszuhalten. Wie ich in Kapitel 1 erkläre, benötigt es Formen des Schreibens, Denkens und Erinnerns, die nicht nur aufmerksam für ontologische Gewalt und historische De-Subjektivierung, sondern auch bereit sind, mit den Geistern der Vergangenheit, ihrem Spuk in der Gegenwart und ihren unaussprechlichen Geschichten zu verharren. Gleichzeitig macht ihr Nachleben, das sich durch das beständige Spuken, Verschwinden und Wiederauftauchen bestimmter Figuren – wie etwa der *Mujerados* – in den Archiven zeigt, auch deutlich, in welchem Ausmaß die biomedizinischen Diskurse und Techniken der »Geschlechtsumwandlung« durch die Kolonialität von Geschlecht (vgl. Lugones 2010) und die zum Schweigen gebrachten Geschichten der Moderne (vgl. Hartman 2008) konstituiert sind. Zusammen produzieren sie die Bedingungen, unter welchen der Wunsch nach medizinischer »Geschlechtsumwandlung« im frühen 20. Jahrhundert intelligibel wurde. Der Zugang zu medizinischen Maßnahmen der »Geschlechtsumwandlung« bedeutete immer auch ein zumindest partieller Zugang zu hegemonialen Konzeptionen von Geschlecht, Klasse, »Rasse« und Gesundheit, kurzum zur modernen/kolonialen Konzeption des Menschen.

Zu Beginn der Studie habe ich die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Markierung von »Rasse« und Geschlecht im Rahmen geschlechtsangleichender Maßnahmen im 21. Jahrhundert und der Geschichte der gewaltvollen Zurschaustellung einer Schwarzen Performerin im Jahr 1896 aufgeworfen. Durch die genaue Auseinandersetzung mit dem historischen Material habe ich diese Zusammenhänge konkretisieren können. Damit ist aber nicht gesagt, dass trans* Subjekte in der Gegenwart, die medizinische Maßnahmen zum Zweck ihrer Transition in Anspruch nehmen, die koloniale entmenslichende Gewalt, die der Geschichte der Wandelbarkeit von Geschlecht im 19. und frühen 20. Jahrhundert zugrunde liegt, reproduzieren oder dass medizinische Transition inhärent rassistisch oder tierquälend sei. Letzteres Argument, verbunden mit der Forderung, dass transitionsbezogene Gesundheitsforschung deshalb unterbunden werden sollten, brachte zuletzt die rechtskonservative US-Kongressabgeordnete Nancy Mace in einer Anhö-

rung vor. Hierbei ist anzumerken, dass Mace, die wiederholt für transantagonistische Aussagen aufgefallen ist, abseits von trans* Medizin nichts gegen den Einsatz von Labortieren beispielsweise in der Erforschung von Krebs oder der Zulassung anderer lebenserhaltender Medikamente einzuwenden hat.² Eine solche Interpretation der hier dargelegten verwobenen Geschichten würde nicht nur eine ungebrochene Kontinuität zwischen Vergangenheit und Gegenwart implizieren, welche die Geschichte ihrer zahlreichen Brüche, Verschiebungen und Widersprüchlichkeiten beraubt. Darüber hinaus würde sie auch das historische wie gegenwärtige Wechselspiel zwischen gewaltvollen medizinischen Diskursen über Geschlecht und deren kolonialer Konstitution einerseits und deren Aneignung durch trans* Subjekte andererseits seiner Komplexität entleeren. Vielmehr noch, und das erscheint mir an dieser Stelle wichtig zu betonen, würde eine solche Interpretation auf einer zutiefst individualisierenden Sichtweise beruhen, die impliziert, dass es eine »unschuldige« Position geben könnte, welche außerhalb jener historischen Gewaltverhältnisse, angesiedelt ist, die die Gegenwart prägen. Hingegen hält Kadji Amin (2018) fest, »there is nothing presumptively ›innocent‹ about the trans subject across time and place« (ebd.: 602). Noch gibt es andere Techniken oder Praktiken des Geschlechts, trans* oder nicht-trans*, die nicht zutiefst durch die Kolonialität der Kategorie Geschlecht und ihre Ko-Konstitution mit »Rasse« geprägt sind (vgl. Snorton 2017; Detournay 2019; Bey 2022).

Diese Annahme leitet auch das Hauptargument meiner Studie, welche *trans* Geschichte* nicht als die Geschichte einzelner historischer Subjekte versteht, deren Identität wir aus gegenwärtiger Perspektive vielleicht als trans*, transgender, transgeschlechtlich oder transsexuell bezeichnen würden, sondern vielmehr als Geschichte jener temporalen, räumlichen und epistemologischen Verflechtungen der Moderne, die Geschlecht als Wissens-kategorie, das Zweigeschlechtersystem als dessen Ordnung und trans* – je nach Perspektive – als Potenzial oder Gefahr der Überschreitung dieser Ordnung, aber auch als realisierte Praxis gelebter Leben hervorgebracht haben. Innerhalb dieser Verflechtungsgeschichte bildet die durch Endokrinologie, Medizin und Sexualwissenschaft geprägte, durch die Medien popularisierte und durch Patient_innen mitgestaltete Idee der »Geschlechtsumwandlung«

2 »Transgender Lab Rats and Poisoned Puppies: Oversight of Taxpayer Funded Animal Cruelty«, Anhörung im US-amerikanischen *Committee on Oversight and Government Reform*, 06. Februar 2025.

durch Drüsentransplantate und deren innersekretorische Wirkung nur einen Knotenpunkt unter vielen – weder deren Ursprung noch deren Endpunkt.

Eine *trans*analytische* Perspektive auf diese Verflechtungsgeschichte fördert jene verdrängten Geschichten und gewaltsamen Ausschlüsse zu Tage, welche Geschlecht und »Geschlechtsumwandlung« mit Bedeutung versehen haben. Meine Studie hat mit Fokus auf Österreich offengelegt, dass die Verschränkung von Geschlecht, »Rasse« und Animalität die Möglichkeitsbedingungen für die Konzeption der Wandelbarkeit von Geschlecht darstellen. Sie hat auch gezeigt, dass Kolonialismus und koloniale Gewalt keine Fußnote, sondern ein zentraler Bestandteil einer *trans** Geschichte der europäischen Moderne sind, die es, angelehnt an Dipesh Chakrabarty (2000), zu provinzialisieren gilt. Während ich diese Geschichte in der vorliegenden Studie zwar immer noch mit Europa, genauer gesagt mit Österreich, im Zentrum erzählt habe, hoffe ich, dass ich die vielfältigen kolonialen Verflechtungen moderner Vorstellungen der Form- und Wandelbarkeit von Geschlecht im Zusammenspiel mit kolonialen Fantasien, Geografien und Praktiken des Messens und Sammelns aufzeigen konnte. Die Entstehung einer diskursiven Formation, die wir *Trans* Modernität* nennen können und die zutiefst mit einem medizinischen Fortschrittsnarrativ verbunden ist, war immer auch von einer Zurückweisung von als »primitiv« konstruierten Geschlechtlichkeiten geprägt. Daher können *trans** Geschichte und Kolonialgeschichte nicht isoliert voneinander betrachtet werden.

Bibliografie

Archivalien

Deutsche Kinemathek – Museum für Film und Fernsehen, Berlin, Schriftgutarchiv
F4797_OT: DER STEINACH-FILM, Kulturabteilung der Universum-Film A.G. Begleitheft zum Film.

Wienbibliothek im Rathaus

Secr-B 1036/2: Nachlass Felix Batsy, Konvolut erotischer Verlagsprospekte und Broschüren: *Sexualkundliches Wissensmagazin. Ein Führer auf dem Gebiete sexualwissenschaftlicher Natur.*

Wiener Stadt- und Landesarchiv (WStLA)

Stiftungen allgemein, A.1.121: Stiftungsurkunde des Instituts für Sexualforschung in Wien, 2O. April 1928.

Schering Archiv, Berlin

Akt B1-276: Pharma – Forschung Hormone, Zeittafel.

Filme

DER STEINACH-FILM (1922) (DE, R: Curt Thomalla)

FREAKS (1932) (USA, R: Tod Browning)

MYSTERIUM DES GESCHLECHTS (1933) (A, R: Lothar Golte und Carl Kurzmayer)

THE LETTER (2019) (A, R: Belinda Kazeem-Kamiński)

FLESHBACKS (2022) (A, R: Belinda Kazeem-Kamiński)

Musik

- MaMuse feat. Thrive Choir (2018): »We Shall Be Known«. Enthalten auf: MaMuse: *Prayers for Freedom*, Track 6.
- Rae Spoon (2008): »Come on Forest Fire Burn the Disco Down«. Enthalten auf: Rae Spoon: *superioryouareinferior*, Track 3.

Primärliteratur

- »Afrika im Prater« (1930, 12. September). In: *Wiener Zeitung*, 3–4.
- »Afrika in Wien« (1930, 10. September). In: *Der Tag*, 12.
- »Alle Frauen dürfen Männerkleider tragen« (1927, 08. Juli). In: *Neues Wiener Journal*, 2–3.
- »Aschanti-N[...]« (1896, 24. Juli). In: *Die Presse*, 4.
- Balázs, Béla (1926 [1924]): *Der sichtbare Mensch: Eine Film-Dramaturgie*. (Zweite Auflage. Halle: Wilhelm Knapp.
- Baltimore City Court of Common Pleas (1855): »Marriage License Application«. *Julia Pastrana Online*, <https://juliapastranaonline.com/items/show/12> [letzter Zugriff am 20. Juli 2021].
- Bartels, Max (1879): »Ueber die Abnorme Behaarung beim Menschen. (Zweiter Aufsatz)«. In: *Zeitschrift für Ethnologie*, Bd. 11, 145–194.
- »Bärtige Frauen« (1904, 10. Februar). In: *Neues Wiener Journal*, 5.
- Benjamin, Harry (1945): »Eugen Steinach, 1861–1944: A Life of Research«. In: *The Scientific Monthly*, Jg. 61, Nr. 6, 427–442.
- Binder, Hans (1933): »Das Verlangen nach Geschlechtsumwandlung«. In: *Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie*, Jg. 143, 84–174.
- Birnbacher, C. (1891): »Ein Fall von conträrer Sexualempfindung vor dem Strafgericht. Mitgetheilt von Dr. C. Birnbacher, Landesgerichtsarzt in Klagenfurt«. In: *Friedreich's Blätter für gerichtliche Medizin und Sanitätspolizei*, Jg. 42, 2–42.
- »Buffalo Bill in Wien« (1906, 30. Mai). In: *(Neuigkeits) Welt Blatt*, 9
- »Circus Renz« (1857, 31. Dezember). In: *Der Humorist*, 4.
- »Cirkus Renz« (1857, 31. Dezember). In: *Ost-deutsche Post*, 2.
- »Das Aschanti-Dorf im Thiergarten« (1896, 28. Juli). In: *Neue Freie Presse*, 7.
- »Das Institut für Sexualforschung« (1931, 14. Januar). In: *Neues Wiener Tagblatt*, 24.

- »Das Programm der Wiener Weltausstellung« (1872a, 01. Januar). In: *Wiener Weltausstellungs-zeitung*, 2–3.
- »Das Programm der Wiener Weltausstellung« (1872b, 10. Januar). In: *Wiener Weltausstellungs-zeitung*, 2–3.
- »Das Programm der Wiener Weltausstellung« (1872c, 16. Januar). In: *Wiener Weltausstellungs-zeitung*, 2–3.
- »Das Vivarium« (1888, 07. Oktober). In: *Kikeriki*, 5.
- Darwin, Charles (1859): *On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle for Life*. London: John Murray.
- Darwin, Charles (1871): *The Descent of Man, and Selection in Relation to Sex*. London: John Murray.
- »Den Wienerinnen ist das Tragen von Männerkleidern gestattet« (1927, 09. Juli). In: *Pilsner Tagblatt*, 3.
- »Der Film ›Mysterien des Geschlechtes‹ verboten!« (1933, 10. Mai). In: *Wiener Allgemeine Zeitung*, 3.
- »Der Steinach-Film in Prag verboten« (1923, 23. März). In: *Prager Tagblatt*, 6.
- »Der wandernde Leichnam« (1877, 24. Mai). In: *Neues Wiener Tagblatt*, 8.
- »Die angeklagte Aschantin[...]« (1896, 15. Oktober) In: *Die Presse*, 15.
- »Die entlarvte ›Gräfin in Männerkleidern‹« (1889, 15. November). In: *Czernowitzer Presse*, 1–2.
- »Die erste Geschlechtsumwandlung am Menschen« (1928, 10. Oktober). In: *Neue Freie Presse*, 6.
- »Die Gattin des Aschantihäuptlings vor Gericht« (1896, 13. Oktober). In: *Die Presse*, 15.
- »Die Gräfin in Männerkleidern« (1889, 07. November). In: *Neues Wiener Tagblatt*, 22.
- »Die neue Saison in Venedig in Wien« (1910, 12. April). In: *Das Vaterland*, 5.
- »Dürfen Frauen Männerkleidung tragen?« (1927, 27. Juli). In: *Badener Zeitung*, 5.
- »Ein bißchen Wunder« (1913, 25. Mai). In: *Neue Freie Presse*, 11.
- »Eine eigenartige Operation« (1931, 22. Mai). In: *Illustrierte Wochenpost*, 2.
- »Eine Frau zum Mann operiert« (1931, 18. Mai). In: *Der Morgen*, 1–2.
- »Eine Gräfin als Mann« (1889, 09. November). In: *Neuigkeits-Welt-Blatt*, 4.
- »Eine Hochstaplerin« (1889, 13. November). In: *Grazer Volksblatt*, 7.
- »Eine seltsame Umwandlung« (1908, 27. Mai). In: *Illustrierte Kronen-Zeitung*, 11.
- »Eine Wiener Malerin, die zum Manne wurde« (1931, 20. Mai). In: *Neues Wiener Journal*, 5.

- »Ein Institut für Sexualforschung in Wien« (1928, 21. Juni). In: *Salzburger Volksblatt*, 10.
- »Ein N[...]dorf im Prater« (1929, 22. September). In: *Der Kuckuck*, 15.
- »Ein Somalidorf in Venedig in Wien« (1910, 10. April). In: *Illustrierte Kronen Zeitung*, 8.
- »Ein Wiener Schmutzwerk in Berlin beschlagnahmt« (1931, 22. März). In: *Reichspost*, 7.
- »Ergebnisse des Sexualeongresses in Berlin« (1926, 27. Oktober). In: *Arbeiter-Zeitung*, 9.
- »Erotik in der Vitrine und im Aktenschrank« (1930, 14. Juli). In: *Der Morgen*, 8.
- »Feuilleton. Kleine Wiener Chronik« (1857a, 25. Dezember). In: *Die Presse*, 1–2.
- »Feuilleton. Kleine Wiener Chronik« (1857b, 29. Dezember). In: *Die Presse*, 1–2.
- »Feuilleton. Ein wandernder Leichnam« (1874, 30. April). In: *Neues Fremden-Blatt*, 1–2.
- Finkler, Walter (1922, 19. Dezember): »Mujerados« In: *Der Tag*, 3.
- Finkler, Walter (1923, 01. Dezember): »Von Tag zu Tag. Das Problem der Geschlechtsbestimmung«. In: *Der Tag*, 3.
- Finkler, Walter (1928a, 29. Januar): »Männer, die Frauen werden. Das Geheimnis der Mujerados«. In: *Neues Wiener Journal*, 7–8.
- Finkler, Walter (1928b, 08. Dezember): »Mann oder Frau? Die erste Geschlechtsumwandlung am Menschen. – Eine Operation Professor Halbans.« In: *Neue Freie Presse*, 5.
- Finkler, Walter (1929, 19. August): »Die Tragik der Geschlechtslosen. Amtliche Einführung des dritten Geschlechtes? – Frauen, die Männer sind«. In: *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung*, 7.
- Finkler, Walter (1930, 31. August): »Vom Vivarium zum Laboratorium Steinachs. Anlässlich der Straßenbenennung nach Dr. Friedrich Knauer«. In: *Neues Wiener Tagblatt*, 10.
- Finkler, Walter (1931, 11. April): »Statt Mann – Mutter! Das Rätsel der Geschlechtsumwandlung. – Ein aufsehenerregender Fall«. In: *Linzer Tages-Post*, 5.
- »Fünfzig vom Senegal« (1929, 07. September). In: *Kleine Volks-Zeitung*, 5.
- Großmann, Stephan (1922, 24. Dezember): »Verjüngungsfilm«. In: *Der Tag*, 5–6.
- Haeckel, Ernst (1868): *Natürliche Schöpfungsgeschichte. Gemeinverständliche wissenschaftliche Vorträge über die Entwicklungslehre im Allgemeinen und diejenige von Darwin, Goethe und Lamarck im Besonderen, über die Anwendung derselben*

- auf den Ursprung des Menschen und andere damit zusammenhängende Grundfragen der Naturwissenschaft. Berlin: Reimer.
- »Hagenbecks Riesen-Raubtierschau« (1909, 09. Oktober). In: *Die Neue Zeitung*, 4.
- Hammond, William A. (1882): »The Disease of the Scythians (Morbus Feminarum) and Certain Analogous Conditions«. In: *American Journal of Neurology and Psychiatry*, Jg. 1, Nr. 3, 339–355.
- Hirschfeld, Magnus (1910): *Die Transvestiten. Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb mit umfangreichem casuistischen und historischen Material*. Berlin: Pulvermacher.
- Hirschfeld, Magnus (1920): *Künstliche Verjüngung, künstliche Geschlechtsumwandlung. Die Entdeckungen Prof. Steinachs und ihre Bedeutung*. Berlin: Johndorff & Co.
- Hirschfeld, Magnus (2006 [1933]): *Weltreise eines Sexualforschers im Jahre 1931/32*. Frankfurt a.M.: Eichborn.
- Holz, Werner (1924): *Kasuistischer Beitrag zum sogenannten Transvestitismus (erotischer Verkleidungstrieb) mit besonderer Berücksichtigung der Aetiologie dieser Erscheinung*. Friedrich-Wilhelm Universität zu Berlin: Dissertation.
- »Im Kroll'schen Establisment...« (1857, 10. November). In: *Tagespost*, 2.
- Institut für Sexualforschung (Hg., 1930): *Bilder-Lexikon der Erotik. Band 3: Sexualwissenschaft*. Wien und Leipzig: Verlag für Kulturforschung.
- »Internationale Jagdausstellung 1910. Ein afrikanisches Dorf in der Jagdausstellung« (1910, 08. April). In: *Deutsches Volksblatt*, 5.
- »Julia Pastrana, die bärtige Tänzerin« (1929, 04. Juli). In: *Salzburger Volksblatt*, 6.
- »Julia, Pastrana, ein Menschenungeheuer« (1857). In: *Die Gartenlaube: illustriertes Familienblatt*, Nr. 48: 657–659.
- Kalbus, Oskar (2005 [1924]): »Der Steinachfilm«. In: *Montage/AV: Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation*, Jg. 14, Nr. 1, 101–105.
- »Kleine Chronik« (1861, 12. Oktober). In: *Die Presse*, 9–10.
- Konta, Robert (1930, 18. Juli) »Hilfe für Sexualverirrte! Die Aufgaben und Ziele des Instituts für Sexualforschung in Wien«. In: *Wiener Allgemeine Zeitung*, 3.
- Krafft-Ebing, Richard von (1894 [1886]): *Psychopathia sexualis. Mit besonderer Berücksichtigung der konträren Sexualempfindung*. Neunte, verbesserte und theilweise vermehrte Auflage. Stuttgart: Enke.
- »Künstliche Geschlechtsumwandlung« (1914, 29. Mai). In: *Deutsches Volksblatt*, 6.

- Loewenstein, Georg (1926): »Die Herrschaft der Drüsen«. In: *Die Koralle. Magazin für alle Freunde von Natur und Technik*, Heft 7, 536–541.
- Marcuse, Max (1916): »Ein Fall von Geschlechtsumwandlungstrieb«. In: *Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie*, VI. Band, 176–192.
- »Miss Pastrana« (1858, 13. Februar). In: *Wiener Medizinische Wochenschrift*, 108–110.
- Mitzriegler, A. (1924, 02. April): »Der Bubenkopf«. In: *Neues Wiener Journal*, 7.
- Müller, Friedrich (1868): *Ethnographie. Auf Grund des von Dr. Karl Scherzer gesammelten Materials*. [= *Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1875, 1878, 1879 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair. Anthropologischer Theil, 3. Abtheilung.*] Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.
- »Notizen. Im Wiener Vivarium« (1891, 12. April). In: *Kikeriki*, 7.
- »Offener Brief der Aschanti-Häuptlingsgattin Jaboley Domei an die Wiener Caricaturen« (1896, 18. Oktober). In: *Wiener Caricaturen*, 3.
- »Olympia-Zirkus-Riesenarena Prater, bei der Rotunde« (1923, 13. Mai). In: *Wiener Morgenzeitung*, 7.
- »Rejuvenation is Filmed. Scientific Work of Dr. Steinach is Shown in Pictures« (1923, 09. Oktober). In: *New York Times*, 17.
- Scherzer, Dr. Karl von (1864): *Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1875, 1878, 1879, unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair. Beschreibender Theil. Volksausgabe. Erster Band*. Wien: Druck und Verlag von Carl Herold's Sohn.
- Steinach, Eugen (1911): »Umstimmung des Geschlechtscharakters bei Säugtieren durch Austausch der Pubertätsdrüsen«. In: *Zentralblatt für Physiologie*, Bd. XXV, Nr. 17, 3–5.
- Steinach, Eugen (1913): »Feminierung von Männchen und Maskulierung von Weibchen«. In: *Zentralblatt für Physiologie*, Bd. XXVII, Nr. 14, 3–9.
- Steinach, Eugen (1916a): »Experimentell erzeugte Zwitterbildungen beim Säugthier«. In: *Mitteilungen aus der Biologischen Versuchsanstalt der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften*, Nr. 19, 1–3.
- Steinach, Eugen (1916b): »Pubertätsdrüsen und Zwitterbildung«. In: *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen*, XLII. Band, 3. Heft, 307–334.
- Steinach, Eugen (1920a): »Histologische Beschaffenheit der Keimdrüse bei homosexuellen Männern«. In: *Archiv für Entwicklungsmechanik der Organismen*, XLVI. Band, 1. Heft, 29–41.
- Steinach, Eugen (1920b): *Verjüngung durch experimentelle Neubelebung der alternen Pubertätsdrüse*. Berlin: Springer.

- Steinach, Eugen/Kammerer, Paul (1920): »Klima und Mannbarkeit«. In: *Archiv für Entwicklungsmechanik*, Nr. 46, 391–458.
- Steinach, Eugen/Kun, Heinrich/Peczenik, Oskar (1936): »Beiträge zur Analyse der Sexualhormonwirkungen. Tierexperimentelle und klinische Untersuchungen«. Sonderabdruck aus der *Wiener klinischen Wochenschrift*, Heft 29, 1–15.
- Steinach, Eugen/Lichtenstern, Robert (1918): »Umstimmung der Homosexualität durch Austausch der Pubertätsdrüsen«. In: *Münchener medizinische Wochenschrift*, Nr. 6, 1–11.
- Steinach, Eugen/Loebel, Josef (1940): *Sex and Life. Forty years of biological and medical experiments*. London: Faber and Faber.
- »Tagesbericht. Die Woche« (1926, 07. März). In: *Wiener Morgenzeitung*, 6.
- »Tagesneuigkeiten« (1858, 14. Februar). In: *Die Neue Zeit*, 2–3.
- Tandler, Julius (1927, 1. Juni): »Fünf Jahre Eheberatungsstelle«. In: *Arbeiter-Zeitung*, 6.
- »Theaternotizen« (1857, 14. November). In: *Oesterreichische Zeitungshalle*, 3.
- »Tiere, die ihr Geschlecht verändern« (1933, 24. Juli). In: *Der Abend*, 13.
- Tietze, Emil (1902): »Rede am Sarg Holub's«. In: *Mitteilungen der k. u. k. Geographischen Gesellschaft in Wien XLV*: 99–100.
- »Umwandlung eines Mannes in eine Frau« (1925, 15. Juli). In: *Die Stunde*, 5.
- »Unser Prater« (1874, 03. Mai). In: *Neuigkeits-Welt-Blatt*, 14.
- »Urheberrecht an erotischen Bildern: Streit um das ›Bilderlexikon der Erotik‹«. In: *Die Stunde*, 25. Juni 1931a, 5.
- »Urheberrecht an erotischen Bildern«. In: *Die Stunde*, 28. Juni 1931b, 4.
- »Vermischte Nachrichten« (1860, 09. Mai). In: *Wiener Zeitung*, 8.
- »Vor dem Richter. N[...]gastspiel« (1928, 11. August). In: *Der Tag*, 6.
- »Was sagen Sie dazu: Frauen dürfen Männerkleider tragen?« (1927, 09. Juli). In: *Die Stunde*, 3.
- Weisbach, Augustin (1867): *Körpermessungen. An Individuen verschiedener Menschenrassen vorgenommen. [= Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1875, 1858, 1859 unter den Befehlen des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair. Anthropologischer Theil, 2. Abtheilung.]* Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.
- »Wer ist Lareine?« (1933, 27. April). In: *Die Stunde*, 3.
- »Zirkus Krone« (1927, 15. April). In: *Neues Wiener Journal*, 10.
- Zuckerkandl, Emil (1875): *Cranien der Novara-Sammlung. [= Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde in den Jahren 1875, 1858, 1859 unter den Befehlen*

des Commodore B. von Wüllerstorff-Urbair. *Anthropologischer Theil, 1. Abtheilung.*] Wien: Kaiserlich-Königliche Hof- und Staatsdruckerei.

Sekundärliteratur

- Aguayo-Orozco, Thania Alejandra et al. (2020): »Generalized hypertrichosis syndrome in Mexico«. In: *American Journal of Medical Genetics*, Jg. 184, Nr. 4, 1014–1022. <https://doi.org/10.1002/ajmg.c.31864>
- Ahmed, Sara (2017): *Living a Feminist Life*. Durham: Duke University Press. <http://doi.org/10.1215/9780822373377>
- Alexander, Ryan M. (2014): »Mexico's »Misnomered Bear Woman«: Science and Spectacle in the Sideshows of Nineteenth-Century Europe«. In: *The Journal of Popular Culture*, Jg. 47, Nr. 2, 262–283. <https://doi.org/10.1111/j.1540-5931.2011.00871.x>
- Alfred, Taiaiake (2017): »It's all about the land«. In: Peter McFarlane und Nicole Schabus (Hg.): *Whose Land is it Anyway? A Manual for Decolonization*. Vancouver: Federation of Post-Secondary Education of BC, 10–13.
- Amin, Kadji (2017): *Disturbing Attachments: Genet, Modern Pederasty, and Queer History*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv122omb1>
- Amin, Kadji (2018): »Glands, Eugenics, and Rejuvenation in Man into Woman. A Biopolitical Genealogy of Transsexuality«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 5, Nr. 4, 589–605. <https://doi.org/10.1215/23289252-7090059>
- Amin, Kadji (2020): »Trans* Plasticity and the Ontology of Race and Species«. In: *Social Text*, Jg. 38, Nr. 2 (143), 49–71. <https://doi.org/10.1215/01642472-8164740>
- Amin, Kadji (2023): »Taxonomically Queer? Sexology and New Queer, Trans, and Asexual Identities«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 29, Nr. 1, 91–107. <https://doi.org/10.1215/10642684-10144435>
- Anderson Barbata, Laura (2017): »The Repatriation Pilgrimage of Julia Pastrana«. In: Laura Anderson Barbata und Donna Wingate (Hg.): *The Eye of the Beholder. Julia Pastrana's Long Journey Home*. Seattle: Lucia Marquand, 131–146.
- Arndt, Susan (2011): »Häuptling«. In: Susan Arndt und Nadja Ofuatey-Alazard (Hg.): *Wie Rassismus aus Wörtern spricht*. Münster: Unrast, 667.

- Arnold, David (2000): »Illusory Riches«: Representations of the Tropical World, 1840–1950«. In: *Singapore Journal of Tropical Geography*. Jg. 21, Nr. 1, 6–18. <https://doi.org/10.1111/1467-9493.00060>
- Arnold, David (2006): *The Tropics and the Traveling Gaze. India, Landscape, and Science, 1800–1856*. Seattle: University of Washington Press.
- Arondekar, Anjali (2005): »Without a Trace. Sexuality and the Colonial Archive«. In: *Journal of the History of Sexuality*, Jg. 14, Nr. 1/2, 10–27. <https://doi.org/10.1353/sex.2006.0001>
- Arondekar, Anjali (2009): *For the Record. On Sexuality and the Colonial Archive in India*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvt11313gb>
- Ashton, Bodie A. (2024): »The Parallel Lives of Liddy Bacroff: Transgender (Pre)History and the Tyranny of the Archive in Twentieth-Century Germany«. In: *German History*, Jg. 42, Nr. 1, 79–100. <https://doi.org/10.1093/gerhis/ghad071>
- Bauer, Heike (Hg., 2015): *Sexology and Translation: Cultural and Scientific Encounters Across the Modern World*. Philadelphia.: Temple University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvrf88r8>
- Bauer, Heike (2017): *The Hirschfeld Archives. Violence, Death, and Modern Queer Culture*. Philadelphia: Temple University Press. https://doi.org/10.26530/oapen_628406
- Baumgartinger, Persson Perry (2013): »Trans* Bewegung Vergessen Erinnern. Die Anfänge der aktuellen Trans* Bewegung in Österreich«. In: Jacob Guggenheimer et al. (Hg.).: »When we were gender...« – Geschlecht erinnern und vergessen. *Analysen von Geschlecht und Gedächtnis in den Gender Studies, Queer-Theorien und feministischen Politiken*. Bielefeld: transcript, 151–164. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839423974.151>
- Baumgartinger, Persson Perry (2017): *Trans Studies. Historische, begriffliche und aktivistische Aspekte*. Wien: Zaglossus.
- Baumgartinger, Persson Perry (2019) *Die staatliche Regulierung von Trans. Der Transsexuellen-Erlass in Österreich (1980–2010). Eine Dispositivgeschichte*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839448540>
- Beauvoir, Simone de (2018 [1949]): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*. Hamburg: Rowohlt.
- Berthier-Folgar, Susanne/Collingwood-Whittick, Sheila/Tolazzi, Sandrine (Hg., 2012): *Biomapping Indigenous Peoples. Towards an Understanding of the Issue*. Amsterdam: Rodopi. <https://doi.org/10.1163/9789401208666>

- Best, Stephen (2011): »Neither Lost nor Found: Slavery and the Visual Archive«. In: *Representations*, Jg. 113, Nr. 1, 150–163. <https://doi.org/10.1525/rep.2011.113.1.150>
- Best, Stephen und Sharon Marcus (2009): »Surface Reading. An Introduction«. In: *Representations*, Jg. 108, Nr. 1, 1–21. <https://doi.org/10.1525/rep.2009.108.1.1>
- Bettivia, Rhiannon S. (2016): »Seeing the Unseen: The Politics and Privileges of Invisibility and Opacity in the Digital Archive«. In: Nuria Rodríguez Ortega, Fátima Díez-Platas und Seppo Kuivakari (Hg.): *Airing the Past. Inquiries into Digital Memories*. Leiden: Brill, 3–11. https://doi.org/10.1163/9781848884953_002
- Bey, Marquis (2017): »The Trans*-ness of Blackness, the Blackness of Trans*-ness«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 4, Nr. 2, 275–295. <https://doi.org/10.1215/23289252-3815069>
- Bey, Marquis (2022): *Cistem Failure. Essays on Blackness and Transgender*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478023036>
- Bhabha, Homi (1992): »The World and Home«. In: *Social Text*, Nr. 31/32, 141–153.
- Boag, Peter (2011): *Re-Dressing America's Frontier Past*. Berkeley: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520949959>
- Bondeson, Jan (1997): *A Cabinet of Medical Curiosities*. Ithaca: Cornell University Press. <https://doi.org/10.7591/9781501733451>
- Bondeson, Jan (2017a): »My Quest for Julia Pastrana's Mummy«. In: Barbata, Laura Anderson/Wingate, Donna (Hg.): *The Eye of the Beholder. Julia Pastrana's Long Journey Home*. Seattle: Lucia Marquand, 67–77.
- Bondeson, Jan (2017b): »The Strange Story of Julia Pastrana«. In: Barbata, Laura Anderson/Wingate, Donna (Hg.): *The Eye of the Beholder. Julia Pastrana's Long Journey Home*. Seattle: Lucia Marquand, 9–24.
- Bondeson, Jan/Miles, A. E. W. (1993): »Julia Pastrana, the nondescript: An example of congenital, generalized hypertrichosis terminalis with gingival hyperplasia«. In: *American Journal of Medical Genetics*, Jg. 47, Nr. 2, 198–212.
- Borgos, Anna (2011): »Sándor/Sarolta Vay. A Gender Bender in Fin de Siècle Hungary«. In: Steven de Zepetnek Tötösy/Vasvári, Louise O. (Hg.): *Comparative Hungarian Cultural Studies*. West Lafayette: Purdue University Press, 220–231. <https://doi.org/10.2307/j.ctt6wq7fz.20>
- Bornstein, Kate (1994): *Gender Outlaw. On Men, Women, and the Rest of Us*. New York: Routledge.
- Brown, Wendy (1995): *States of Injury. Power and Freedom in Late Modernity*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9780691201399>

- Bychowski, M. W. et al. (2018): »Trans*historicités«. A Roundtable Discussion«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 5, Nr. 4, 658–685. <https://doi.org/10.1215/23289252-7090129>
- Bychowski, M. W. (2021): »The Transgender Turn: Eleanor Rykener Speaks Back.« In: LaFleur, Greta, Masha Raskolnikov und Anna Kłosowska (Hg.): *Trans Historical. Gender Plurality Before the Modern*. Ithaca und London: Cornell University Press, 95–113. <https://doi.org/10.7591/cornell/9781501759086.003.0005>
- Caceres, Imayna (2014): »Commemorations to Columbus in Vienna«. URL: <http://www.imaynacaceres.com/2014/10/columbus-and-vienna.html> [letzter Zugriff: 31.07.2020].
- Caceres, Imayna (2020): »References to Columbus in Austria«. URL: <https://www.imaynacaceres.com/2020/06/columbus-falling-down.html> [letzter Zugriff: 31.07.2020].
- Camminga, B (2019): *Transgender Refugees and the Imagined South Africa. Bodies Over Borders and Borders Over Bodies*. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-92669-8>
- cardenas, micha (2022): *Poetic Operations: Trans of Color Art in Digital Media*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478022275>
- Chakrabarty, Dipesh (2000): *Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference*. Princeton: Princeton University Press.
- Chen, Mel Y. (2012) *Animacies. Biopolitics, Racial Mattering, and Queer Affect*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11vc866>
- Chiang, Howard (2018): *After Eunuchs: Science, Medicine, and the Transformation of Sex in Modern China*. New York: Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/chia18578>
- Chiang, Howard (2021): *Transtopia in the Sinophone Pacific*. New York: Columbia University Press. <https://doi.org/10.7312/chia19096>
- Chu, Andrea Long, und Emmett Harsin Drager (2019): »After Trans Studies«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 6, Nr. 1: 103–16. <https://doi.org/10.1215/23289252-7253524>
- Clare, Eli (2009 [1999]): *Exile & Pride. Disability, Queerness and Liberation*. Cambridge: South End Press.
- Coen, Deborah R. (2006): »Living Precisely in Fin-de-Siècle Vienna«. In: *Journal of the History of Biology*, Nr. 39, 493–523. <https://doi.org/10.1007/s10739-006-9101-9>

- Coulthard, Glen Sean (2014): *Red Skin, White Masks. Rejecting the Colonial Politics of Recognition*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/minnesota/9780816679645.001.0001>
- Crenshaw, Kimberlé (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«. In: *The University of Chicago Legal Forum*, Jg. 1989, Nr. 1, 139–167.
- Dame-Griff, Avery (2023): *The Two Revolutions: A History of the Transgender Internet*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479818327.001.0001>
- Dederich, Markus (2007): *Körper, Kultur und Behinderung. Eine Einführung in die Disability Studies*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839406410>
- Derrida, Jacques (1996): *Archive Fever. A Freudian Impression*. Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.2307/465144>
- de Silva, Adrian (2018): *Negotiating the Borders of the Gender Regime, Developments and Debates on Trans(sexuality) in the Federal Republic of Germany*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839444412>
- Detournay, Diane (2019): »The Racial Life of »Cisgender«: Reflections on Sex, Gender and the Body«. In: *Parallax*, Jg. 25, Nr. 1, 58–74. <https://doi.org/10.1080/13534645.2019.1570606>
- Devor, Aaron H./Matte, Nicholas (2004): »ONE Inc. and Reed Erickson. The Uneasy Collaboration of Gay and Trans Activism, 1964–2003«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 10, Nr. 2, 179–209. <https://doi.org/10.1215/10642684-10-2-179>
- Devor, Aaron H./Wilson, Lara (2015): »Putting Trans* History on the Shelves. The Transgender Archives at the University of Victoria, Canada«. In: Amy L. Stone und Jamie Cantrell (Hg.): *Out of the Closet, Into the Archives. Researching Sexual Histories*. Albany: SUNY Press, 255–267. <https://doi.org/10.1515/9781438459059-014>
- DeVun, Leah/Tortorici, Zeb (2018): »Trans, Time, and History«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 5, Nr. 4, 518–539. <https://doi.org/10.1215/23289252-7090003>
- Dietrich, Anette (2007): *Weiße Weiblichkeit. Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht im deutschen Kolonialismus*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839408070>

- Dinshaw, Carolyn (1999): *Getting Medieval. Sexualities and Communities, Pre- and Postmodern*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11sn2m8>
- dos Santos Pinto, Jovita (2013): »Spuren. Eine Geschichte Schwarzer Frauen in der Schweiz«. In: Berlowitz, Shelley/Joris, Elisabeth/Meierhofer-Mangeli, Zeedah (Hg.): *Terra incognita? Der Treffpunkt Schwarzer Frauen in Zürich*. Zürich: Limmat Verlag, 143–185.
- Driskill, Qwo-Li et al. (2011): »Introduction«. In: Qwo-Li Driskil et al. (Hg.): *Queer Indigenous Studies. Critical Interventions in Theory, Politics, and Literature*. Tucson: The University of Arizona Press, 1–28. <https://doi.org/10.1558/bsor.v40i3.001>
- Driver, Felix/Yeoh, Brenda S.A. (2000): »Constructing the Tropics: Introduction«. In: *Singapore Journal of Tropical Geography*, Jg. 21, Nr. 1, 1–5. <https://doi.org/10.1111/1467-9493.00059>
- Eckert, Andreas/Randeria, Shalini (2009): »Geteilte Globalisierung«. In: Randeria, Shalini/Eckert, Andreas (Hg.): *Vom Imperialismus zum Empire*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 9–33.
- Eckert, Lena (2016): *Intersexualization. The Clinic and the Colony*. New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315639468>
- El-Tayeb, Fatima (2011): *European Others. Queering Ethnicity in Postnational Europe*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/minnesota/9780816670154.001.0001>
- El-Tayeb, Fatima (2016): *Undeutsch. Die Konstruktion des Anderen in der postmigrantischen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839430743>
- Fabian, Johannes (2004 [1983]): *Time and the Other. How Anthropology Makes Its Object*. New York: Columbia University Press.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the body. Gender Politics & the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.
- Fausto-Sterling, Anne (2005): »The Bare Bones of Sex: Part 1 – Sex and Gender«. In: *Signs*, Jg. 30, Nr. 2, 1491–1527. <https://doi.org/10.1086/424932>
- Fausto-Sterling, Anne (2008): »The Bare Bones of Race«. In: *Social Studies of Science*, Jg. 38, Nr. 5, 657–694. <https://doi.org/10.1177/0306312708091925>
- Feichtinger, Johannes (2003): »Habsburg (post)-colonial. Anmerkungen zur Inneren Kolonisierung in Zentraleuropa«. In: Feichtinger, Johannes/Prutsch, Ursula/Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck: StudienVerlag, 13–31.

- Feinberg, Leslie (1996): *Transgender Warriors. Making History from Joan of Arc to RuPaul*. Boston: Beacon Press.
- Flach, Sabine (2005): »Zwischen Norm und Abweichung. Medizinische Körperdarstellungen im Kulturfilm der Ufa«. In: Cowan, Michael/Sicks, Kai Marcel (Hg.): *Leibhaftige Moderne. Körper und Kunst in Massenmedien 1918 bis 1933*. Bielefeld: transcript, 305–321. <https://doi.org/10.1515/9783839402887-019>
- Foucault, Michel (1983 [1976]): *Sexualität und Wahrheit. Erster Band: Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992 [1990]): *Was ist Kritik?* Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (2009 [1971]): »Nietzsche, die Genealogie, die Historie«. In: Defert, Daniel/Ewald, François (Hg.): *Michel Foucault. Geometrie des Verfahrens*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 181–205.
- Fraser, Nancy (1990): »Rethinking the Public Sphere: A Contribution to the Critique of Actually Existing Democracy«. In: *Social Text*, Nr. 25/26, 56–80. <https://doi.org/10.2307/466240>
- Freeman, Elizabeth (2010): *Time Binds. Queer Temporalities, Queer Histories*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822393184>
- Fuchs, Brigitte (2003): »Rasse«, »Volk«, Geschlecht. *Anthropologische Diskurse in Österreich 1850–1960*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Fuechtner, Veronika/Haynes, Douglas E./Jones, Ryan M. (2018, Hg.): *A Global History of Sexual Science, 1880–1960*. Oakland: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/california/9780520293373.001.0001>
- Funke, Jana (2015): »Navigating the Past: Sexuality, Race, and the Uses of the Primitive in Magnus Hirschfeld's The World Journey of a Sexologist«. In: Fisher, Kate/Langlands, Rebecca (Hg.): *Sex, Knowledge, and Receptions of the Past*, Oxford: Oxford University Press, 111–134. <https://doi.org/10.1093/acprof:oso/9780199660513.003.0006>
- Füty, Tamás Jules (2019): *Gender und Biopolitik. Normative und intersektionale Gewalt gegen Trans* Menschen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839446294>
- G., Gloria (2001): »Queer Durch. Körperpolitik in Österreich am Beispiel Transgender: Von Lesbenknaben, phallischen Frauen, Genderbenders, ÜberläuferInnen des Geschlechts«. In: Förster, Wolfgang/Natter, Tobias G./Rieder, Ines (Hg.): *Der andere Blick. Lesbischwules Leben in Österreich. Eine Kulturgeschichte*. Wien: MA 57 – Frauenförderung und Koordination von Frauenangelegenheiten, 271–281.

- Garde, Jonah I. (2021): »Provincializing Trans* Modernity. Asterisked Histories and Multiple Horizons in Der Steinachfilm«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 8, Nr. 2, 207–222. <https://doi.org/10.1215/23289252-8890551>
- Garde, Jonah I./Harder, Simon Noa (2021): »Ansätze für trans*formative Pädagogiken. Ein Gespräch«. In: Dankwa, Serena O. et al. (Hg.): *Bildung.Macht.Diversität. Critical Diversity Literacy im Hochschulraum*. Bielefeld: transcript, 211–224. <https://doi.org/10.1515/9783839458266-014>
- Garland-Thomson, Rosemarie (1996): »Introduction: From Wonder to Error. A Genealogy of Freak Discourse in Modernity.« In: Dies. (Hg.): *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*. New York/: New York University Press, 1–19.
- Garland-Thomson, Rosemarie (2017): »Julia Pastrana, the »extraordinary lady«. In: *ALTER, European Journal of Disability Research*, Jg. 11, Nr. 1, 35–49. <https://doi.org/10.1016/j.alter.2016.12.001>
- George, Alys X. (2018): »Anatomy for All: Medical Knowledge on Fairground in Fin-de-Siècle Vienna«. In: *Central European History*, Jg. 51, Nr. 4, 535–562. <https://doi.org/10.1017/S0008938918000729>
- George, Alys X. (2020): *The Naked Truth. Viennese Modernism and the Body*. Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226695006.001.0001>
- Gill-Peterson, Jules (2014): »The Technical Capacities of the Body. Assembling Race, Technology, and Transgender«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 1, Nr. 3, 402–418. <https://doi.org/10.1215/23289252-2685660>
- Gill-Peterson, Jules (2017): »Implanting Plasticity into Sex and Trans/Gender. Animal and Child Metaphors in the History of Endocrinology«. In: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities*. Jg. 22, Nr. 2, 47–60. <https://doi.org/10.1080/0969725X.2017.1322818>
- Gill-Peterson, Jules (2018a): *Histories of the Transgender Child*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctv75d87g>
- Gill-Peterson, Jules (2018b): »Trans of Color Critique before Transsexuality«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 5, Nr. 4, 606–620. <https://doi.org/10.1215/23289252-7090073>
- Gill-Peterson, Jules (2024): *A Short History of Trans Misogyny*. London: Verso.
- Glissant, Édouard (1997): *Poetics of Relation*. Ann Arbor: University of Michigan Press. <https://doi.org/10.3998/mpub.10257>
- Gordon, Avery F. (2008 [1997]): *Ghostly Matters. Haunting and the Sociological Imagination*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

- Gramlich, Naomie (2020): »Feministisches Spekulieren. Einigen Pfaden folgen«. In: Angerer, Marie-Luise/Gramlich, Naomie (Hg.): *Feministisches Spekulieren. Genealogien, Narrationen, Zeitlichkeiten*. Berlin: Kadmos, 9–29.
- Green, Kai M. (2016): »Troubling the Waters. Mobilizing a Trans* Analytic«. In: E. Patrick Johnson (Hg.): *No Tea, No Shade. New Writings in Black Queer Studies*. Durham: Duke University Press, 65–82. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11smv8r.8>
- Gumbs, Alexis Pauline (2020): *Undrowned. Black Feminist Lessons from Marine Mammals*. : AK Press. <https://doi.org/10.3898/SOUN.78.01.2021>
- Gust, Onni (2024): »Of Mermaids and Monsters: Transgender History and the Boundaries of the Human in Eighteenth- and Early-nineteenth-century Britain«. In: *Gender & History*, Jg. 36, Nr. 1: 112–129. <https://doi.org/10.1111/1468-0424.12769>
- Hacker, Hanna (2015): *Frauen* und Freundinnen*. Lesarten »weiblicher Homosexualität« Österreich, 1870–1938*. Wien: Zaglossus.
- Hämmerle, Christa (2014): *Heimat/Front: Geschlechtergeschichte/n des Ersten Weltkriegs in Österreich-Ungarn*. Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.7767/boehlau.9783205790693>
- Halberstam, Jack (2018): *Trans*. A Quick and Quirky Account of Gender Variability*. Oakland: University of California Press. <https://doi.org/10.1525/9780520966109>
- Hall, Stuart (1992): »Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht«. In: Ders.: *Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2*. Hamburg: Argument, 137–179.
- Hamilton, David (1986): *The Monkey Gland Affair*. London: Chatto & Windus.
- Hamlin, Kimberly A. (2011): »The »Case of the Bearded Women«: Hypertrichosis and the Construction of Gender in the Age of Darwin«. In: *American Quarterly*, Jg. 63, Nr. 4, 955–981. <https://doi.org/10.1353/aq.2011.0051>
- Hansson, Nils et al. (2020): »He Gave Us the Cornerstone of Sexual Medicine«: A Nobel Plan but No Nobel Prize for Eugen Steinach.« In: *Urologia Internationalis*, Jg. 104, Nr. 7–8, 501–509. <https://doi.org/10.1159/000506235>.
- Haraway, Donna J. (1988): »Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective«. In: *Feminist Studies*, Jg. 14, Nr. 3, 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Haraway, Donna J. (2016): *Staying With the Trouble: Making Kin in the Chthulucene*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11cw25q>

- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg., 2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839431443>
- Hartman, Saidiya (1997): *Scenes of Subjection. Terror, Slavery, and Self-Making in Nineteenth-Century America*. New York: Oxford University Press.
- Hartman, Saidiya (2008): »Venus in Two Acts«. In: *Small Axe*, Jg. 12, Nr. 2, 1–14. <https://doi.org/10.1215/-12-2-1>
- Haschemi Yekani, Elahe (2021): *Familial Feeling. Entangled Tonalities in Early Black Atlantic Writing and the Rise of the British Novel*. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-030-58641-6>
- Hayward, Eva (2008): »More Lessons from a Starfish: Prefixial Flesh and Transspeciated Selves«. In: *WSQ: Women's Studies Quarterly*, Jg. 36, Nr. 3 & 4, 64–85. <https://doi.org/10.1353/wsqr.0.0099>
- Hayward, Eva (2011): »Spider City Sex«. In: *Women & Performance: A Journal of Feminist Theory*, Jg. 20, Nr. 3, 225–251. <https://doi.org/10.1080/0740770X.2010.529244>
- Hayward, Eva (2017): »Don't Exist«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 4, Nr. 2, 191–194. <https://doi.org/10.1215/23289252-3814985>
- Hayward, Eva/Gossett, Che (2017): »The Impossibility of That«. In: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities*, Jg. 22, Nr. 2, 15–24. <https://doi.org/10.1080/0969725X.2017.1322814>
- Hayward, Eva/Weinstein, Jamie (2015): »Introduction. Transanimalities in the Age of Trans* Life«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 2, Nr. 2, 195–208. <https://doi.org/10.1215/23289252-2867446>
- Herrn, Rainer (1997): »Die Darstellung des Arztes in zwei frühen Sexualaufklärungsfilmern«. In: Phillips-Krug, Jutta/Hausheer, Cecilia (Hg.): *Frankensteins Kinder. Film und Medizin*. Ostfildern-Ruit: Cantz, 55–65.
- Herrn, Rainer (2005): *Schnittmuster des Geschlechts. Transvestitismus und Transsexualität in der frühen Sexualwissenschaft*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- Herrn, Rainer (2008): »Geschlecht als Option: Selbstversuche und medizinische Experimente zur Geschlechtsumwandlung im frühen 20. Jahrhundert«. In: Pethes, Nicolas/Schick Tanz, Silke (Hg.): *Sexualität als Experiment. Identität, Lust und Reproduktion zwischen Science und Fiction*. Frankfurt a.M.: Campus, 45–70.
- Herrn, Rainer (Hg., 2016): *Das 3. Geschlecht. Reprint der 1930–1932 erschienenen Zeitschrift für Transvestiten*. Hamburg: Männerschwarm.

- Herrn, Rainer/Brinckmann, Christine N. (2005): »Von Ratten und Männern. Der Steinach-Film«. In: *Montage/AV: Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation*, Jg. 14, Nr. 2, 78–100.
- Herzig, Rebecca M. (2015): *Plucked. A History of Hair Removal*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479840250.001.0001>
- Herzog, Dagmar (2007): »Sexuality in Twentieth-Century Austria: An Introduction«. In: Bischof, Günter/Pelinka, Anton/Herzog, Dagmar (Hg.): *Sexuality in Austria*. (= Contemporary Austrian Studies, Jg. 15). New Brunswick: Transaction, 7–20. <https://doi.org/10.4324/9781315129273-1>
- Heyam, Kit (2022): *Before We Were Trans: A New History of Gender*. New York: Seal Press.
- Hill, Daryl B. (2005): »Sexuality and Gender in Hirschfeld's Die Transvestiten: A Case of the ›Elusive Evidence of the Ordinary‹«. In: *Journal of the History of Sexuality*, Jg. 14, Nr. 3, 316–332.
- Hirschauer, Stefan (1992): »Hermaphroditen, Homosexuelle und Geschlechtswechsler – Transsexualität als historisches Projekt«. In: Pfäfflin, Friedeman/Junge, Astrid (Hg.): *Geschlechtsumwandlung. Abhandlungen zur Transsexualität*. Stuttgart: Schattauer, 55–94.
- Hofer, Veronika (2002): »Rudolf Goldscheid, Paul Kammerer und die Biologen des Prater-Vivariums in der liberalen Volksbildung der Wiener Moderne«. In: Ash, Mitchell G./Stifter, Christian H. (Hg.): *Wissenschaft, Politik, Öffentlichkeit. Von der Wiener Moderne bis zur Gegenwart*. Wien: WUV.
- Hoffmann, Anette (2020): *Kolonialgeschichte hören. Das Echo gewaltsamer Wissensproduktion in historischen Tondokumenten aus dem südlichen Afrika*. Wien: Mandelbaum.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Mensch und das Weib, 1750–1850*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Horn, Eva (2016): »Klimatologie um 1800. Zur Genealogie des Anthropozäns«. In: *ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 1/2016, 87–102. <https://doi.org/10.14361/zfk-2016-0107>
- Jackson, Zakkiyah Iman (2020): *Becoming Human. Matter and Meaning in an Antiracist World*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479873623.001.0001>
- Jespersen, Jamey (2024): »Trans Misogyny in the Colonial Archive: Re-membering Trans Feminine Life and Death in New Spain, 1604–1821«. In: *Gender & History*, Jg. 36, Nr. 1: 91–111. <https://doi.org/10.1111/1468-0424.12733>

- Jesperson, Jamey/Pihlak, Chris Aino (2023): »Trans Histories by Trans Historians. Special Issue Editor's Introduction«. In: *The Graduate History Review*, Jg. 12 (Fall 2023), i-ix. <https://doi.org/10.18357/ghr12202321583>
- Johnston-Arthur, Araba Evelyn (2009): »...um die Leiche des verstorbenen M[.]en Soliman ...«. Strategien der Entherzigung, Dekolonisation und Dekonstruktion österreichischer Neutralitäten«. In: Kazeem, Belinda/Martinz-Turek, Charlotte/Sternfeld, Nora (Hg.): *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*. Wien: Turia + Kant, 11–41.
- Johnston-Arthur, Araba Evelyn (2016): »Es ist Zeit der Geschichte selbst eine Gestalt zu geben...«. Strategien der Entkolonisierung und Ermächtigung im Kontext moderner afrikanischer Diaspora in Österreich«. In: Nghi Ha, Kien/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorekar, Sheila (Hg.): *re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland*. Münster: Unrast, 423–444.
- Jürgen*, Alex/Haller, Paul (2022): »Naja, das hat es schon gebraucht: Über Inter*-Aktivismus und den Kampf für die dritte Option«. In: Pertl, Luan/Haller, Paul/Ponzer, Tinou (Hg.): *Inter* Pride: Perspektiven aus einer weltweiten Menschenrechtsbewegung*. Hiddensee: w_orten & meer, 75–84.
- Kahan, Benjamin/LaFleur, Greta (2023): »How to Do the History of Sexual Science«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 29, Nr. 1: 1–12. <https://doi.org/10.1215/10642684-10144350>
- Kaldy-Karo, Robert (2013): »Miss Julia Pastrana. Ein Mensch als internationales Ausstellungsobjekt«. In: Peter, Birgit/Kaldy-Karo, Robert (Hg.): *Artistenleben auf vergessenen Wegen. Eine Spurensuche in Wien*. Wien: Lit, 199–214.
- Kaldy-Karo, Robert/Marschall, Clemens (2017): *Der Wiener Prater. Eine Kultur- und Sittengeschichte. Mit historischen Landkarten für eigene Streifzüge*. Wien: Klever.
- Kazeem, Belinda (2009): »Die Zukunft der Besitzenden. Oder fortwährende Verstrickungen in neokoloniale Argumentationsmuster«. In: Kazeem, Belinda/Martinz-Turek, Charlotte/Sternfeld, Nora (Hg.): *Das Unbehagen im Museum. Postkoloniale Museologien*. Wien: Turia + Kant, 43–59.
- Kazeem-Kaminski, Belinda (2018): »Unearthing. In Conversation. On Listening and Caring«. In: *Critical Ethnic Studies*, Jg. 4, Nr. 2, 75–99. <https://doi.org/10.5749/jcritethnstud.4.2.0075>
- Keegan, Cael M./Horak, Laura/Steinbock, Eliza (2018): »Cinematic/Trans* Bodies Now (and Then, and to Come)«. In: *Somatechnics*, Jg. 8, Nr. 1, 1–13. <https://doi.org/10.3366/soma.2018.0233>

- Knellwolf King, Christa (2009): »The Novara Expedition and the Imperialist Messages of Exploration Literature«. In: Knellwolf King, Christa/Rubik, Margarete (Hg.): *Stories of Empire: Narrative Strategies for the Legitimation of an Imperial World*. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier, 157–176.
- Kniefacz, Katharina (2019): »Frauen an der Universität Wien 1878–2015«. URL: <https://geschichte.univie.ac.at/de/themen/frauen-der-universitat-wien> [letzter Zugriff: 25.12.2020].
- Kowal, Emma/Radin, Joanna/Reardon, Jenny (2013): »Indigenous body parts, mutating temporalities, and the half-lives of postcolonial technoscience«. In: *Social Studies of Science*, Jg. 43, Nr. 4, 465–483. <https://doi.org/10.1177/0306312713490843>
- Krobb, Florian (2012): »Austrian Encounters in Colonial Space: Introduction«. In: *Austrian Studies*, Jg. 20, Colonial Austria: Austria and the Overseas, 1–4. <https://doi.org/10.1353/aus.2012.0013>
- Kühl, Richard (2024): »Arbeit an der Momentalisierung der sexuellen Moderne. Geschichte des Instituts für Sexualforschung in Wien (1928–1932) – ein Versuch«. In: Kühl, Richard/Link, Daniela/Heiberger, Lisa (Hg.): *Sexualitäten und Geschlechter. Historische Perspektiven im Wandel*. Bielefeld: transcript, 195–232.
- Kunsthalle Wien (Hg., 2021): *Belinda Kazeem-Kamiński*. (Ausstellungskatalog). Wien.
- Kuppers, Petra (2007): »The Anarcha Project: Performing in the Medical Plantation«. In: Sarker, Sonita (Hg.): *Sustainable Feminisms* (= Advances in Gender Research, Jg. 11). Bingley: Emerald, 127–141. [https://doi.org/10.1016/S1529-2126\(07\)11007-9](https://doi.org/10.1016/S1529-2126(07)11007-9)
- LaFleur, Greta/Raskolnikov, Masha/Kłosowski, Anna (2021): »Introduction: The Benefits of Being Trans Historical«. In: LaFleur, Greta/Raskolnikov, Masha/Kłosowski, Anna (Hg.): *Trans Historical: Gender Plurality Before the Modern*. Ithaca und London: Cornell University Press, 1–23. <https://doi.org/10.7591/cornell/9781501759086.003.0001>
- Lang, Birgit (2010): »Die Erotik in der Photographie: Zum Habitus der Sexualwissenschaftlern«. In: *LiTheS: Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie*, Nr. 5, 5–24.
- Legassick, Martin/Rasool, Ciraj (2000): *Skeletons in the Cupboard. South African Museums and the Trade in Human Remains 1907–1917*. Cape Town: South African Museum.

- Leo, Brooklyn (2020): »The Colonial/Modern [Cis]Gender System and Trans World Traveling«. In: *Hypatia*, Jg. 35, Nr. 3, 454–474. <https://doi.org/10.1017/hyp.2020.27>
- Lewis, Abram J. (2014): »I Am 64 and Paul McCartney Doesn't Care«. The Haunting of the Transgender Archive and the Challenges of Queer History«. In: *Radical History Review*, Nr. 120, 13–34. <https://doi.org/10.1215/01636545-2703697>
- Lili-Elbe-Bibliothek (2020): »Diskretion: Ein albernes Ding«. URL: [http://lili-elbe.de/blog/2020/01/diskretion-albernes-ding-leopold-zahn/\[letzter Zugriff: 10.08.2022\]](http://lili-elbe.de/blog/2020/01/diskretion-albernes-ding-leopold-zahn/[letzter Zugriff: 10.08.2022]).
- Livingstone, David N. (2003): *Putting Science in Its Place. Geographies of Scientific Knowledge*. Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226487243.001.0001>
- Logan, Cheryl A. (2007): »Overheated Rats, Race, and the Double Gland: Paul Kammerer, Endocrinology and the Problem of Somatic Induction«. In: *Journal of the History of Biology*, Nr. 40, 683–725. <https://doi.org/10.1007/s10739-007-9130-z>
- Logan, Cheryl A. (2013): *Hormones, Hereditary, and Race. Spectacular Failure in Interwar Vienna*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Loidl, Simon (2017): »Europa ist zu enge geworden«. *Kolonialpropaganda in Österreich-Ungarn 1885 bis 1918*. Wien: Promedia.
- Love, Heather (2007): *Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Lugones, María (2007): »Heterosexuality and the Colonial/Modern Gender System«. In: *Hypatia*, Jg. 22, Nr. 1, 186–209. <https://doi.org/10.1353/hyp.2006.0067>
- Lugones, María (2010): »Toward a Decolonial Feminism«. In: *Hypatia*, Jg. 25, Nr. 4, 742–759. <https://doi.org/10.1111/j.1527-2001.2010.01137.x>
- Ludwig, Gundula (2014): *Geschlecht, Macht, Staat. Feministische staats-theoretische Interventionen*. Opladen: Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0c45>
- Mak, Geertje (1998): »»Passing Women« im Sprechzimmer von Magnus Hirschfeld«. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, Jg. 9, Nr. 3, 384–399.
- Mak, Geertje (2004): »Sandor/Sarolta Vay: From Passing Woman to Sexual Invert«. In: *Journal of Women's History*, Jg. 16, Nr. 1, 54–77. <https://doi.org/10.1353/jowh.2004.0030>

- Makela, Maria (2015): »Rejuvenation and Regen(d)eration: Der Steinachfilm, Sex Glands, and Weimar-Era Visual and Literary Culture«. In: *German Studies Review*, Jg. 38, Nr. 1, 35–62. <https://doi.org/10.1353/gsr.2015.0031>
- Malatino, Hil (2019): *Queer Embodiment: Monstrosity, Medical Violence, and Intersex Experience*. Lincoln: University of Nebraska Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctvckq9pv>
- Malatino, Hil (2020): *Trans Care*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/j.ctv17mr14>
- Manion, Jen (2020): *Female Husbands: A Trans History*. Cambridge: Cambridge University Press. <https://doi.org/10.1017/9781108652834>
- Marhoefer, Laurie (2015): »The book was a revelation, I recognized myself in it«: Lesbian Sexuality, Censorship, and the Queer Press in Weimar-Era Germany«. In: *Journal of Women's History*, Jg. 27, Nr. 2, 62–86. <https://doi.org/10.1353/jowh.2015.0016>
- Marhoefer, Laurie (2019): »Was the Homosexual Made White? Race, Empire, and Analogy in Gay and Trans Thought in Twentieth-Century Germany«. In: *Gender & History*, Jg. 31, Nr. 1, 91–114. <https://doi.org/10.1111/1468-0424.12411>
- Marhoefer, Laurie (2022): *Racism and the Making of Gay Rights. A Sexologist, His Student, and the Empire of Queer Love*. Toronto: University of Toronto Press. <https://doi.org/10.3138/9781487532741>
- Marhoefer, Laurie (2023): »Transgender Life and Persecution under the Nazi State: Gutachten on the Vollbrecht Case«. In: *Central European History*, Jg. 56, Nr. 4, 595–601. <https://doi.org/10.1017/S0008938923000468>
- Márquez-Grant, Nicholas (2017): »The Repatriation of Julia Pastrana: Scientific and Ethical Dilemmas«. In: Laura Anderson Barbata und Donna Wingate (Hg.): *The Eye of the Beholder. Julia Pastrana's Long Journey Home*. Seattle: Lucia Marquand, 101–114.
- Márquez-Grant, Nicholas (2020): »What happened to the body of Julia Pastrana (1834–1860)? Addressing ethical issues and human remains«. In: *Forensic Science International: Reports*, Jg. 2, 1–3. <https://doi.org/10.1016/j.fsir.2020.100103>
- Marschik, Matthias/Spitaler, Georg (2015): *Leo Schidrowitz. Autor und Verleger, Sexualforscher und Sportfunktionär* (= Jüdische Miniaturen, Band 167). Berlin: Hentrich & Hentrich.
- Mattl, Siegfried/Schwarz, Werner Michael (2004): »Utopia des ›zeitlos Popularen««. In: Mattl, Siegfried/Müller-Richter, Klaus/Schwarz, Werner Michael (Hg.): *Felix Salten: Wurstelprater*. Wien: Promedia, 127–146.

- Mauthner-Weber, Susanne (1995): *Venuswege. Ein erotischer Führer durch das alte Wien*. Wien: Promedia.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather. Race, Gender, Sexuality and the Colonial Contest*. New York: Routledge.
- McEwen, Britta (2012): *Sexual Knowledge: Feeling, Fact, and Social Reform in Vienna, 1900–1934*. New York: Berghahn Books.
- McKittrick, Katherine (2014): »Mathematics Black Life«. In: *The Black Scholar*, Jg. 44, Nr. 2, 16–28. <https://doi.org/10.1080/00064246.2014.11413684>
- Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef (2016): »Die Tagespresse der franzisko-josephinischen Ära«. In: Karmasin, Matthias/Oggolder, Christian (Hg.): *Österreichische Mediengeschichte. Band 1: Von den frühen Drucken zur Ausdifferenzierung des Mediensystems (1500 bis 1918)*. Wiesbaden: Springer, 167–192. https://doi.org/10.1007/978-3-658-11008-6_9
- Melischek, Gabriele/Seethaler, Josef (2019): »Die österreichische Tagespresse der Ersten Republik«. In: Karmasin, Matthias/Oggolder, Christian (Hg.): *Österreichische Mediengeschichte. Band 2: Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Wiesbaden: Springer, 7–36. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23421-8_2
- Mesner, Maria (2007): »Educating Reasonable Lovers: Sex Counseling in Austria in the First Half of the Twentieth Century«. In: Bischof, Günter/Pelinka, Anton/Herzog, Dagmar (Hg.): *Sexuality in Austria*. (= Contemporary Austrian Studies, Jg. 15). New Brunswick: Transaction, 48–64. <https://doi.org/10.4324/9781315129273-4>
- Meyerowitz, Joanne (1998): »Sex Change and the Popular Press. Historical Notes on Transsexuality in the United States, 1930–1955«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 4, Nr. 2, 159–187. <https://doi.org/10.1215/10642684-4-2-159>
- Meyerowitz, Joanne (2002): *How Sex Changed. A History of Transsexuality in the United States*. Cambridge: Harvard University Press.
- Mignolo, Walter (2014): »Further Thoughts on (De)Coloniality«. In: Broeck, Sabine/Junker, Carsten (Hg.): *Postcoloniality – Decoloniality – Black Critique. Joints and Fissures*. Frankfurt a.M.: Campus, 21–51.
- Miles, A. E. W. (1974): »Julia Pastrana: The Bearded Lady«. In: *Proceedings of the Royal Society of Medicine*, Jg. 67, Nr. 2, 160–164. <https://doi.org/10.1177/003591577406700229>
- Miranda, Deborah A. (2010): »Extermination of the Joyas: Gendercide in Spanish California«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 16, Nr. 1–2, 253–284. <https://doi.org/10.1215/10642684-2009-022>

- Mitchell, Timothy (2002): »Die Welt als Ausstellung«. In: Conrad, Sebastian/Randeria, Shalini (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Campus, 148–176.
- Montgomery, Nick/bergman, carla (2017): *Joyful Militancy. Building Thriving Resistance in Toxic Times*. Chicago: AK Press.
- Morgensen, Scott Lauria (2011): *Spaces Between Us. Queer Settler Colonialism and Indigenous Decolonization*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <http://doi.org/10.5749/minnesota/9780816656325.001.0001>
- Moser, Karin (2019): »Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit des Staates...« Autoritäre Propaganda und mediale Repression im austrofaschistischen Ständestaat«. In: Karmasin, Matthias/Oggolder, Christian (Hg.): *Österreichische Mediengeschichte. Band 2: Von Massenmedien zu sozialen Medien (1918 bis heute)*. Wiesbaden: Springer, 37–59. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23421-8_3
- Müller, Gerd B. (2017): »Biologische Versuchsanstalt: An Experiment in the Experimental Sciences.« In: Gerd B. Müller (Hg.): *Vivarium. Experimental, Quantitative, and Theoretical Biology at Vienna's Biologische Versuchsanstalt*. Cambridge: MIT Press, 3–18. <https://doi.org/10.7551/mitpress/10399.003.0014>
- Muñoz, José Esteban (2009): *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*. New York: New York University Press.
- Nay, Yv E./Steinbock, Eliza (2021): »Critical Trans Studies in and beyond Europe. Histories, Methods and Institutions«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 8. Nr. 2, 145–157. <https://doi.org/10.1215/23289252-8890509>
- Nunn, Xavier (2022): »Trans Liminality and the Nazi State«. In: *Past & Present*, Jg. 260, Nr. 1, 123–157. <https://doi.org/10.1093/pastj/gtac018>
- Nunn, Xavier (2024): »Against Anticipation, or, Camp Reading as Reparative to the Trans Feminine Past: A Microhistory in Nazi-Era Vienna«. In: *Gender & History* 36 (1): 191–207. <https://doi.org/10.1111/1468-0424.12721>
- Nunn, Xavier (im Erscheinen): *Liminal Lives: Trans Before and After the Nazis*. Durham: Duke University Press.
- O'Hara, John Harvey (2024): »Expanding Trans German Studies«. In: *The German Quarterly*, 1–4. <https://doi.org/10.1111/gequ.12441>
- Oosterhuis, Harry (2000): *Stepchildren of Nature: Krafft-Ebing, Psychiatry, and the Making of Sexual Identity*. Chicago: University of Chicago Press.
- Osborne, Michael A. (2000): »Acclimatizing the World: A History of the Paradigmatic Colonial Science«. In: *Osiris*, Jg. 15, Nr. 1: Nature and Empire:

- Science and the Colonial Enterprise, 135–151. <https://doi.org/10.1086/649323>
- 23
- Ostertag, Bob (2016): *Sex, Science, Self. A Social History of Estrogen, Testosterone, and Identity*. Amherst: University of Massachusetts Press.
- Oudshoorn, Nelly (1994): *Beyond the natural body. An archeology of sex hormones*. London: Routledge.
- Pemmer, Hans/Lackner, Nini (1974): *Der Prater. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Neu bearbeitet von Günter Dürriegel und Ludwig Sackmauer. Wien: Jugend und Volk.
- Pemsel, Jutta (1989): *Die Wiener Weltausstellung von 1873. Das gründerzeitliche Wien am Wendepunkt*. Wien: Böhlau.
- Peters, Kathrin (2010): *Rätselbilder des Geschlechts. Körperwissen und Medialität um 1900*.
- Pfeffer, Clemens (2012): »Koloniale Fantasien made in Austria. Koloniale Afrikarepräsentationen im österreichischen Nationalrat am Wendepunkt zum Postkolonialismus, 1955–1965«. In: Menrath, Manuel (Hg.): *Afrika im Blick. Afrikabilder im deutschsprachigen Europa, 1870–1970*. Zürich: Chronos, 99–122.
- Pilz, Katrin (2020): »Sexualität«. In: Robert McFarland, Georg Spitaler und Ingo Zechner (Hg.): *Das Rote Wien. Schlüsseltexte der Zweiten Wiener Moderne*. Berlin: De Gruyter Oldenbourg. <https://doi.org/10.1515/9783110641622-015>
- Preciado, [Paul B.] (2013 [2008]): *Testo Junkie. Sex, Drugs, and Biopolitics in the Pharmacopornographic Era*. New York: The Feminist Press.
- Prosser, Jay (1998): *Second Skins. The Body Narratives of Transsexuality*. New York: Columbia University Press.
- Purtschert, Patricia (2006): *Grenzfiguren. Kultur, Geschlecht und Subjekt bei Hegel und Nietzsche*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Purtschert, Patricia (2019): *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weißen Schweiz*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839444108>
- Quijano, Aníbal (2000): »Coloniality of Power, Eurocentrism, and Latin America«. In: *Nepantla: Views from South*, Jg. 1, Nr. 3, 533–580.
- Randeria, Shalini (1999): »Jenseits von Soziologie und soziokultureller Anthropologie: Zur Ortsbestimmung der nichtwestlichen Welt in einer zukünftigen Sozialtheorie«. In: *Soziale Welt*, Jg. 50, Heft 4, 373–382.
- Rawson, K. J. (2009): »Accessing Transgender//Desiring Queer(er?) Archival Logics«. In: *Archivaria*, Nr. 68, 123–140.

- Rawson, K. J. (2014): »Archive«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 1, Nr. 1–2, 24–26. <https://doi.org/10.1215/23289252-2399488>
- Rawson, K. J. (2015): »Introduction. »An Inevitably Political Craft«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 2, Nr. 4, 544–552. <https://doi.org/10.1215/23289252-3151475>
- Reiß, Christian (2017): »The Biologische Versuchsanstalt as a Techno-natural Assemblage: Artificial Environments, Animal Husbandry, and the Challenges of Experimental Biology«. In: Gerd B. Müller (Hg.): *Vivarium. Experimental, Quantitative, and Theoretical Biology at Vienna's Biologische Versuchsanstalt*. Cambridge: MIT Press, 115–132. <https://doi.org/10.7551/mitpress/10399.003.0014>
- Reißner, Joy/Meier-Brix, Orlando (Hg., 2022): *tin*stories: Trans/inter/nicht-binäre Geschichte(n) seit 1900*. Münster: Edition Assemblage.
- Reiter, Wolfgang L. (1999): »Zerstört und vergessen: Die Biologische Versuchsanstalt und ihre Wissenschaftler/innen«. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, Jg. 10, Nr. 4, S. 585–614.
- Rollings-Magnusson, Sandra (2014): »Steerage, Cattle Cars, and Red River Carts: Travelling to the Canadian Western Prairies to Homestead, 1876–1914«. In: *Journal of Family History*, Jg. 39, Nr. 2, 140–174. <https://doi.org/10.1177/0363199013519582>
- Rosenberg, Jordy (2018): *Confessions of the Fox. A Novel*. New York: One World.
- Saalfeld, Robin K. (2020): *Transgeschlechtlichkeit und Visualität. Sichtbarkeitsordnungen in Medizin, Subkultur und Spielfilm*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839450765>
- Sauer, Walter (2002a): »Jenseits der »Entdeckungsgeschichte«: Forschungsergebnisse und Perspektiven«. In: Ders. (Hg.): *k.u.k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien: Böhlau, 7–15.
- Sauer, Walter (2002b): »Schwarz-Gelb in Afrika. Habsburgermonarchie und koloniale Frage«. In: Ders. (Hg.): *k.u.k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien: Böhlau, 17–78.
- Sauer, Walter (2010): »Afrikaklischees in der österreichischen Kunst«. In: Ders. (Hg.): *Vom Paradies zum Krisenkontinent. Afrika, Österreich und Europa in der Neuzeit*. Wien: Braumüller, 105–131.
- Sauer, Walter (2012): »Habsburg Colonial: Austria-Hungary's Role in European Overseas Expansion Reconsidered«. In: *Austrian Studies*, Jg. 20, Colonial Austria: Austria and the Overseas, 5–23. <https://doi.org/10.1353/aus.2012.0006>

- Sauer, Walter/Wiesböck, Andrea (2007): »Sklaven, Freie, Fremde. Wiener »Mohren« des 17. Und 18. Jahrhunderts«. In: Dies. (Hg.): *Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. Bis 20. Jahrhundert*. Innsbruck: StudienVerlag, 23–56.
- Schär, Bernhard C. (2015): *Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Schasiepen, Sophie (2019): Die »Lehrmittelsammlung« von Dr. Rudolf Pöch an der Universität Wien. Anthropologie, Forensik und Provenienz«. In: *ZfK – Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, Nr. 1 (»Forsenik«, Dziuban, Zuzanna/Mahlke, Kirsten/Rath, Gudrun (Hg.)), 15–27. <https://doi.org/10.14361/zfk-2019-130103>
- Scheutz, Martin/Strohmeyer, Arno (2008): »Einleitung«. In: Dies. (Hg.): *Was heißt »österreichische« Geschichte? Probleme, Perspektiven und Räume der Neuzeitforschung*. Innsbruck: StudienVerlag, 7–20. <https://doi.org/10.7767/boehla.u.9783205160885.11>
- Schiebinger, Londa (1993): *Nature's Body. Gender in the Making of Modern Science*. Boston: Beacon Press.
- Schober, Michaela C. (1996): »Austrian Immigration to Canada in the Imperial Period«. In: Engelmann, Frederick C./Prokop, Manfred/Szabo, Franz A. J. (Hg.): *A History of Austrian Migration to Canada*. Ottawa: Carleton University Press, 45–57. <https://doi.org/10.1515/9780773598133-004>
- Schuller, Kyla (2018): *The Biopolitics of Feeling. Race, Sex, and Science in the Nineteenth Century*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822372356>
- Schwarz, Michael Werner (2001): *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung »exotischer« Menschen, Wien 1870–1910*. Wien: Turia + Kant.
- Sege, Martin (2010): »Räumliche Disparitäten sozioökonomischer Strukturen in der Spätphase der Habsburgermonarchie. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen«. In: Rumpler, Helmut/Sege, Martin (Hg.): *Die Habsburgermonarchie 1848–1918, Band 2: Soziale Strukturen*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 27–44.
- Seibel, Alexandra (2017): *Visions of Vienna: Narrating the City in 1920s and 1930s Cinema*. Amsterdam: Amsterdam University Press. <https://doi.org/10.1515/9789048531684>
- Sengoopta, Chandak (1998): »Glandular Politics. Experimental Biology, Clinical Medicine, and Homosexual Emancipation in Fin-de-Siècle Central Europe«. In: *Isis*, Jg. 89, Nr. 3, 445–473. <https://doi.org/10.1086/384073>

- Sengoopta, Chandak (2006): *The Most Secret Quintessence of Life. Sex, Glands, and Hormones 1850–1950*. Chicago: The University of Chicago Press.
- Sengoopta, Chandak (2010): »Medical Science, Technology, and the Body«. In: Sappol, Michael/Rice, Stephen P. (Hg.): *In the Age of Empire. A Cultural History of the Human Body*. Oxford/New York: Berg, 107–124. <https://doi.org/10.5040/9781350049765-ch-004>
- Sharpe, Christina (2016): *In the Wake. On Blackness and Being*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822373452>
- Sigusch, Volkmar (2007): *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Skidmore, Emily (2017): *True Sex: The Lives of Trans Men at the Turn of the Twentieth Century*. New York: New York University Press. <https://doi.org/10.18574/nyu/9781479860500.001.0001>
- Skloot, Rebecca (2010): *The Immortal Life of Henrietta Lacks*. New York: Crown.
- Smithers, Gregory D. (2022): *Reclaiming Two-Spirits. Sexuality, Spiritual Renewal and Sovereignty in Native America*. Boston: Beacon Press.
- Smythe, SA (2021): »Black Life, Trans Study. On Black Nonbinary Method, European Trans Studies, and the Will to Institutionalization«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 8, Nr. 2, 158–171. <https://doi.org/10.1215/23289252-8890593>
- Snorton, C. Riley (2017): *Black on Both Sides. A Racial History of Trans Identity*. Minneapolis: University of Minnesota Press. <https://doi.org/10.5749/minnesotaa/9781517901721.001.0001>
- Somerville, Siobhan B. (2000): *Queering the Color Line. Race and the Invention of Homosexuality in American Culture*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1215/9780822378761>
- Soukup, R. W. (2008): »Eugen Steinach: Spiritus rector des ersten zyklus-regulierenden Hormonpräparats«. In: Soukup, R. Werner/Noe, Christian (Hg.): *Pioniere der Sexualhormonforschung. Vorträge des 3. Ignaz Lieben-Symposiums 2008 anlässlich des 85. Geburtstages von Prof. Dr. Carl Djerassi*. Gumpoldskirchen: Ignaz-Lieben-Gesellschaft, 16–34.
- Spector, Scott (2016): *Violent Sensations. Sex, Crime, and Utopia in Vienna and Berlin, 1860–1914*. Chicago: The University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226196817.001.0001>
- Spillers, Hortense (1987): »Mama's Baby, Papa's Maybe: An American Grammar Book«. In: *Diacritics*, Jg. 17, Nr. 2, 64–81. <https://doi.org/10.2307/464747>
- Spoon, Rae/Coyote, Ivan E. (2014): *Gender Failure*. Vancouver: Arsenal Pulp Press.

- Spooner-Lockyer, Kassandra/Kilroy-Marac, Katie (2021): »Ten Things about Ghosts and Haunting«. In: *Anthropology News*, 18.10.2021. URL: <https://www.anthropology-news.org/articles/ten-things-about-ghosts-and-haunting/> [letzter Zugriff 23.12.2021].
- Stanley, Eric (2017): »Anti-Trans Optics: Recognition, Opacity, and the Image of Force«. In: *South Atlantic Quarterly*, Jg. 116, Nr. 3, 612–620. <https://doi.org/10.1215/00382876-3961732>
- Steedman, Carolyn (2002): *Dust: The Archive and Cultural History*. New Brunswick: Rutgers University Press.
- Steinbock, Eliza (2019): *Shimmering Images. Trans Cinema, Embodiment, and the Aesthetics of Change*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478004509>
- Stern, Rebecca (2008): »Our Bear Woman, Ourselves: Affiliating with Julia Pastrana«. In: Tromp, Marlene (Hg.): *Victorian Freaks: The Social Context of Freaking in Britain*. Columbus: Ohio State University Press, 200–233.
- Stögner, Karin (2014): *Antisemitismus und Geschlecht. Historisch-gesellschaftliche Konstellationen*. Baden-Baden: Nomos. <https://doi.org/10.5771/9783845257389>
- Stoff, Heiko (1998): »Die hormonelle und die utopische Geschlechterordnung. Verjüngungsoperationen und der neue Mensch in den zwanziger Jahren«. In: Ferdinand, Ursula/Pretzel, Andreas/Seeck, Andreas (Hg.): *Verqueere Wissenschaft? Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und Sexualreformbewegung in Geschichte und Gegenwart*. Münster: LIT, 245–260.
- Stoff, Heiko (2004): *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten neunzehnten Jahrhundert bis ins Dritte Reich*. Köln: Böhlau.
- Stoff, Heiko (2008): »Hormongeschichten. Wie sie in den Jahren 1928 bis 1954 von den Wissenschaftsjournalisten Walter Finkler und Gerhard Venzmer erzählt wurden«. In: *zeitenblicke*, Jg. 7, Nr. 3, URL: https://www.zeitenblick.de/2008/3/stoff/index_html [letzter Zugriff: 23.12.2020]
- Stoler, Ann Laura (1995): *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822377719>
- Stoler, Ann Laura (2009): *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*. Princeton: Princeton University Press. <https://doi.org/10.1515/9781400835478>
- Stoler, Ann Laura/Cooper, Frederick (1997): »Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda«. In: Cooper, Frederick/Stoler, Ann Laura (Hg.): *Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World*. Berkeley: Uni-

- versity of California Press, 1–56. <https://doi.org/10.1525/california/9780520205406.003.0001>
- Storch, Ursula (1999): »Gruß vom Nordpol im k.k. Prater«. Der Wiener Prater als Ausgangspunkt für imaginäre Reisen in die ganze Welt«. In: Hanak, Werner/Widrich, Mechtild (Hg.): *Wien II., Leopoldstadt. Die andere Heimatkunde*. Wien: Brandstätter, S. 142–159.
- Storch, Ursula (2016): *Im Reich der Illusionen. Der Wiener Prater, wie er war*. Wien: Metroverlag.
- Straube, Wibke (2014): *Trans Cinema and Its Exit Scapes. A Transfeminist Reading of Utopian Sensibility and Gender Dissidence in Contemporary Film*. Linköping: Linköping University Press. <https://doi.org/10.3384/diss.diva-110049>
- Stryker, Susan (1994): »My Words to Victor Frankenstein Above the Village of Chamounix: Performing Transgender Rage«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 1, Nr. 3: 237–254. <https://doi.org/10.1215/10642684-1-3-237>
- Stryker, Susan (2006): »(De)Subjugated Knowledges. An Introduction to Transgender Studies«. In: Stryker, Susan/Whittle, Stephen (Hg.): *The Transgender Studies Reader*. New York: Routledge, 1–17.
- Stryker, Susan (2008): *Transgender History*. Berkeley: Seal Press. <https://doi.org/10.1215/01636545-2007-026>
- Stryker, Susan/Currah, Paisley/Moore, Lisa Jean (2008): »Introduction: Trans-, Trans, or Transgender?«. In: *Women's Studies Quarterly*, Jg. 36, Nr. 3–4, 11–22. <https://doi.org/10.1353/wsq.0.0112>
- Stryker, Susan/Whittle, Stephen (Hg., 2006): *The Transgender Studies Reader*. New York: Routledge.
- Sulzenbacher, Christine (2007): »Beten – dienen – unterhalten. Zur Funktionalisierung von Afrikanern und Afrikanerinnen im 19. Jahrhundert in Österreich«. In: Sauer, Walter (Hg.): *Von Soliman zu Omofuma. Afrikanische Diaspora in Österreich 17. bis 20. Jahrhundert*. Innsbruck: StudienVerlag, 99–128.
- Sulzenbacher, Hannes (1999): »Adele, der Luftballonhändler beim Riesenrad. Eine Leopoldstädter Biografie«. In: Hanak, Werner/Widrich, Mechtild (Hg.): *Wien II. Leopoldstadt. Die andere Heimatkunde*. Wien: Brandstätter, 161–166.
- Suppanz, Werner (2003): »Die Bürde des »österreichischen Menschen«. Der (post-)koloniale Blick des autoritären »Ständestaates« auf die zentraleuropäische Geschichte«. In: Feichtinger, Johannes/Prutsch, Ursula/Csáky, Moritz (Hg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*. Innsbruck: StudienVerlag, 303–314.

- Sutton, Katie (2012): »We Too Deserve a Place in the Sun«. The Politics of Transvestite Identity in Weimar Germany«. In: *German Studies Review*, Jg. 35, Nr. 2, 335–354. <https://doi.org/10.1353/gsr.2012.a478043>
- Sutton, Katie (2014): »From Sexual Inversion to Trans*. Transgender History and Historiography«. In: Mildenerberger, Florian et al. (Hg.): *Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven*. Hamburg: Männerschwarm, 181–203.
- Sutton, Katie (2018): »Sexology's Photographic Turn: Visualizing Trans Identity in Interwar Germany«. In: *Journal of the History of Sexuality*, Jg. 26, Nr. 3, 442–479. <https://doi.org/10.7560/JHS27305>
- Szczygielska, Marianna (2017): »Hyenas and Hormones. Transspecies Encounters and the Traffic in HumAnimals«. In: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities*, Jg. 22, Nr. 2, 61–84. <https://doi.org/10.1080/0969725X.2017.1322820>
- Tambe, Ashwini (2011): »Climate, Race Science and the Age of Consent in the League of Nations«. In: *Theory, Culture & Society*, Jg. 28, Nr. 2, 109–130. <https://doi.org/10.1177/0263276410380942>
- Taschwer Klaus (2017): »From the Aquarium to the Zoo to the Lab: Preludes to the Biologische Versuchsanstalt in the Viennese Wurstelprater«. In: Müller, Gerd B. (Hg.): *Vivarium. Experimental, Quantitative, and Theoretical Biology at Vienna's Biologische Versuchsanstalt*. Cambridge: The MIT Press, 37–51. <https://doi.org/10.7551/mitpress/10399.003.0009>
- Taschwer, Klaus et al. (Hg., 2016): *Experimentalbiologie im Wiener Prater. Zur Geschichte der Biologischen Versuchsanstalt 1902–1945*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.
- Teschler-Nicola, Maria (2013): »Das forMuse-Projekt und die Beforschung und Restitution überseeischer menschlicher Skelettreste in Wiener Sammlungen«. In: Stoecker, Holger/Schnalke, Thomas/Winkelmann, Andreas (Hg.): *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*. Berlin: Christoph Links, 259–278.
- Timm, Annette F. et al. (2020): »Introduction«. In: Bakker, Alex et al. (Hg.): *Others of My Kind. Transatlantic Transgender Histories*. Calgary: University of Calgary Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1931hd4.6>
- Tinsley, Omise'eke Natasha (2008): »Black Atlantic, Queer Atlantic: Queer Imaginings of the Middle Passage«. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, Jg. 14, Nr. 2–3, 191–215. <https://doi.org/10.1215/10642684-2007-030>

- Tomaiuolo, Saverio (2018): *Deviance in Neo-Victorian Culture. Canon, Transgression, Innovation*. Cham: Palgrave Macmillan. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-96950-3>
- Tompkins, Aivery (2014): »Asterisk«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 1, Nr. 1–2, 26–27. <https://doi.org/10.1215/23289252-2399497>
- Tortorici, Zeb (2018): *Sins Against Nature. Sex and Archives in Colonial New Spain*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822371625>
- »Tranimacies: An Interview with Mel Y. Chen« (2015). In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 2, Nr. 2, 317–323. <https://doi.org/10.1215/23289252-2867666>
- Tuck, Eve/Yang, K. Wayne (2012): »Decolonization is not a metaphor«. In: *Decolonization: Indigeneity, Education & Society*, Jg. 1, Nr. 1, 1–40.
- Tudor, Alyosxa (2011): »Decolonizing Trans/Gender Studies? Teaching Gender, Race, and Sexuality in Times of the Rise of the Global Right«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 8, Nr. 2, 238–256. <https://doi.org/10.1215/23289252-8890523>
- Uhl, Heidemarie (2001): »Das »erste Opfer«. Der österreichische Opfermythos und seine Transformation in der Zweiten Republik«. In: *ÖZP. Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft*, Jg. 30, Nr. 1, 19–34.
- Unterweger, Claudia (2016): *Talking Back. Strategien Schwarzer österreichischer Geschichtsschreibung*. Wien: Zaglossus.
- Velocci, Beans (2024): »Denaturing Cisness, or, Toward Trans History as Method«. In: Heany, Emma (Hg.): *Feminism Against Cisness*. Durham: Duke University Press, 108–132. <https://doi.org/10.2307/jj.14443783.8>
- Walch, Sonja (2016): *Triebe, Reize und Signale. Eugen Steinachs Physiologie der Sexualhormone. Vom biologischen Konzept zum Pharmapräparat, 1894–1938*. Wien: Böhlau. <https://doi.org/10.7767/9783205203582>
- Walgenbach, Katharina (2005): »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur«. *Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaisertum*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Ware, Syrus Marcus (2017): »All Power to All People? Black LGBTTI2QQ Activism, Remembrance, and Archiving in Toronto«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 4, Nr. 2, 170–180. <https://doi.org/10.1215/23289252-3814961>
- Wekker, Gloria (2016): *White Innocence. Paradoxes of Colonialism and Race*. Durham/London: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9780822374565>

- Wendt, Helge (2018): »Central European Missionaries in Sudan: Geopolitics and Alternative Colonialism in Mid-Nineteenth Century Africa«. In: *European Review*, Jg. 26, Nr. 3, 481–491. <https://doi.org/10.1017/S1062798718000182>
- Wesley, Saylesh (2014): »Twin-Spirited Woman. Sts'iyoyé smestiýexw slha'li«. In: *TSQ: Transgender Studies Quarterly*, Jg. 1, Nr. 3, 338–351. <https://doi.org/10.1215/23289252-2685624>
- Winkelbauer, Thomas (2018): »Einleitung: Was heißt »Österreich« und »österreichische Geschichte«?«. In: Ebd. (Hg.): *Geschichte Österreichs*. 3. Auflage. Stuttgart: Reclam, 15–31.
- Wolfe, Patrick (2006): »Settler Colonialism and the Elimination of the Native«. In: *Journal of Genocide Research*, Jg. 8, Nr. 4, 387–409. <https://doi.org/10.1080/14623520601056240>
- Wolfert, Raimund (2021): *Charlotte Charlaque. Transfrau, Laienschauspielerin, »Königin der Brooklyn Heights Promenade*. Berlin: Hentrich & Hentrich.
- Young, Hershini Bhana (2017): *Illegible Will. Coercive Spectacles of Labor in South Africa and the Diaspora*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11hpr2s>
- Zantop, Susanne (1997): *Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770–1870*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv11cw4kw>

